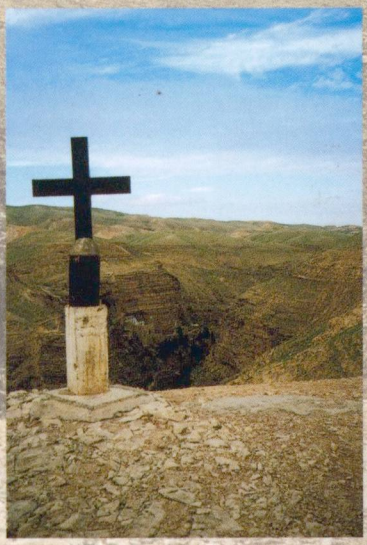
Keiner wie Er



Paul Humburg

Paul Humburg

Keiner wie ER

Herausgegeben von Arno Pagel



Missionsverlag
der Evangelisch-Lutherischen Gebetsgemeinschaften e. V.
Bielefeld



Verlag der Liebenzeller Mission
Lahr



Verlag der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland
Wuppertal

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Humburg, Paul:
Keiner wie Er / Paul Humburg. – Bad Liebenzell :
Verlag der Liebenzeller Mission, 1999
(Edition C : C ; 537 : Paperback)
ISBN 3-88002-690-4

ISBN 3-929602-61-X
Missionsverlag der Evgl.-Luth. Gebetsgemeinschaften e.V., Bielefeld

ISBN 3-88002-690-4
Verlag der Liebenzeller Mission, Lahr

ISBN 3-87857-293-X
Verlag u. Schriftenmission der Evgl.-Gesellschaft für Deutschland GmbH

Lizenzausgabe 1999
mit freundlicher Genehmigung
des Verlags der
Francke-Buchhandlung GmbH, Marburg
Umschlagfoto: L. Gassmann
Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei, 77922 Lahr
Printed in Germany 32353/1999

Inhalt

Vorwort 7
Die wichtigsten Lebensdaten von Paul Humburg 8

DIE GANZ GROSSE LIEBE 9

Zwei Söhne 13
Gib mir! 14
Nicht lange danach 16
Fern über Land 18
Gottes schwarzer Hund 20
Ein schwerer Gang 22
Verlassen 24
Der richtige Schlag 25
Und ich? 27
Ich will zu meinem Vater gehen 29
Das entscheidende Wort 32
Nicht wert 33
Heute 35
Ein Vaterherz 37
Zuvorkommende Gnade 39
Eine gefährliche Ecke 41
Der unterbrochene Satz 43
Freude der Errettung 45
Ein kalter Guß 47
Ein harter Mann 49
Unerhört 51
Die ganz große Liebe 52
Sie haben Liebe so nötig 54
Fromm, aber nicht froh 56
Eine scharfe Zunge 58
Gnade auf Probe 60
Im Vaterhaus fremd 62
Du solltest fröhlich sein 64

DIE HART GEBUNDENEN MACHT ER FREI 67

Jesus unter den Sündern (I.) 69
Jesus unter den Sündern (II.) 77
Jesus unter den Sündern (III.) 86
Jesus unter den Sündern (IV.) 95
Jesus unter den Sündern (V.) 104
Die hart Gebundenen macht er frei 113
Ach, Herr! Ja, Herr! Aber doch, Herr! 122
Zuviel verlangt? 129
Unmöglich 135
Wie einer sehend wurde 140
Licht und Finsternis 149
Wir haben ein Gesetz 156

JESUS UND SEINE JÜNGER 165

Sein Ruf 167
Jesus und seine Jünger 174
Wir haben gefunden 181
Zu Jesus geführt 188
Von Jesus durchschaut, von Jesus gestaltet 194
Am Morgen des neuen Lebens 199
Jedermann sucht dich 213
Den Unmündigen offenbart 219
Von der Sünde 225
Sturm und Stille 237
Im Dienst an den Brüdern 245

Vorwort

In dem Band »Keiner wie Er« sind drei seit langem vergriffene Schriften von Paul Humburg vereinigt. Deren Titel lauten: »Die ganz große Liebe«, »Die hart Gebundenen macht er frei« und »Jesus und seine Jünger«.

Als Zeitpunkt für die Neuherausgabe bietet sich Humburgs hundertster Geburtstag an (22. 4. 1978). Aber bloße Gründe der geschichtlichen Erinnerung würden das Unternehmen allein nicht rechtfertigen. Die Verkündigung Paul Humburgs ist vielmehr geistlich-seelsorgerlich so wichtig, wertvoll und hilfreich, daß man ihr auch heute noch eine Stimme unter uns geben sollte.

Hier ist ein Mann, dem es um *eine* Sache geht: um das Evangelium, das Gottes Kraft zur Rettung von Sündern ist. Es geht ihm darum, *einen* Namen, *eine* Person zu bezeugen, groß und herrlich zu machen: Jesus Christus. Keiner wie Er!

Paul Humburg hat es immer wieder betont: Der Inhalt unseres Zeugnisses muß klar sein. Nun, bei ihm ist er klar, herzerfrischend und kompromißlos klar. Der Verfasser ist in der schweren Not- und Kampfzeit der evangelischen Kirche in den Jahren des Dritten Reiches in hohe Ämter und Aufgaben der Bekennenden Kirche berufen worden. Er hat ohne Rücksicht auf sein persönliches Geschick der Irrlehre und dem Irrgeist widerstanden, die sich damals in der Kirche und im Volk breitmachte. Er hat dem nationalsozialistischen Staat gegenüber klare und tapfere Wort nicht gescheut. Berühmt geworden ist seine Predigt über den »Knospenfrevel« aus dem Jahre 1936. Da hat er sich gegen die Vereidigung der Kinder gewandt, die versprechen mußten, »dem Führer Adolf Hitler unbedingten Gehorsam zu leisten und nie von ihm und der Fahne abzufallen«. Er sagte: »Die Gemeinde des Herrn muß in ihrer Versammlung von sich aus feierlich gegen solche Behandlung der Kinder Einspruch erheben. Eine solche Massenverpflichtung unmündiger Kinder ist eine Herabwürdigung des Eides und zugleich eine Vergewaltigung der Kinder. Das ist Knospenfrevel!«

Der Bekenner, der in den schweren Auseinandersetzungen jener Zeit klar und unbeirrt seinen Weg ging und im Kampf sich bewähr-

te, hatte und behielt immer das große Verlangen, nahe bei Jesus zu sein. Und nie wollte er aufhören, die Menschen auf den Heiland – so nannte er den Herrn Jesus gern – und auf sein Kreuz zu weisen. Was sich in einem ganz persönlichen Verlöbnis zwischen dem einzelnen Menschen und Jesus begibt, das blieb Paul Humburg immer das Entscheidende. Daß wir Jesus brauchen, wie wir ihn finden, uns ihm ganz hingeben und in seinem Dienst bewähren – das alles erfahren wir von Paul Humburg in aller nur wünschenswerten Klarheit. Auch in den jetzt noch einmal veröffentlichten drei Schriften, die zuerst in den Jahren 1935–1937 erschienen sind. Alle Bibelstellen sind in der Lutherübersetzung wiedergegeben, die Humburg in seiner Zeit benutzt hat.

Arno Pagel

Die wichtigsten Lebensdaten von Paul Humburg:

Geb. 22. 4. 1878 in Mülheim am Rhein. Studium der Theologie auf den Universitäten Halle, Erlangen, Bonn und Utrecht. 1906 bis 1909 Pastor in Dhünn, 1909 bis 1919 in der Reformierten Gemeinde in Elberfeld. 1915 bis 1918 freiwilliger Feldprediger beim Armeeoberkommando X an der Ostfront. 1919 bis 1921 Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung in Berlin. 1921 bis 1929 Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes in Barmen. 1929 bis 1942 Pastor der Evangelisch-Reformierten Gemeinde Barmen-Gemarke. 1934 bis 1942 Präses der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche im Rheinland. 1934 bis 1936 Mitglied der vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche. Vom 1. Januar 1943 an im Ruhestand. Gest. 21. 5. 1945 in Detmold.

Die ganz große Liebe

28 Betrachtungen für verlorene Leute über das Gleichnis von den verlorenen Söhnen

Ein Mensch hatte zwei Söhne.
Und der jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut.
Und nicht lange danach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.
Da er nun all das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbe ganze Land, und er fing an zu darben.
Und er ging hin und hängte sich an einen Bürger des Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.
Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue aßen; und niemand gab sie ihm.
Da schlug er in sich und sprach: Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger!
Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!
Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn.
Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße.
Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße,
und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein!
Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.
Aber der älteste Sohn war auf dem Felde. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen
und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre.
Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat.
Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn.

Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.*
Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein.
Du solltest aber fröhlich und gutes Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden.

* Urtext

Lukas 15, 11–32

Zwei Söhne

»Ein Mensch hatte zwei Söhne.« (V. 11)

Mit diesem Satz beginnt das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das doch eigentlich das Gleichnis von zwei verlorenen Söhnen ist. Mancher denkt: »Der verlorene Sohn, das ist der ganz schlimme; die Geschichte geht mich nichts an.« Aber eigentlich ist sie die Geschichte von dem andern verlorenen Sohn und zeigt uns, daß nicht nur die ganz schlimmen, sondern daß gerade die äußerlich ganz »frommen«, ehrbaren Leute ohne Gott verloren sind. Der ältere Bruder in diesem Gleichnis, selbstgerecht, lieblos und hart, ist auch verloren, ja, der ist am Schluß eigentlich *der verlorene Sohn,* der draußen steht. Er war immer fromm, aber nie froh; ganz nahe beim Vater, aber innerlich ihm weltenfern und ohne Gemeinschaft mit ihm. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist also eigentlich gar nicht für die bestimmt, die wir als die ganz Fremden und Fernen meist damit einladen wollen, sondern für die, die »ganz nahe« sind. Ganz nahe und doch draußen! (vgl. V. 2).

Es waren beides »verlorene Söhne«, der eine leichtsinnig, der andere kaltsinnig und hart, der eine ungerecht und verkommen, der andere selbstgerecht und stolz, der eine liederlich, der andere geizig, der eine zuchtlos, der andere herzlos. Der Vater konnte auf keinen von beiden stolz sein. Sie gehen beide unter, wenn sie nicht gerettet werden.

Wir sind alle verloren. Wir gehen nicht verloren, wir *sind* verloren. Die einen versinken im Schlamm der Sünde, grauenvoll, ekelhaft. Und die andern? Es gibt eine *Hintertür in die Hölle* für die Mitglieder christlicher Vereine, Gemeinden und Gemeinschaften. Es gibt einen *Bürgersteig am breiten Weg,* der nicht so ganz durch den Schlamm führt; aber die darauf wandern, sind auch verloren. Sie sind auf dem breiten Weg. Ob eine Blume zertreten im Staube liegt oder in der Vase prankt: seitdem sie von der Wurzel abgeschnitten ist, ist sie dem Tode verfallen.

Zwei Söhne sind es, aber nur von einem lesen wir, daß er umkehrt. Der andere stößt die Gnade von sich und geht unter. In jeder Hinsicht, beim Verlorengehen und beim Gerettetwerden, ist es gerade

der andere, von dem man es nicht erwartet hätte. Der verlorene Sohn kommt an des Vaters Herz, und der ehrenhafte ältere Bruder wendet dem Vater mit klarer Entscheidung den Rücken. Mancher kommt noch zurecht, von dem man es nicht erwartet hätte; und mancher geht unter, von dem es keiner dachte. Wir werden uns einmal an jenem Tage wundern. Viele Wege, die in gleicher Weise begonnen wurden, enden an sehr verschiedenen Stellen. Zwei Schächer hingen auf Golgatha. Es war derselbe Hügel, auf dem sie verscharrt wurden; dieselben Kriegsknechte brachen ihnen die Beine; derselbe Abend war's, an dem ihr Leben schloß. Und wie sie erwachten, da war der eine in der Verdammnis, der andere im Paradies.

Verloren sind wir alle. Die Frage ist, ob *wir* – gerettet werden. Jesus macht nicht unnötig scharfe Worte und ist kein Freund einer überspitzten Rede; aber er sagt einmal (Luk. 17, V. 34–36): »Zwei werden liegen auf einem Bett. Einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden. Zwei werden miteinander mahlen. Eine wird angenommen, die andere wird verlassen werden. Zwei werden auf dem Felde sein. Einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden.« Die Frage nach der ewigen Errettung ist nicht eine Frage für mehrere, sondern für jeden allein. Niemand kann ihr ausweichen. Sie geht uns ganz persönlich an. Ein Mensch hatte zwei Söhne, beide verloren. Einer wurde gerettet, der andere ging an seinen Ort. Welcher von beiden bist du?

Gib mir!

»Gib mir das Teil der Güter, das mir gehört.« (V. 12)

»Gib mir!« Das war die Sprache des jüngeren Sohnes, mit der er vor seinen Vater trat. Es ist die Sprache der ganzen Menschheit, vom Sündenfall des ersten Menschen an. Daher kommt all unser Leid, daß wir haben und herrschen wollen, daß wir nur an uns selbst denken. Das war der Anfang aller Sünde, daß der Mensch sprach: »Gib mir!« im Blick auf das, was ihm Gott versagt hatte, und daß er sich nahm, was ihm nach Gottes Willen vorenthalten war. Wir alle neh-

men immerzu in alle Taschen. Das ist der innerste Trieb in all unserer Sünde, dies vorderste Wort: »Gib mir!«, das Wort der Selbstsucht.

»Das Teil der Güter, das mir gehört.« Daher kommt so viel Zank und Streit, daß jeder es sich ausrechnet und dann ganz genau weiß, was ihm gehört, was andere ihm schuldig sind, was ihm zukommt. Darüber ist schon viel Zwist in den Familien entstanden. Den ganzen Tag sagt jeder zum andern: »Gib mir das Teil, das mir gehört.« Wir beschäftigen uns alle sehr gründlich mit dem, »was man verlangen kann«, worauf wir bestehen müssen als auf unserem Anspruch, und wir denken so wenig über das nach, was wir andern schuldig sind, an das Teil, das andern gehört. Rücksichtslos fordern wir unser Teil, unser Teil an Bequemlichkeit, an Dienstleistungen der andern, an Achtung und Rücksichtnahme, an Opfern, die man für uns bringen soll. Und wir versetzen uns so wenig in die Lage der andern hinein, was unser Fordern ihnen an Mühe und Entsagung auferlegt, wieviel Aufmerksamkeit wir von ihnen verlangen, wieviel Anspannung ihrer Kräfte, wieviel Freundlichkeit und Liebe. Und ebenso vergessen wir, daran zu denken, welches das Teil ist, das *ihnen* gehört, wie wir ihnen gegenüber Entgegenkommen beweisen, Liebe üben und Freundlichkeit an den Tag legen müßten. Wie oft rechnet man es aus und überlegt, wer wohl den ersten Gruß schuldig ist, wer den ersten Schritt tun müßte, wer das erste Wort zu sagen hätte. Und immer größer wird das Teil, das nach unserer Meinung uns gehört, und immer weniger denken wir an das Teil, das nach göttlichem und menschlichem Recht dem andern gehört. Gib mir! Fast unser ganzes Leben und all unser heimliches Empfinden und unsere Triebe werden regiert von diesem kurzen, scharfen, allmächtigen Kommando: Gib mir! Das Ich sitzt auf dem Thron und erwartet selbstverständlich der anderen Unterwerfung.

Wie oft ist auch in den Familien, kaum daß Vater und Mutter die Augen geschlossen haben, da, wo immer Friede und Eintracht geherrscht haben, der Zank und Streit eingekehrt über mein und dein! Was man nicht für möglich gehalten hätte, das verursacht dies eine Wörtchen: Gib mir! Auf einmal springt eine Streitfrage auf, über der man sich erhitzt, über der alte Liebe vergessen wird und gemeinsames Leid in den Hintergrund tritt. Und scharf und spitz wie

Schlachtschwerter ruht in den Händen eines jeden Beteiligten das Wort: Gib mir!

Tief ist der Schaden und sitzt fest im Menschenherzen. Er konnte nur geheilt werden dadurch, daß Gott gab. Er, der einzige, der fordern konnte: »Gib mir!«, *der alles fordern konnte* und auf alles Anspruch hatte, *gab sein alles,* seinen eingeborenen Sohn, um durch sein Geben, seine selbstlose Liebe unser Nehmen, unsere Selbstsucht zu heilen.

»Und er teilte ihnen das Gut.« Wenn solch ein Verlangen auftritt, dann hilft es nichts, mit Gewalt zu wehren. Ein kurzer Satz. Er beschreibt wohl eine lange Geschichte. Es wird eine innere Not des Vaters gewesen sein, ein Kampf, als diese Zumutung an ihn herantritt. Aber er weiß, es hat ja keinen Zweck, mit Gewalt zu halten, was ziehen will. Reisende Leute muß man nicht aufhalten. Man muß sie gehen lassen. Man kann die Kinder nicht zwingen zu ihrem Glück. Sie müssen ihre Erfahrung machen. Sie müssen durch schwere Wege erst zurechtkommen. Aber in das Teil, das dem jüngsten Sohn gehört, hat der Vater viele Gebete mit hineingegeben. Er muß ihn aus seiner Hand in Gottes Hand befehlen: Bring du ihn mir zurück! Auch der himmlische Vater muß die Menschen oft gehen lassen. Sie wollen es nicht anders. Und mancher muß später zugeben: All mein Leid, es ist das Teil, das so recht eigentlich mir gehört, das ich mir selbst erwählt habe. Ich wollte es ja nicht anders. Wohl dem, der dann an das Vaterhaus denkt!

Nicht lange danach

»Nicht lange danach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog fern über Land.« (V. 13)

»Gib mir das Teil der Güter, das mir gehört!« So hatte schroff und kalt der Sohn zum Vater gesprochen. Das Evangelium berichtet uns nichts von Einwendungen des Vaters, sondern erzählt kurz und knapp: »Er teilte ihnen das Gut. Und nicht lange danach...« Der »verlorene Sohn« ist also nicht sofort aus dem Vaterhaus hinwegge-

zogen. Es verging wohl doch noch eine Zeit des Besinnens. Er hat nicht alsbald seinen Vater verlassen. Wurde er gewarnt? Von seinem Vater? Von treuen Freunden? Vielleicht von einem erfahrenen Meisterknecht? Hat ihn der Anblick seines trauten Vaterhauses getroffen? Hat sein Gewissen Einspruch erhoben? Vielleicht hatte er doch nur mit dem Gedanken gespielt, in die Freiheit, in die Ferne zu ziehen. Aber als es nun geschehen sollte, da kam doch noch eine Zeit der Besinnung und des Zögerns.

Es hat auch schon manch einer mit dem Gedanken gespielt, mit Gott völlig zu brechen, mit der christlichen Art seines Vaterhauses und der Gemeinschaft der wahren Kinder Gottes. War es so bei dir? Hat da nicht dich auch eine Stimme gewarnt? Oder waren es gar viele Stimmen? Der Vater, die Mutter? Und Gottes Wort, das treue Wort Gottes, das uns durchaus nicht will verlorengehen lassen? Es hat sich dir wohl auch sperrend in den Weg gestellt? Ohne Zweifel wird es jeder verlorene Sohn zugeben müssen: Du bist gewarnt worden. Es hat auch bei dir einen Kampf gegeben, ehe du den Gedanken, mit dem du anfangs nur spieltest, in die Tat umgesetzt hast. Es wird sich einmal niemand entschuldigen können, er sei nicht gewarnt worden.

Aber nicht lange danach – siegte die Sünde, der Teufel, der Verführer. Du gingst in dein Elend hinein.

Nicht lange danach! Wie hat die Seele sich gewehrt und verzweifelt gekämpft gegen das Locken des Versuchers! Aber es war nur kurz wie das Ringen eines Ertrinkenden, der sich emporzuarbeiten sucht, aber doch untergeht. Dann ist alles still. Die Sünde war zu stark, die Verlockung war zu süß.

Die Araber haben ein Sprichwort: Die Sünde hat fünf Finger. Zwei legt sie dem Menschen auf die Augen: er soll nicht sehen, wohin die Reise geht; zwei legt sie ihm auf die Ohren: er soll nicht hören die Stimme der Warnung; und einen preßt sie ihm auf den Mund: er soll sich nicht mucken. Aber sündigen soll er.

»Nicht lange danach sammelte er alles zusammen und zog fern über Land.« So, wie der verlorene Sohn von seinem Vater wegzog, so haben sich viele von Gott losgemacht. Vielleicht waren sie in der Jugend nahe bei ihm und haben sein Wort gern gehört und seine Lie-

der mit Freuden gesungen. Aber dann kam die Sünde und trennte sie von ihrem Gott. Und nun kannten sie nur ein Verlangen: nur weg vom Heiland, los von der Ermahnung, von den Erinnerungen an die Liebe und Gnade. Nur fort, nichts wie fort! Es ist nicht mehr auszuhalten in seiner Gemeinschaft und Nähe. Unter den Augen des Vaters durfte man so vieles nicht mitmachen, und man wollte es doch mitmachen. Dem verlorenen Sohn kam die liebe, traute Luft seines Vaterhauses vor wie Kerkerluft. Und darum hinaus, fern über Land!

Ob wohl jemand dies liest, der fromme Eltern hatte und von ihnen im Zorn weggegangen ist? Seither hast du keine Verheißung mehr, die dir leuchtet wie ein Stern. Das erste Gebot, das Verheißung hat, lautet: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.« Und es steht geschrieben: »Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen« (Spr. 30, 17). Ist dein Leben wie verhext? Kommt Unglück über Unglück? Es will dir nichts gelingen? Vielleicht bist du unter dem Fluch wegen deiner Sünde gegen deine Eltern. Und das wird nicht besser, weil Gottes Zorn gegen dich ist, bis du dich gebeugt hast und hast um Vergebung gebeten. Es ist Gottes Wort, das dich dazu auffordert, und es ist Gottes Liebe, die dir die Kraft dazu geben will, wenn du dich zu ihm wendest.

Fern über Land

»Der jüngste Sohn zog fern über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.« (V. 13)

Der Weg des verlorenen Sohnes ist ganz klar von dem Augenblick an, wo er sein Vaterhaus verläßt. Wenn er dem Vater den Rücken wendet, dann kann er nicht in der Nähe bleiben. Dann muß er fern über Land ziehen. Das Vaterhaus hat eine so mächtige Anziehungskraft. Wollte er es verlassen, so durfte er auch nichts mehr davon sehen und hören und durch nichts mehr daran erinnert werden. Niemand sollte ihm mehr etwas zu sagen haben. Er wollte ganz frei sein

von der väterlichen Aufsicht. Und darum zog er, sein gutes Stück Geld in der Tasche, in die weite Welt hinaus.

Sind nicht manche unter uns auch wie der verlorene Sohn fern über Land gezogen? Sie wollten nichts mehr hören von Gott, nichts mehr sehen vom Vaterhaus. Kein Bild, keinen Spruch, kein Lied mochten sie mehr in der Erinnerung behalten. Von dorther sollte ihnen kein Befehl mehr kommen. Sie wollten los sein von der Zucht des göttlichen Vaterhauses. Dorthin sandten sie auch keine Wünsche, keine Gebete mehr. Von dorther kam auch kein Segen mehr zu ihnen. Sie hatten sich genug geärgert an dem Glaubensleben ihres Elternhauses oder ihrer Umgebung in ihrer Jugendzeit, und die Gemeinschaft der Gläubigen war ihnen ärgerlich geworden, ihre Lieder waren ihnen zuwider. Das will man nicht mehr ertragen. Darum zieht man fern über Land. Die Lieder deiner Jugend sind wohl verstummt? Jetzt hörst du ganz andere Lieder. Der Weg ist ganz klar. Am Ende der Reise, in der Hölle, wirst du nie mehr gestört durch fromme Lieder und die Gebete der Gläubigen. Fern über Land. Ein Schritt zieht den andern nach sich. Die Richtung vom Vaterhaus hinweg führt in die Verdammnis.

Fern über Land; und doch kommt zu dir immer wieder, von Gottes Vaterhaus fern, Gottes Liebe dir nach, die das Verlorene sucht. Und indem du dies liest, schickt er dir Botschaft fern über Land. »Von dem Vaterhaus fern glänzt dir nirgends ein Stern. O verlornes Kind, komm heim!«

»Daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen«, indem er heillos und ausschweifend lebte. Das kennt man ja: als ob das Geld kein Ende nähme. Man führt, wie man so sagt, »ein lustiges Leben«. Es finden sich »Freunde« und »Freundinnen« ein, solange der Beutel voll ist, Aussauger und loses Gesindel, die die Gutmütigkeit mißbrauchen, und bald ist das Geld durchgebracht. Von dem allem merken die Leute nichts, bis es zu spät ist. Die *Sünde* macht nicht nur schlecht, sie *macht auch dumm.* Dann rechnet der Mensch nicht mehr. Er jubelt nur und praßt. Die Sünde bringt uns nichts ein. Sie ist der Leute Verderben. Sie bringt uns um unsere Existenz, so wie es bei Adam und Eva war, so daß wir nun anstatt im Paradies zwischen Dornen und Disteln leben.

Ich sah einmal auf der Rückseite einer Karnevalszeitschrift, die

mein Gegenüber im Zuge las, eine Reihe lüsterner Bilder. Immer intimer wurde das Verhalten des Pärchens, das da miteinander zechte und praßte. Schließlich zogen sie miteinander ab. Und als Schlußbildchen stand darunter ein weinender Engel mit einer geknickten Lilie. Verlorene Unschuld, verlorene Jugend, verlorene Ehre, verlorene Gesundheit. Es war, als ob die Sünde sich selbst verspottete in diesen Bildern oder als ob der Teufel am hellen, lichten Tage lachte über die Narren, die sich in sein Höllennetz verlaufen. Fern über Land!

Gottes schwarzer Hund

»Da er nun all das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbe ganze Land.« (V. 14)

Fröhlich und unbeschwert war der Sohn aus dem Vaterhaus ausgezogen und hatte ein lustiges Leben geführt, mit seinen Freunden gezecht und gefeiert, als hätte das Geld kein Ende.

»Da er nun all das Seine verzehrt hatte.« Also, es war doch ein Ende an dem Geld. Solange er noch etwas hatte, kehrte er nicht um in sein Vaterhaus. Solange es noch einigermaßen geht, bleiben die Menschen auf ihrem Sündenweg und hoffen, daß es noch einmal besser wird. Sie sind zu stolz, nachzugeben. Der Mensch will nicht klein beigeben. Solange er noch etwas hat und noch etwas kann, verharrt er auf seinem Sündenweg. Hast du noch etwas? Muß es denn erst bis aufs äußerste gekommen sein? So möchte ich die fragen, mit denen Gott schon oft gesprochen hat und hat sie treulich zurückgerufen von ihrem Sündenweg.

»Da ward eine große Teuerung über das ganze Land.« Da, in dem Augenblick, als dem jungen Mann sein Geld ausgegangen war, da kam die Teuerung, nicht früher, dann erst. *Gott kann warten.* Diese allgemeine Not brach herein, als auch für jenen seine persönliche Not anfing. Bei gewöhnlichen Preisen hätte er es vielleicht sonst noch eine Zeitlang ausgehalten. Aber nun kam eine Teuerung. Mußte das jetzt gerade kommen?

»Ein Unglück kommt selten allein«, sagt man dann. Vielleicht ist es besser, wir sagen ein anderes Wort: »Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein. Wo mit Langmut er sich säumet, holt mit Streng' er's wieder ein.« Die Not ist wie ein Steckbrief, den Gott hinter dem Sünder hersendet, wenn dieser sich aller Arbeit seiner Liebe beharrlich entzieht. So spricht der Herr zur Not: »Halte du ihn mir fest.« Sie ist ein Steckbrief, nicht daß der Mensch bestraft, sondern daß er geliebt und errettet werde. Die *Not* kommt von Gott. Sie ist *wie der schwarze Hund des Hirten,* den er hinter den Schafen herschickt, damit er sie ihm zutreibe und sich keines von seiner Herde verirre.

»Es ward eine *große* Teuerung.« Gott greift fest zu. Wenn er doch nicht so hart schlagen wollte! so denkt der Mensch. Aber alles nimmt ihm Gott. Und doch nur aus Liebe! Gott benutzt die Not, um den verlorenen Sohn herumzubringen. Die Not ist ein Herumholungsmittel sondergleichen in der Hand unseres Gottes. »Wenn Trübsal da ist, so sucht man dich.« Erinnert ihr euch an die Geschichte von Josephs Brüdern? Es wird nur ganz kurz erzählt, wie sie ihren Bruder Joseph verkauft haben. Aber ein gutes Jahrzehnt später, als sie in Ägypten vor dem fremden Gewalthaber standen, der sie zum Tode verurteilen wollte, da fing die Not an, zu ihnen zu reden, und man achte darauf: Was vorher nur ganz kurz und schnell berichtet wurde, als eile man darüber hinweg, das wird jetzt vom Gewissen nach zehn Jahren ganz eingehend geschildert. Da sprachen sie untereinander: »Das haben wir an unserem Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns anflehte, und wir wollten ihn nicht erhören. Darum kommt nun diese Trübsal über uns.« Das Gewissen malt ihnen die Einzelheiten ganz genau wieder vor die Augen und zieht seinen Schluß daraus.

So war es auch bei der Witwe zu Zarpat, zu der Elia kam. Als ihr Sohn starb, da fuhr ihr das Wort heraus: »Du, Mann Gottes, bist zu mir hereingekommen, daß meiner Missetat gedacht werde.« Also, es war eine Missetat, an die sie sonst nicht dachte, die jetzt durch die Not obenauf gelegt wurde auf alle ihre Gedanken, Sorgen und Wünsche.

Wie manch einer ist schon durch die Not zum Einsehen gebracht worden, durch Krankheit oder einen Sterbefall auf andere Gedan-

ken gekommen, ja, vielleicht durch das Leid, das seine eigenen Kinder ihm angetan haben, tief gebeugt zurückgekehrt zu seinem Gott. Die Not ist Gottes schwarzer Hund, den er als ein guter Hirte hinter uns herschickt, daß wir uns zu ihm zurückfinden sollen. Du sorgenvoller Vater, du Mutter, verstehst du deinen Gott?

Ein schwerer Gang

»Und er ging hin und hängte sich an einen Bürger des Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.«
(V. 15)

Es war ein schwerer Gang, als der verlorene Sohn in der Not, die die Teuerung über ihn gebracht hatte, sich an einen Bürger desselben Landes hängen mußte. So etwas war er nicht gewöhnt. Das Betteln war ihm ein furchtbarer Angang. Solch schwere Wege hatte er in seiner Jugend nicht gehen müssen. Mancher hat schon schwere Wege gehen müssen um seiner Sünde willen. Weil er nicht zu Gott gehen wollte, mußte er zu den Menschen gehen. Weil er Gott nicht bitten wollte, mußte er betteln.

»Der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.« Das war sehr demütigend, zumal für einen Juden. Zu Hause wurde das dem geringsten Knecht nicht zugemutet, und die Schweine waren nach jüdischer Anschauung unreine Tiere. Aber was hilft es? Er kann sich dem nicht entziehen. Hunger tut weh. Was tut man nicht alles, wenn die Not gebietet!

Die Welt und der Fürst dieser Welt legen ihren Knechten schmähliche Lasten auf. Aus dem Vaterhaus war der leichtsinnige Sohn ausgezogen. Die Welt sollte seine Freundin sein. Nun wurde er behandelt nach der Art der Welt. In Gottes Dienst täte das wohl keiner. Um des Herrn Jesu willen würde man solche Lasten nicht tragen wollen, die man wohl oder übel im Dienste der Sünde und der Welt auf sich nimmt.

»Er schickte ihn.« Das war eine kalte Behandlung. Er wird den Mann kaum angehört haben, und dann, ohne ihn weiter eines Blik-

kes zu würdigen, ließ er ihn gehen. Er kann ja auf dem Acker die Schweine hüten. So wurde er an die Arbeit geschickt. Jetzt faßte ihn niemand mehr zart an wie im Vaterhaus. Er mußte sich schicken lassen.

Satans Dienst macht uns das Leben schwer. Er trägt uns viel Tränen ein und Seufzer, Schläge und Demütigungen. Keine guten Worte, aber Fußtritte sind es, die man bei ihm bekommt. Satan ist kein guter Hirte. Laßt mich's euch nur auf den Kopf zusagen: *Es geht euch schlecht beim Satan.*

Gut, daß der Sohn fern vom Vaterhaus war, daß hier keiner von seinen Bekannten vorbeikam und ihn sah. »Hoffentlich sieht mich niemand, der mich früher gekannt hat«, so wünscht heute auch mancher. Dinge, über die man sich innerlichst schämt und die Zähne zusammenbeißt vor Wut, daß man sie tun muß, werden uns zugemutet. Aber was hilft's? Der Sünder hat einen harten Herrn, der schickt ihn auf den Acker, die Schweine zu hüten. Der Weg zur Verdammnis ist sehr dunkel. Freudeleer und traurig ist nicht nur die Hölle; auch der Weg zur Hölle ist schon traurig. Wie manch einer, der es so gut haben könnte im Vaterhaus und der einmal den Frieden und das Glück der Gemeinschaft mit Gott empfunden hat, lebt ein Hundeleben, das schon eine Hölle auf Erden ist. Manche Ehe, manches Familienleben, manche Quälerei im Geschäft und Beruf zeigt den furchtbaren, unheimlichen Schein, den schon die Hölle in das Leben der Menschen vorauswirft.

Das war dem jungen Mann an der Wiege nicht gesungen worden, daß es ihm einmal so gehen würde. Er hat es selbst verschuldet. Es schien ein lustiger Weg; es wurde ein schwerer Gang.

Und von weitem winkt das Vaterhaus. Und die Erinnerung bleibt im Bewußtsein des verlorenen Sohnes wie ein leises, stetiges Rufen. Durch alle Not, die die Sünde über ein Leben heraufbringt, geht dieses Rufen: »Verlorenes Kind, komm heim!«

Verlassen

»Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue aßen; und niemand gab sie ihm.« (V. 16)

Es war ein gewaltiger Szenenwechsel im Leben des verlorenen Sohnes. Früher der Reichtum und Wohlstand im Vaterhaus, dann diese plötzliche Trennung von alledem, vor allem vom Herzen des Vaters, und ein lustiges, fideles Leben in Saus und Braus. Und plötzlich – die Not, die harte Not. Er saß bei den Säuen auf dem Acker »und begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue aßen«. Die ganze Sprache ist schon die Sprache, die in der Not gebraucht wird. Vom Bauch spricht man sonst nicht, außer wenn es einem tatsächlich darum geht, seinen Bauch zu füllen, weil man einfach Schmerzen leidet vor Hunger. Es ist ein derbes Wort. Aber hier paßt es hin. Er konnte nicht versuchen, irgendwo zu speisen, nicht einmal sich an den Tisch setzen und essen. Er suchte sich »den Bauch zu füllen« und hatte nur das Nötigste. Ein Essen war das nicht, jedenfalls kein Essen für einen Menschen. Aber was hilft das? Man muß nur seinen Hunger stillen, weil der Bauch leer ist. Obwohl man den Riemen fester geschnallt hat, muß doch schließlich etwas dasein. Das kannte er früher nicht.

»Und niemand gab sie ihm.« Zu Hause war er bedient worden. Und auch in der Fremde, solange er sein Geld springen lassen konnte, ward ihm nach den Augen gesehen von eifrigen Kellnern. Jetzt kam in sein Leben zum erstenmal das Wort: *niemand.*

»Gib mir das Teil der Güter, das mir gehört!« So fing sein Weg an, und er brachte all sein Gut durch mit Prassen in Gemeinschaft mit seinen Freunden. Jetzt ist er am Ende des Weges: niemand gab ihm das Schweinefutter, nach dem er gierig griff. Niemand! Da waren keine Freunde mehr. Die sogenannten Freunde verlieren sich, sobald die Not hereinbricht.

»Weh dem, der sich der Welt verdungen;
denn müd und nackt und ohne Lohn,
wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
jagt sie den armen Knecht davon.«

Ja, die »Freunde«! Wer den Schmeichlern traut, hat in der Not kei-

nen Freund. Diese falschen Freunde sind wie die Schwalben, die nur solange bleiben, wie gutes Wetter ist. Wenn es kalt wird, ziehen sie davon. Und es wurde sehr kalt um den verlorenen Sohn her. Diese Freunde sind Genossen der Sünde, die wie die Fliegen nur solange da sind, wie es etwas zu essen gibt. Dann sind sie auf einmal fort. Wie die Blutegel, die sich vollgesogen haben, fallen sie ab, und der Mensch bleibt allein. »Niemand gab sie ihm.«

Niemand! Furchtbares Wort: niemand! Wenn man sich nach jemand umschaut und sucht einen, wo vorher so viele waren, so ist niemand da. Und man ist todeinsam oft mitten unter den Menschen. Dann geht es uns wie dem Kranken am Teich Bethesda, um den herum die Leute sich drängten und der doch klagt: »Ich habe keinen Menschen« (Joh. 5, 7).

Aus dem stillen, trauten Vaterhaus war der verlorene Sohn hineingewandert in das Getümmel und den Jubel der falschen Freunde. Jetzt war er todeinsam und ganz allein. Nie vergesse ich den Blick des Menschen, der es auch so getrieben hatte wie der verlorene Sohn und der mir bekannte: »Die anderen hatten das Vergnügen; ich mußte nur immer stehlen, daß wir wieder etwas zu verzehren hatten.« Mitten unter dem Lachen der Freunde. Jetzt war er todeinsam und ganz allein. Neben ihm aber saß immer seine Schuld, und ganz erschrocken schaute ihn seine Seele an.

So ging es auch dem verlorenen Sohn. Als er niemand mehr um sich hatte, mit niemand mehr reden konnte, niemand mehr sah und hörte, da kam er zu sich selbst. Dieses Wort »niemand« war der Wegweiser zu seiner eigenen Seele. Als er ganz verlassen war von allen Menschen, da fand er sich selbst und fand auch seinen Gott wieder.

Der richtige Schlag

»Da schlug er in sich.« (V. 17)

Todeinsam fand sich der verlorene Sohn am Trebertrog der Säue, die er hüten mußte. So weit war er gesunken. Niemand von seinen bisherigen Freunden kümmerte sich um ihn. Er war von allen ver-

lassen. Da ist ihm in der Einsamkeit sein eigenes Ich begegnet. Er kam zu sich selbst. Er schlug in sich.

Bis dahin hatte er sich zerstreut. Bedenken wir, was das Wort »Zerstreuung« bedeutet! So, wie man Körner in die Luft zerstreut, so suchen die Leute sich selbst zu zerstreuen. Da bleibt keine Zeit, nachzudenken, sich auf sich selbst zu besinnen. Manche Menschen haben sich mit solchem Erfolg zerstreut, daß sie nie wieder gesammelt wurden bis in die Stunde ihres Todes. Da sieht man, wie sie alles zusammensuchen und können es nicht zusammenbringen. Da, wo sie durch die tiefste, einsamste Not hindurchgehen müssen, sind sie nicht einmal in sich selbst gesammelt. Es läuft ihnen alles auseinander. Niemand soll meinen, daß er dann sich noch bekehren könne. Der verlorene Sohn war auch nie recht bei sich selbst. Er war, wie so viele Menschen, weil er aus dem Vaterhaus gegangen war, immer unterwegs, im Taumel der Zerstreuungen, in immerwährender Unruhe.

Jetzt, als er ganz allein bei den Schweinen auf dem Acker war, wurde er nüchtern aus seinem Taumel. Er sah auf einmal, wohin es mit ihm gekommen war. Es wurde still um ihn, und es wurde auch still *in* ihm. Da hörte er die Stimme des Gewissens. Da begegnete er seiner eigenen Seele, und sie, der er bisher immer das Wort entzogen hatte, fing an zu reden. Und auch Gottes Wort mischte seine Mahnung hinein. Er kam zu sich selber, nach Hause, und sah bei sich zu Hause die Armut in seinem Inneren. Und seine Seele schaute ihn groß und fragend an: Ist das alles? War das dein Ziel? Sollte es dahin kommen? In der Einsamkeit fangen die Stimmen des Herzens an zu reden. *Der Mensch ist immer nur, was er im Dunkeln ist,* wo er sich vor niemand ziert und vor niemand schämt.

Da schlug er nicht *um* sich, sondern *in* sich. Das war der rechte Schlag. Die meisten Menschen schlagen in der Not um sich. Die andern sind schuld, die Verhältnisse, die Umstände des Lebens, die wirtschaftliche Lage. Wir sind immer auf der Suche nach dem andern, der eigentlich an all unseren Verlegenheiten und Nöten schuld ist.

Der verlorene Sohn schlug nicht um sich. Er hielt keine Reden wieder die göttlichen und menschlichen Ordnungen. Er murrte nicht über die Schicksalsschläge, die ihm alles verdarben, oder über die

teuren und schlechten Zeiten. Er schlug in sich. »Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde!« (Klagl. 3, 39).

Das, was da auf dem Acker vor sich ging im Herzen des verlorenen Sohnes, das war nicht ein flüchtiges Selbstbedauern, sondern ein Selbstverdammen, kein Sichselbststreicheln und -trösten, sondern ein Sichselbstschlagen. Ein Schlag, der den Leichtsinn auf den Kopf und den alten Menschen ins Herz traf; ein Schlag, der ihm alle Entschuldigungen aus der Hand schlug und der ihn auf die Knie warf, der ihn aus seinem Schwanken und Bedenken emporrüttelte und den Entschluß in ihm reifen ließ: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.«

»Er schlug in sich.« Eine solche Erkenntnis der Sünde, ein solches Zu-sich-selbst-Kommen ist schon ein Werk der Gnade. Der böse Feind bringt dann die Leute gern zur Verzweiflung, wenn sie ihren Schaden erkennen. Er hat zwei Spiegel. Den einen hält er dem Menschen vor, ehe er die Sünde begeht: Ach, die Sünde ist so klein. Den andern holt er herbei, wenn die Sünde geschehen ist. Dann schaut der Mensch hinein und spricht wie Kain: »Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge« (1. Mose 4, 13).

So soll es nicht sein; sondern wer zu sich selbst kommt, der soll auch bald zu Gott kommen. Es ist ein Anfang der Gnade, der erste Anfang der Bekehrung. Man geht nicht mehr weiter. Man steht still. Freue dich, wenn dir über dich selbst einmal die Augen aufgehen, daß du an dir selbst Mißfallen hast! Und ob du darüber dich tief schämst: es ist schon der Anfang der Gnade. »Sei getrost, er rufet dir.«

Und ich?

> »Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger!« (V. 17)

Es war der Wendepunkt im Leben des verlorenen Sohnes, als er in der Einsamkeit seiner Not als Schweinehirt in sich schlug und anfing nachzudenken. Da zogen seine Gedanken zum Vaterhaus zu-

rück. Lebhaft sah er es vor sich, das Treiben auf dem Gutshof, die Knechte und Mägde, die Tagelöhner, die in der Ernte noch hinzugezogen wurden. Jede Einzelheit stand lebendig vor seiner Seele. Das war ein mächtiges Rufen: nach Hause, nach Hause! Manch einem Menschen ist schon einfach die äußere Erinnerung an ein glückliches und gesegnetes Elternhaus der Ruf zur Umkehr gewesen. Ein junges Mädchen, das in lockere Gesellschaft geraten war, wurde auf einem Ausflug ins Freie in einer Laube, die von Geißblatt umwachsen war, aufs tiefste erschüttert und kehrte vom Fleck weg in ihr Elternhaus zurück, weil der Duft des Geißblattes sie erinnert hatte an die Laube zu Hause. Da waren ihr, während sie von lustigen Gesellen umgeben war, die Augen ihrer Mutter und die ehrwürdige Gestalt ihres Vaters begegnet. Sie hielt es nicht mehr aus. Von Stund an kehrte sie um. Gott hat viele Mittel, die Menschen herumzubringen, auch freundliche Erinnerungen.

»Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben.« Wie viel? Das ist ein fragendes Zahlwort. Der verlorene Sohn fängt wieder an zu rechnen. Solange er im Taumel seiner Zerstreuungen lebte, hatte er nicht gerechnet. Sonst wäre ihm sein Geld nicht so schnell aus den Händen gerollt und er hätte die Kosten überschlagen. Jetzt fängt er an, zu rechnen und sein Leben zu überschauen.

Willst du nicht auch einmal rechnen und alles überschlagen? Was ist nun bei deinem ganzen Leben herausgekommen? Was ist denn nun der Ertrag alles Bisherigen? Der geschäftliche Ertrag eines jeden Menschenlebens ist immer gleich null, auch bei dem reichsten Manne der Welt. Er kann nichts mitnehmen im Tod. Aber wie ist sonst der Ertrag? Wie steht's bei dir innerlich? Und wie sieht's in deiner Familie aus? Ist etwas dabei herausgekommen, daß du den Weg der Sünde gewählt hast? Zieh doch einmal einen Strich darunter! Aber freilich, der Bankrotteur rechnet nicht nach, er zählt nicht zusammen, er schließt die Bücher nicht ab. Dies Rechnen und Nachschlagen, dies Nachdenken ist schon ein Zeichen der Gesundung. »Wieviel Tagelöhner.« Dabei schweift der Blick des verlorenen Sohnes in die Heimat. Ach, wie anders könnte es mit dir stehen! Hätte ich doch, wäre ich doch...! Selbst die Tagelöhner zu Hause haben Brot die Fülle. *Und ich?* »Und ich verderbe im Hunger.« Die andern – solches Vergleichen kann von großem Segen sein. Ich meine jetzt nicht, daß wir auf das äußere Wohlbefinden der an-

dern unser Auge richten sollten, sondern auf das ganze Leben. Die andern sind so fröhlich, so glücklich, auch wenn sie durch Not und Trübsal müssen. Ihr Familienleben ist so freundlich und friedlich, und einer hilft dem andern. Und ich? Und wir? Und bei uns? Andere, die vielleicht noch ärmer sind als wir, sind doch so glücklich beim Herrn und haben Frieden im Herzen und Frieden im Haus. Und ich?

Manchmal mag es uns auch wohl von ferne grüßen, das selige Ziel: »Dort sind schon meiner Lieben viel, *und ich* bin noch zurück.« Das zieht an unserer Seele und ruft. Wenn du andere im Frieden Gottes siehst und hörst ihre Lieder, dann kommt der Katechismus zu Wort. Wenn es doch wahr wäre, daß nicht allein andern, sondern *auch mir* Vergebung der Sünden geschenkt würde!*

Die Not war der Ausgangspunkt der Buße des verlorenen Sohnes. Wie oft ist's im Leben so! Ich verderbe. Dann schlägt der Mensch in sich. Man sagt, es sei verächtlich, daß einer nur durch die Not zu Gott kommt. Aber so sind wir Menschen. Den meisten werden erst die Augen geöffnet werden müssen durch irgendeine Not, und Gott will sich auch finden lassen von denen, dir nur durch die Not zu ihm getrieben werden. Gut, wenn der Mensch es einmal einsieht, wo er hingekommen ist. Und ich? Ich verderbe. Gut, wenn er einmal die Sache beim Namen nennt. So geht es nicht weiter. Es muß anders werden. Ich muß umkehren.

Ich will zu meinem Vater gehen

»Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.«
(V. 18)

»Ich verderbe.« Wie ein Blitz hat diese Erkenntnis dem verlorenen Sohn seinen Weg beleuchtet. Gott hat es bei ihm bis zum Äußersten kommen lassen, damit er umkehre. Hätte ihm der Vater Nahrung und Kleidung in seine Not geschickt, dann wäre es ihm äußerlich vielleicht besser gegangen; aber er wäre in der Fremde geblieben.

* Siehe Frage 21 im Heidelberger Katechismus

Wie mancher hat in der Not zu Gott geschrien, und Gott hat die Gebete nicht erhört, nicht, weil Gott es nicht *konnte*, sondern weil er es nicht *wollte*. Gott hilft nicht aus der Not heraus, damit die Not über dem Menschen zusammenschlage, damit er sich nicht mit halber Hilfe begnüge, sondern umkehre. Erst muß er ganz ins äußerste Verderben. Dann ist der stolze Mensch so weit, daß er sich sagt: Ich will zu meinem Vater gehen.

Mancher ist durch die Not wie gelähmt. Alles neigt sich in ihm dazu, daß er liegenbleiben will: es hilft ja doch nichts; es wird nie besser; es ist zu spät. Andere aber gewöhnen sich an die Not und an das Elend aus Trägheit und innerer Schlaffheit. Das ist das Bild unzähliger in unseren Gemeinden. Sie empfinden gar nicht mehr, daß es einmal besser war, und hoffen gar nicht, daß es noch einmal besser werden könnte. Solche Leute wollen wir aufwecken. Sie sind wie die, die am Abgrund eingeschlafen sind und abzustürzen drohen. Ein alter Straßenwärter an einer Zollschranke ließ einfach die Schranke über den Weg gesperrt liegen und verschlief viel Zeit des Tages. Wenn man ihn rief, pflegte er wohl aus dem Schlaf heraus zu sagen: »Ich komme« und schlief ruhig weiter, bis man ihn endlich unsanft aufweckte und zu seiner Pflicht rief. Manche unter uns sind eingeschlafen vor Not und Traurigkeit, und wenn man sie ruft, so sagen sie wohl: »Ich komme« und versprechen das Beste, aber schlafen ruhig weiter.

Anders der verlorene Sohn. »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.« »Mein Vater« – das war ein Klang aus der Jugendzeit! Er hatte doch noch einen Vater! Ist es nicht auch bei dir so? Der Herr im Himmel will trotz aller Schuld dein Vater sein. Das hat uns Jesus gesagt, der auch dein Heiland ist. Und du bist doch noch sein Sohn, nach dem er ausschaut. Willst du nicht zu deinem Vater gehen? Der verlorene Sohn sagt nicht: »Ich will zu meinem Bruder gehen.« Da wäre er schön angelaufen. Wohl sind unter uns manche Brüder, die ihre verirrten und verlorenen Geschwister anders aufnehmen würden, als der ältere Sohn im Gleichnis es tat, die sich über die Maßen freuen würden, wenn sie einem das Vaterhaus suchenden Bruder weiterhelfen könnten zum Herzen des Vaters. Aber für dich kommt es nicht zunächst darauf an, deine Brüder zu suchen. Halte dich nicht bei Menschen auf! Es kommt auf deinen Vater an!

»Ich will zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt.« Deinem Vater kannst du alles sagen, auch das Traurigste, auch das Schlimmste. Er versteht dich. Er weiß ja auch alles. Er hat ja alles gesehen. Was du keinem Menschen sagen kannst, kannst du diesem treuen Ohr anvertrauen.

»Ich will sagen: Vater.« Rede doch einmal mit ihm, nenne ihn doch einmal bei Namen, rufe ihn einmal an: Vater! Wage es, dies Wort über deine Lippen kommen zu lassen, vielleicht zunächst nur dies Wort: Vater! Sag doch einmal wieder »du« zu ihm! Rede nicht vom »Herrgott«, vom »Schöpfer«, lausche einmal, wie das klingt, wenn du sagst: Vater! Und wenn deine Hände sich falten: Herr Jesus!

Ein treues Elternpaar erfuhr, daß sein verlorener Sohn auf der Heimkehr sei. In der Hafenstadt, wo das Schiff landete, nahmen sie ihn in Empfang. Er war schwerkrank und so völlig gelähmt, daß er nicht einmal mit den Fingern zucken konnte. Sie pflegten ihn lange und treu und sprachen mit ihm vom Heiland, wiewohl er kein Zeichen des Verständnisses gab. Eines Tages wurde es der Mutter überschwer. Sie flehte zum Herrn, und dann ging sie an das Bett des Todkranken. »Wilhelm«, sagte sie, »wenn du mich verstehst, dann zucke einmal mit dem Finger.« Und dann sagte sie mit Herzensangst und brennender Mutterliebe ihm nur das eine Wort ins Ohr: Jesus. Als der Name über alle Namen, vom Mund der Mutter gesprochen, in seinen Ohren klang, da zuckte der Finger, der eigentlich nicht zucken konnte, und die Mutter war sehr getröstet. – Wie, wenn einer, der dies liest, der fast gelähmt ist am inwendigen Menschen und nicht weiß, wie er's machen soll, daß er doch Gnade finde, in stiller Stunde auch nur einmal mit dem Finger zuckte, leise, ein erstes, zaghaftes, fragendes, suchendes Wort ausspräche: Vater!

Das entscheidende Wort

»Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.«
(V. 18)

Das war das entscheidende Wort: »Ich habe *gesündigt*!« Es war schon der Anfang der Umkehr, als der verlorene Sohn an seinen Vater dachte. Es war schon etwas, als er sich vornahm: Ich will zu ihm sagen »Vater«. Aber das war nun die Folge dieses Vorsatzes. Jetzt mußte dieses Wort kommen, das Bekenntnis: »Ich habe *gesündigt*.«

Es dauert oft sehr lange, bis dieses Wort herauskommt. Alles andere geht einem leichter von den Lippen. Aber wenn das Wort »Sünde« gesprochen werden soll, dann stockt die Zunge. Da zögert der Mensch. Dies Wort mag er nicht in den Mund nehmen, dies Wort: Sünde. »Es war nicht recht.« »Ich hätte es nicht tun sollen.« »Ich täte es nicht noch einmal.« Mancherlei Art sind die Selbstgespräche des bösen Gewissens. Aber es hilft nichts, das Wort muß heraus, so wie es auch bei David zu einem klaren Bekenntnis kommen mußte: »Ich habe gesündigt«, so wie Zachäus dartreten mußte und mußte das Wort in den Mund nehmen: »Wo ich jemand *betrogen* habe.« Mancher hat die Erfahrung des David gemacht: »Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen; denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir« (Ps. 32, 3–4).

Sprich dich aus! Dann wird es dir leichter. Dann fällt eine Last von deinen Schultern, und deine Seele kann aufatmen. Wenn einer deine Schulden bezahlen will, dann mußt du ihm erst sagen, wieviel Schulden du hast. Wenn Gott dir vergeben soll, dann mußt du erst klar und deutlich deine Sünden ihm mit Namen nennen.

»Ich habe gesündigt«, ich, nicht die andern! Die haben auch gesündigt. Nicht die Umstände waren schuld. Es ist überhaupt keine Entschuldigung vorzubringen. Endlich gibt das Herz nach: Ja, Herr, *ich* habe gesündigt. So, wie der König Herodes, als sein Gewissen zu Wort kam, es ganz offen sagte: »Johannes, den ich enthauptet habe« (Mark. 6, 16). Er hätte auch mancherlei zur Entschuldigung anführen können, die Umstände bei seinem Geburtstagsfest, die Tücke seines teuflischen Weibes. Aber es hilft ja nichts: Ich habe ihn enthauptet; ich bin schuldig.

Ich! Das ist ein spitzes, scharfes, klares Wort. Es hilft nichts, darum herumzureden: »man«, »wir«, »die Menschen«, »wir Sünder« haben gesündigt. Nein, »ich«! Das Wort ist spitz und scharf und trifft uns bis ins innerste Herz.

»Ich habe *gesündigt*.« Dahin muß es kommen, daß uns die Sünde einmal wirklich quält. Die Not hat den verlorenen Sohn zum Aufwachen gebracht. Mehr: durch die Not ist ihm sein inneres Auge geöffnet worden. Er will nicht zum Vater zurück, weil er es dort besser hat, sondern er will ihm seine Sünde abbitten. »An dir allein habe ich gesündigt«, sagt der Psalmist. Das ist die rechte Erkenntnis unseres Zustandes, wenn wir es einsehen, daß wir uns an Gott vergangen haben. Es handelt sich nicht um bloße Mängel in unserem Leben, um ein Zurückbleiben, sondern die Sünde ist wie eine geballte Faust, die gegen Gott in der Höhe emporfährt.

»An dir.« Er hatte auch an anderen Menschen gesündigt, und so ist's auch bei manchem unter uns. Wie vielen haben wir unrecht getan und sie durch schlechtes Beispiel verführt, vielleicht auch durch schlüpfriges, unreines Wort. Das ist nie wiedergutzumachen. Das zieht seine Kreise wie ein Stein, der ins Wasser geworfen ist, bis zum Ende. Vielleicht ist da auch etwas zu bekennen und bei Menschen etwas abzubitten. Es tut dir leid, aber dabei darf es nicht bleiben. Vielleicht muß ein Gang getan, ein Brief geschrieben, ein Wort gesprochen werden. Du mußt es einmal aussprechen. Ich will es ihm sagen. Ja, auch Menschen müssen wir unsere Schuld abbitten. Aber die innerste Not, die Schuld in aller Schuld ist unsere Sünde gegen Gott. Daß wir von ihm uns losgerissen haben, das ist der Anfang des ganzen Sündenweges gewesen. Wohl dem, der das erkennt: »Vater, ich habe gesündigt vor dir.«

Nicht wert

»Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße.«
(V. 19)

Es ist ein kleines Wort und ist doch abgrundtief. Es läßt uns hineinschauen in das innerste Herz des verlorenen Sohnes. »Ich bin nicht

wert.« Daß ihn seine Sünden quälen und sein schnöder Undank gegen seinen Vater, daß er das Bedürfnis hat, seinem Vater seine Sünden abzubitten, und sich darum zu ihm aufmachen will, das alles zeigt, daß sein Gewissen erwacht ist. In diesem Wort klingt die tiefste Stimme eines verwundeten Herzens auf: »Ich bin nicht wert.« Nicht seine Sünden nur, seine *Sünde* ist ihm offenbar geworden. Er hat nicht nur Mißfallen gefunden an dem, was er getan hat, sondern das ist seine Not: *daß er so ist, wie er ist.* Die rechte Selbsteinschätzung ist bei ihm eingetreten: Gott kann mich nicht wollen. Das ist die Not des Sünders, dem Gottes Geist das Gewissen erschreckt hat. »Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.«

Wir wissen nicht, daß Petrus ein besonderer Sünder gewesen ist in den Tagen seines Fischerhandwerkes am See Genezareth. Aber als ihm Jesus und seine göttliche Herrlichkeit in seinem Schiff begegnete, da fiel er zu seinen Füßen nieder: »Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch« (Luk. 5, 8). Daß sein ganzes Wesen verderbt war und er nicht stehen konnte vor dem Heiligen Gottes, das wurde ihm mit einem Schlage klar und warf ihn auf seine Knie. »Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!« bat der Zöllner im Tempel. Mit dem einen Wort »Sünder« gab er sich vor Gott preis und flehte um Begnadigung.

Das ist es, worauf es auch bei uns ankommt. Gib dich auf! Gib dich verloren! Sage es deinem Gott: »Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.« Dann wird es auch mit deiner Bekehrung eine gründliche Sache. Wenn das Wörtchen »wert« fällt, dann muß ich ausscheiden, dann ist mit mir Schluß. Ich bin nicht wert, Gottes Kind zu heißen. Als der Seher in der Offenbarung Johannes (Kap. 5) die Frage hört: »Wer ist würdig, das Buch zu öffnen?«, fährt er fort: »Ich weinte sehr, daß niemand würdig erfunden wurde.« Wenn's nach der Würdigkeit geht unter den Menschen, dann ist's zum Weinen.

»Mache mich zu einem deiner Tagelöhner!« Was ist es doch um ein wirklich gebeugtes Herz! Wenn ein Mensch ganz demütig, ganz aus der Tiefe, aus der Not seines bedrängten Gewissens heraus nur den einen Wunsch noch hat, bei Gott wieder angenommen zu werden, dann stellt er keine Ansprüche und erhebt keine Forderungen. Da macht er keine Bedingungen. Nein, der geringste Posten in seines

Vaters Haus als Tagelöhner, nicht einmal als Knecht des Hauses, erscheint dem verlorenen Sohn begehrenswert. Wenn er nur in des Vaters Haus ist, nur in der Nähe des Herzens, dem er so weh getan hat! So hat schon manch einer in tiefer Not zu Gott gefleht: Herr, wenn ich auch ganz hinten stehen muß in der Reihe derer, die selig werden, wenn ich nur mit dabeisein darf! Nimm mich nur an, laß mich nicht liegen, schick mich nicht fort! Oder so, wie der Schächer bat: »Vergiß mich nicht!« Da erhebt der Mensch nur Anspruch auf Gnade. Durch Gottes Wort erweckt, wagt er es, an Gottes Tür anzuklopfen als Sünder, den der Vater mit Fug und Recht mit Hunden vom Hofe jagen lassen könnte, und der Sohn könnte nichts dagegen einwenden. So hat er's verdient.

Das ist die Kühnheit des Glaubens, daß er sich aller Gnade unwert achtet und des ewigen Todes schuldig erkennt und doch aus dem Abgrund seiner Verzagtheit hineingreift in das Herz Gottes. Gerade wenn der Mensch erkannt hat: »Ich bin nicht wert«, wenn ihm alle Entschuldigungen ausgegangen sind und es bleibt ihm nur das ewige Verderben, gerade dann, aus der tiefsten Not heraus, darf er, durch Gottes Geist ermutigt, im Glauben in die höchste Höhe greifen: Mache mich – nur selig! Und ob ich auch nur ein Tagelöhner bin in deinem Haus: »Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Hause denn wohnen in der Gottlosen Hütten« (Ps. 84, 11).

Heute

»Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.«
(V. 20)

»Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.« So hatte der verlorene Sohn gesprochen, als ihm seine Sünde offenbar wurde. Und er führte seinen Entschluß aus. Aufs Ausführen kommt es an. »Ich will mich aufmachen.« Das haben schon viele gesagt; aber wenige von ihnen haben es ausgeführt. Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert. Auch unter denen, die verlorengehen, werden sich sehr wenige, nein, wird sich kein einziger finden, der nicht einmal in seinem Leben sich vorgenommen hatte: Es muß an-

ders werden. So geht's nicht weiter. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.

Bei vielen war's ein leerer Klang und bei ungezählten ein Vorsatz, mit dem sie auf halbem Wege steckenblieben. Fünf von den zehn Jungfrauen, die dem Bräutigam entgegengingen, waren törichte Leute, die auf halbem Wege stehenblieben. Sie waren ein Stück hinausgegangen. Sie gehörten zu denen, die den Bräutigam erwarteten. Sie hatten mancherlei Anstalten getroffen, um sich zu seiner Schar zu halten. Äußerlich sah man bei ihnen keinen Unterschied zu den klugen Jungfrauen. Die Blumen im Haar, die Lampen geschmückt, so standen sie da, als der Ruf erschallte: Der Bräutigam kommt! Aber sie waren nicht bereit. Es fehlte die Hauptsache, und das Ende war eine Tür, die sich gerade vor ihren Augen schloß, und als sie klopften, eine Stimme, die von innen ihnen zurief: »Ich kenne euch nicht!«

»Er machte sich auf.« Als der verlorene Sohn aus dem Vaterhaus auszog, hieß es, daß er »nicht lange danach« fern über Land zog. Hier steht nicht das Wort »nicht lange danach«, nein, er machte sich auf *sofort*. Wie manch einer hat es aufgeschoben, und später war es zu spät. Es steht nicht bei uns, wann wir uns bekehren wollen. »Heute, so ihr seine Stimme hört, verstockt eure Herzen nicht!« Heute! Das ist der Ruf der Bibel.

»Ich muß heute in deinem Hause einkehren.« So sprach der Herr zu Zachäus. Die große Glocke hatte angeschlagen über dem Haupt dieses Obersten der Zöllner und Sünder. Er begehrte Jesus zu sehen. Da kommt dieses Freudenwort voll tiefer Erlösung: heute, Zachäus, heute!

Nicht morgen sollen wir uns aufmachen. Wir haben unser Leben nicht in unserer Hand. Das Heute ist uns übergeben, das Morgen ruht noch in Gottes Hand. Man darf die Entscheidung nicht aufschieben. »Auf der langen Bank« fängt der Satan die meisten. – Alexander der Große hatte die Gewohnheit, wenn er eine Stadt belagerte, ein Licht vor ihren Toren anzuzünden. Solange das Licht brannte, konnte sich die Stadt auf Gnade oder Ungnade ergeben. Dann wollte er sie schonen. Wenn das Licht heruntergebrannt war, verfiel die Stadt der Zerstörung.

Noch brennt dein Licht, und darum gilt es: heute!

»Er machte sich auf.« Satan ist ein harter Herr, sein Dienst ein schwerer Dienst. Man muß ihm ohne Kündigung davonlaufen. Man darf nicht erst ihm kündigen wollen, nicht mit ihm verhandeln, nicht noch dies oder jenes mit ihm besprechen; sonst hält er uns fest. Du mußt ihm fortlaufen, und zwar heute. Warst du nicht lange genug in seiner Gewalt?

Manche wollten »noch einmal« etwas von der Lust der Sünde mitmachen. Dann aber wollten sie ganz sicher umkehren. Sie wollten nicht auf einmal brechen. Die kamen nie los. Sie »blieben hängen« an ihren Sünden (vgl. 2. Kön. 3, 3).

Andere werden von der Frage gequält: »Was werden die andern sagen?« Ja, man kann das nicht verbergen, wenn man sich aufmacht aus der Sünde, nicht vor seinem Mann, nicht vor seiner Frau, nicht vor den Nachbarn. Bei dem verlorenen Sohn haben es die andern ja auch gemerkt. Er ist fort. Sein Platz am Trebertrog ist leer. Ganz sicher werdet ihr Spott und Hohn darüber ernten, wenn ihr euch aufmacht aus dem Leben der Sünde heraus. Aber laßt euch nicht erschrecken! Ob die andern vielleicht auch spotten, im Grunde beneiden dich viele, wenn du dich aufgemacht hast, und denken: Wären wir erst nur auch so weit! Hätte ich auch den Entschluß schon gefaßt! Laß dich nicht irremachen! Es gilt ein Heute! Es gilt ein Jetzt!

Ein Vaterherz

»Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater.«
(V. 20)

Es war ein herrlicher Tag, als es von dem verlorenen Sohn hieß: »*Er kam zu seinem Vater*« (V. 20). Er hatte sich aufgemacht, und nun kam er. »Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater.« O, ein Vaterherz! Das Auge des Vaters hatte ihn verfolgt, als er damals auszog, bis er in der Ferne verschwunden war. Dorthin war des Vaters Blick seither gerichtet, tagaus, tagein. Wie oft wird er

vom Dach seines Hauses Ausschau gehalten haben! Die Knechte schlichen ums Haus: Da oben steht der Alte wieder. Und auch die Knechte seufzten: Wenn er doch käme! Immer aufs neue hat der Vater ausgeschaut: Ob er kommt, wann er kommt, ob ich es noch erleben werde, ob er noch an mich denkt? Wundervolles Vaterherz! – Da war eine Mutter, deren Sohn auf See ertrunken war. Aber sie wollte es nicht glauben, und jeden Abend stellte sie ein Licht unter das Fenster, damit der Sohn, wenn er heimkäme, den Weg nicht verfehle. Eines Morgens fand man die Mutter tot neben der herabgebrannten Kerze am Fenster sitzend. Sie hatte gewartet auf ihren Sohn.

Wie dieser Vater im Gleichnis, wie diese Mutter auf der Hallig, so ist der Vater im Himmel. Er hat uns gesehen, als wir ins Elend gingen. Und er schaute uns nach: »Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist« (Jes. 65, 2). Darum sandte er seinen Sohn den Verlorenen nach. So hat Gott die Welt geliebt! Es brach ihm sein Herz über unserem Elend. »Israel, du bringst dich ins Unglück; denn dein Heil steht allein bei mir« (Hos. 13, 9).

»Da sah ihn sein Vater.« Gott sieht, wenn einer sich zu ihm aufmacht. Er hat die ersten Regungen des Herzens bemerkt. Sie kamen ja von ihm. Er sieht, wenn es einem Ernst ist mit der Umkehr. Und wenn es auch nur ein kleiner Anfang ist, dann kommt der Vater entgegen und hilft dem Menschen. Den Nathanael unter dem Feigenbaum hat des Heilands Blick gesehen, wo er sich völlig unbeobachtet meinte, und seinem heimlichen Sehnen kam Jesu Wort entgegen. Den Zachäus hat der Herr wie eine reife Frucht vom Maulbeerbaum gepflückt. Er merkte, wie in seinem Herzen ein Begehren war, Jesus zu sehen.

Es jammerte den Vater, als er den verlorenen Sohn sah. Er wird jammerbar genug ausgesehen haben. Wer beschreibt dieses göttliche Herz? Wollen wir es verstehen, dann müssen wir Jesus ansehen. Immer wieder heißt es von ihm: »Es jammerte ihn des Volkes.« Das war es, was ihn aus der Herrlichkeit des Vaters getrieben hatte. Das war es, was ihn bewegte, wenn er umherging zwischen dem Elend und den Tränen der Menschen. Das war es, was ihn trieb auf den

Weg des Kreuzes, daß er ihre Last auf sich nahm und sein Leben für sie dahingab: Es jammerte ihn des Volkes.

Derselbe Pulsschlag, den wir in Jesu ganzem Leben beobachten, schlägt auch im Herzen des Vaters im Himmel. Er sieht uns von fern, und es jammert ihn unser. Und wenn einer nach diesem Vater sich umwendet und in sein Auge schaut:

»Liebe, nichts als Liebe
ist's, die mich umfängt,
ach, und eine Liebe,
wie kein Mensch es denkt.«

Von einem Eingeborenenstamm auf den Südseeinseln erzählte ein Missionar, daß sie ihm, als er zum Urlaub in seine Heimat zurückkehrte, den Wunsch mitgegeben hätten: Schick uns Bibeln, aber schick uns nur solche Bibeln, in denen der Spruch steht: »Also hat Gott die Welt geliebt!«

Zuvorkommende Gnade

»Sein Vater lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn.«
(V. 20)

Es war ein wunderbares Schauspiel, das sich den Augen der erstaunten Knechte und Mägde darbot, als bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes der Vater, der den Heimkehrenden von ferne erspäht hatte, ihm entgegenlief. Ist dieser Vater nicht ein Gleichnis unseres Vaters im Himmel? Wenn Gott uns in seiner Gnade nicht entgegenkäme, dann würde kein Mensch selig. Niemand erreichte das ewige Ziel. Aber Gott kommt uns entgegen.

Was war es denn, das den Vater jetzt auf einmal veranlaßte, dem beschämten Mann entgegenzulaufen, schnell, eilig? Vielleicht wäre der Sohn sonst doch nicht nach Hause gekommen. Der Weg war weit gewesen. Und er hatte seine ganze Kraft zusammennehmen müssen. Aber ihm winkte das Vaterhaus, und es trieb ihn das Verlangen, vor dem Vater seine Schuld auszusprechen. Der Weg war

weit und schwer. Aber das alles war noch leicht gegenüber dem letzten Schritt, der jetzt kommen mußte. Der letzte Schritt war der schwerste.

Da steht er vorne am Pfeiler des Tores am Parkeingang. Er duckt sich und schaut scheu über das ganze Gut. Soll ich es wagen? Kann ich hineingehen? Jetzt kommt's! Jetzt naht die letzte Entscheidung. Jetzt sehen mich alle die Knechte und Mägde, die mich von früher her noch kennen. Ob sie mich wiedererkennen? Und dann weiter: Jetzt muß ich ganz allein mit dem Vater sein, den Blick seines Auges aushalten. Jetzt muß ich es ihm sagen. Jetzt muß ich bekennen, und dann muß ich ihn bitten. Vielleicht wäre er doch noch draußen geblieben und wieder umgekehrt. Mancher war ganz nahe dem Vaterhaus und ist doch noch umgekehrt, weil er sich scheute vor dem letzten Schritt, daß er alles bekennen mußte.

Ein heruntergekommener englischer Student fristete in Paris sein Leben als Droschkenkutscher. Wie oft hatte er es erwogen, ob er nicht zu seinem gütigen, reichen Vater heimkehren sollte! Dieser würde ihm sicher alles vergeben. Und der Vater war auf der Suche nach seinem Sohn. Da, eines Abends spät, fuhr ein Schrecken dem Droschkenkutscher durchs Herz. Ein Herr verlangte seinen Wagen. Es war sein alter, ehrwürdiger Vater, der ihn nicht erkannt hatte. Wie oft hatte der Sohn gewünscht, seinen Vater einmal wiederzusehen. Jetzt fuhr er ihn in seinem eigenen Wagen. Da entspann sich ein Kampf: Soll ich mich zu erkennen geben? Der Vater wird mich sicher nicht von sich stoßen. – Die Fahrt war beendet. Er nahm sein Geld in Empfang und schwieg. Er war zu stolz, sich vor dem Vater zu beugen. Er schämte sich zu sehr. Wie nahe war er dem Glück, das er so sehnlichst suchte! Der letzte Schritt war zu schwer gewesen.

Als der Vater den verlorenen Sohn sah, hastete er hinab vom Dach und lief ihm entgegen. Er fiel ihm um den Hals. Zuvorkommende Gnade! Ein wortloses Wiedersehen! Kein Vorwurf wurde laut über die lange Trennung, über den schnöden Undank, über das verkommene Aussehen des Sohnes, über die Spuren seines Lasterlebens. Kein Wort derart, nur Liebe und eine väterliche Umarmung.

Kennt ihr die Sprache dieser sprachlosen Liebe, wenn das klopfende

Sünderherz an das klopfende Heilandsherz sinkt, das Herz, in dem die Sünde herrscht, an das Herz, in dem die Liebe wallt?

Und er küßte ihn. Nichts als Herablassung, nichts als Erbarmen, das den verlorenen Sohn zu sich emporzieht. *Ich glaube, solch ein Kuß deckt viel Jammer und Elend zu.* In dem Empfang lag des Vaters Herz. Es war doch noch sein Sohn. Er hatte ihn doch noch lieb. Wenn er mit Ehre nach Hause gekommen wäre, hätte seiner wohl ein guter Empfang gewartet. Aber liebevoller konnte er nicht sein als diese Umarmung.

Das ist zuvorkommende Gnade. Bei deinem Heiland sollst du ein Willkommen finden, wie du es noch nie in deinem Leben gefunden hast. Verlorenes Kind, komm heim! *Es hat sich schon viel Leid unter Jesu Arme geflüchtet. Es ist aber noch Raum da!*

Eine gefährliche Ecke

»Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt.«
(V. 21)

Als dem verlorenen Sohn bei seiner Heimkehr die überwältigende Liebe des Vaters entgegenkam, als dieser ihn umarmte und küßte, kam ein gefährlicher Augenblick. Er konnte versucht sein, sich jetzt sein Bekenntnis zu ersparen. Und das hätte er getan, wenn es ihm nicht mit seiner Buße Ernst gewesen wäre. Manche sind an dieser gefährlichen Ecke zuschanden geworden. Es hatte sie Reue über ihre Sünden gefaßt; aber als die ersten Strahlen der Gnade Gottes sie trafen, haben sie doch ihre Sünde nicht bekannt. Sie nahmen es gern wahr, daß sie so leicht durchkommen würden, daß ihnen das Schwerste erspart werde, wie sie meinten. Die Freundlichkeit des Herrn, die ihnen Mut machen wollte, sich völlig zu offenbaren und alles zu entdecken, hielten sie für ein Zeichen, daß es doch nicht so ganz schlimm wäre mit ihrer Schuld. Und darüber haben sie nicht Buße getan. Sie fühlten sich schon erleichtert, und statt durchzubrechen zu einem klaren und gründlichen Bekenntnis, wichen sie aus. Das ist eine gefährliche Klippe für viele Menschen geworden. Sie waren beinahe bekehrt. Beinahe!

Der verlorene Sohn aber machte Ernst. Sein Entschluß war in der Not geboren, aber echt gewesen. Er wollte heraus aus seiner Sünde. Er wollte zurück zum Vaterherzen. Und wie nun diese Liebe des Vaters so überwältigend ihn überströmt, da kommt ihm nicht der Gedanke: Jetzt will ich schweigen, jetzt will ich mich, so gut es geht, aus der Geschichte herausziehen. Nein, er kann nicht schweigen, das geht nicht. Er kann auch nicht dulden, daß der Vater ihn so liebkost, ihn herzt und umarmt. Der Vater weiß ja gar nicht, was für einen Menschen er im Arm hält! O, wenn du es wüßtest, Vater, du würdest mich vielleicht doch verstoßen!

Der Sohn aber spricht – schnell, alsbald: »Vater, ich habe gesündigt.« Es klingt wie ein Schrei aus der Tiefe. Er muß dem Vater wehren und kann sich diese Liebe nicht gefallen lassen. Und doch läßt er sich die Liebe so gern gefallen und wäre so froh, wenn er dem Vater nicht wehren müßte. Das ist wahre Buße.

»Ich habe gesündigt.« So, wie er sich's vorgenommen hatte, ebenso schwarz und schwer, wie das Wort in seiner Seele klang, als er am Trebertrog in sich schlug, ebenso schwarz und schwer spricht er es jetzt aus: »Vater, ich habe gesündigt; ich bin's nicht wert. Vater, beflecke dich nicht mit mir! Du weißt ja nicht, mit wem ich sonst Arm in Arm gegangen bin. Du ahnst ja nicht, in wessen Arm ich sonst gelegen habe, von wem ich sonst mich küssen ließ. Du kennst ja meine traurige Geschichte nicht und meinst vielleicht, ich käme wieder, wie ich von dir gegangen bin. Vater, ich weiß es besser: Ich bin's nicht wert.« Er schreit es, er schluchzt es hinaus, in den Armen des Vaters, der ihn küßt.

Er muß die Wahrheit sagen. Es wäre ihm unerträglich sich diese Liebe gefallen zu lassen und dabei seine Sünde zu verheimlichen. Er muß sie mit ganzer Deutlichkeit bekennen, und doch sehnt sich sein Herz danach: O, wenn er mich doch wieder annähme! Das wäre herrlich! Was müßte das sein, solche Liebe zu genießen und sie auch genießen zu dürfen ohne Selbstvorwürfe und Gewissensqualen, für immer!

Es war ihm schwer, der Liebe des Vaters solchen Schmerz anzutun mit seinem Bekenntnis, und wiederum, bei solcher Liebe wurde es ihm leicht, alles, alles zu sagen.

»Hoffet auf ihn allezeit, liebe Leute,
schüttet euer Herz vor ihm aus;
Gott ist unsre Zuversicht.«

(Psalm 62, 9)

Der unterbrochene Satz

»Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. Aber der Vater...« (V. 21–22)

Wie ein ungestümer Quell aus der Tiefe, so war unter der Umarmung seines Vaters bei dem verlorenen Sohn das Bekenntnis seiner Sünde aufgebrochen. »Vater, ich habe gesündigt. Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße.«

Da fällt ihm sein Vater ins Wort. Bis dahin läßt er ihn kommen. Das Bekenntnis der Sünde muß heraus, und er läßt auch den Sohn es aussprechen: »Ich bin's nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.« Aber das, was dann noch kommen sollte, die Selbsterniedrigung des Sohnes zum Tagelöhner, das, was der Vater erwartet und ahnt, das soll er nicht sagen. Das Wort vom Tagelöhner soll er nun durchaus nicht aussprechen. Durch einen Kuß kürzt der Vater ihm die tiefste Demütigung ab und fällt ihm in die Rede, indem er die Knechte ruft, die das Mahl bereiten sollen. Nein, nicht Tagelöhner sollst du sein, sondern dennoch, dennoch Sohn im Vaterhaus! Wunderbar hat Jesus in seinem Gleichnis uns damit des Vaters Gnade vor Augen gemalt. Er unterbricht das Bekenntnis des Sünders, wenn er die aufrichtige Reue sieht, und nimmt ihn an aus Gnaden, um Jesu willen, des Sohnes, der uns dies Gleichnis erzählt hat.

Wer sich selbst richtet, der wird nicht gerichtet, sondern ist schon vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wer sich selbst *nicht* richtet, der kommt ins Gericht. Und in dem Gericht wird ihm nichts zugedeckt. Da kommt einem niemand entgegen. Da fällt einem niemand ins Wort. Da schneidet einem niemand die Rede ab. Nein, da kommt alles, alles ans Licht, und dem betreffenden Sünder wird eins nach dem andern vor Augen gehalten, und »die Bücher

werden aufgetan«, und es wird alles aufgedeckt. Und wenn doch jemand niederfallen und um Vergebung bitten wollte, dann ist es zu spät. Die Taten sprechen. Dann geht die Tür auf in den Richtersaal, wo die Waage hängt und das Schwert und wo die Hand schreibt an der Wand und schreibt wider uns, und man kann dieser Hand nichts abhandeln. Sie weiß alles. Meinst du, du wärest doch wert, hineinzukommen in des Vaters Haus? Im Gleichnis vom Jüngsten Gericht sehen wir, wie alle, die verdammt werden, sich noch zu entschuldigen suchen. Aber dann fällt das letzte Wort: Gewogen und zu leicht erfunden!

Der Vater spricht zu seinen Knechten: »Bringt das beste Kleid hervor.« Die Knechte werden herzugelaufen sein und dabeigestanden haben. Sie hatten es ja auch alle längst gewünscht, daß der junge Herr wiederkommen möchte. Sie hatten es gewünscht um des Vaters willen und auch um des Jungen willen. Und nun antwortet der Vater auf des Sohnes Bekenntnis mit der Tat. Er sagt nichts zu seinem Sohn. Er wendet sich von ihm zu seinen Knechten und antwortet mit der Tat. Das ist die Vergebung. Er stellt ihn zugleich den Knechten vor als seinen wiedergefundenen, wieder lebendig gewordenen Sohn. Die Knechte sollen nichts hören von dem Bekenntnis, nichts hören von seiner Erniedrigung. Sie sollen eilen, ihn wieder einzukleiden, ihn wieder zu begrüßen als ihren jungen Herrn.

Der Sohn hat seine Sünde bekannt. Der Vater sagt nichts zu ihm. Dem Sohn gilt nur sein Kuß und die Sprache seiner Arme, die ihn umschlingen. Aber in seinem Wort an die Knechte ist alles enthalten. »Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren und ist gefunden worden.« Daraus soll er nun es entnehmen: Zwischen uns wird über das, was hinter uns liegt, nie, *nie wieder* gesprochen. Es ist vergeben. So sieht Gottes Vergebung aus.

Er lief uns entgegen in Jesus, seinem Sohn. Wie Gott die Welt geliebt hat, das können wir sehen am Kreuz. Und wenn uns nun Gott sagt: Es ist um Jesu willen alles vergeben, dann ist es vergeben, und dann haben wir das Recht, das, was hinter uns liegt, zu vergessen. Der Vater wußte, wie schlecht sein Sohn war, und schmückte ihn doch mit allen Ehrenzeichen als seinen Sohn. Das ist Vergebung. Er hat mich angenommen.

Freude der Errettung

»Sie fingen an, fröhlich zu sein.« (V. 24)

Es war ein großes Gastmahl, das der Vater des verlorenen Sohnes gab, als er ihn wiederhatte. Feierkleider mußten herbei. Das beste Tier im Stall war ihm nicht zu schade. Es war gerade gut genug, das Festmahl zu bereiten, um die Freude des Vaters auszudrücken über die Heimkehr seines Sohnes.

Jesus sagt: »Es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut.« Man könnte meinen, die in der Herrlichkeit wären gleichgültig uns gegenüber. Wie können sie sich um jeden einzelnen kümmern! Es sind ihrer ja so viele um Gottes Thron, die seinen Namen erhöhen. Aber Jesus sagt uns: Es ist Freude im Himmel bei der Bekehrung jedes Sünders. Der Vater freut sich; »denn er selbst, der Vater, hat euch lieb«, und seine Knechte, die Engel Gottes, freuen sich. Auch bei ihnen bricht der Jubel hervor über jeden Sünder, der Buße tut.

»Dieser mein Sohn war tot.« Wunderbar, wenn Gott die Sünde eines Menschen in die zarten Hände seiner Gnade nimmt! Das war eine traurige Geschichte, das, was mit dem einen Wort umschlossen wird: er war tot. Darüber wäre viel zu sagen. Und die Menschen haben oft eine unwiderstehliche Neigung, ihre eigene alte Sündengeschichte zu erzählen oder in anderer Leute Vergangenheit, auch wenn sie begnadigt worden sind, herumzurühren. Der Vater sagt: »Dieser mein Sohn war tot«, nicht: dieser Mensch war tot, nein, er war dennoch sein Sohn, als er in der Fremde war. Welche Gnade lag darin, daß der Vater vor seinen Knechten den Heimgekehrten alsbald wieder seinen Sohn nannte!

Welche Gnade liegt darin, daß wir, die wir tot sind in Sünde und Übertretung, von ihm angenommen werden sollen an Kindes Statt! Man kann einen Leichnam schmücken, ihm schöne Kleider anziehen, ihm die Stirn bekränzen, ihm die Wangen und Lippen schminken, als wäre er lebendig, und er ist dennoch tot. Der Wurm nagt auch an bemalten Wangen. Die Verwesung wird alles zerstören. So sind wir tot vor Gott, ob wir uns auch lebendig stellen und sehr schön schmücken. Blind sind die Menschen; denn sie können weder

die Herrlichkeit ihres Gottes und die Liebe ihres Heilandes sehen noch auch ihr eigenes Verderben erkennen. Taub sind sie; denn sie hören die Warnungen des Wortes Gottes nicht und haben keinen Geschmack an Gottes Liedern. Das ist der geistliche Tod. Es ist Hölle genug, das alles nicht zu haben, was ein Mensch in Gott haben kann.

Aber der tot war, ist wieder lebendig geworden, hat wieder Augen für Gott und Ohren für sein Wort, und sein Herz schlägt an Gottes Herzen. »Er war verloren und ist gefunden worden.« Gefunden! Es heißt hier nicht: *er ist heimgekehrt,* nein, er ist gesucht und *gefunden* worden.

Gottes Liebe geht den Menschen nach, auch wenn sie fern über Land gezogen sind, und wirkt in ihren Herzen und überwindet ihre Herzen. Merkst du das nicht? Es sucht dich einer. Es ist wie beim verlorenen Groschen, der still bestaubt in einer Ecke liegt. Auf einmal werden die Möbel gerückt, eine Hand greift in die Ecke. Es ändert sich manches in deinem Leben. Es kommt Leid und Freud. Eine Hand greift nach dir. Merkst du es nicht? Es sucht dich einer. Es ist wie beim verlorenen Schaf. Ein Licht leuchtet hinter dem verlorenen Schaf her bis ins Dickicht der Wüste. Siehst du es nicht? Eine Schwalbe fürchtete sich vor dem Bauern und fuhr gegen alle Wände, bis sie endlich ermattet niederfiel. Da nahm der freundliche Mann sie auf und trug sie an die Sonne, in die Freiheit. So greift hinter dir eine Hand her und wartet darauf, daß du dich fallen lässest, daß du dich finden lässest. *Es sucht dich einer.*

Sie fingen an, fröhlich zu sein. Der Vater freute sich, und die Knechte freuten sich mit, so wie auch heute sich immer wieder Jesu Jünger freuen und es ein Fest ist für alle Kinder Gottes, wenn wieder einer zum Heiland gekommen ist. Auch der Sohn fing an, sich zu freuen. Er mag anfangs befangen und schüchtern genug dabeigesessen haben. Aber dann fing das Singen an. Auch sein Mund ist »fröhlich gemacht« worden (Ps. 103, 5).

Sie fingen an, fröhlich zu sein. Davon, daß sie aufhörten, steht nichts geschrieben. Es ist eine ewige Freude der Errettung, wenn Sünder selig werden.

Ein kalter Guß

»Aber der älteste Sohn...« (V. 25)

In die wundervolle Erzählung von der großen Freude, die nach der Rückkehr des verlorenen Sohnes ins Vaterhaus eingetreten war, fällt ein Aber. Ein Schatten legt sich über das sonnige Bild. Ein Mißton klingt in die Freude hinein. Gottes Gnade, die Jesus in dem Bild des Vaters uns vor Augen führt, *Gottes Gnade ist ohne Wenn und Aber.* Volle, ganze Gnade, die bedingungslos vergibt und ohne Einschränkung den Verlorenen annimmt. Von der *Menschen* Seite wird ein Wenn und Aber erhoben. Der älteste Bruder im Gleichnis ist der Vertreter der Leute, die sich nicht freuen können, wenn Sünder gerettet werden, und die damit verraten, daß sie selbst von der Gnade noch keinen Hauch verspürt haben.

Der ältere Bruder ist auch ein »verlorener Sohn«. Aber bei ihm steht die Sache noch hoffnungsloser als bei dem, der in die Ferne gezogen war. Man findet solchen »älteren Bruder« in allen Ständen, bei arm und reich, bei hoch und niedrig, oft mit sehr frommen Worten. Der »verlorene Sohn« kam nach Hause, dieser ältere Bruder blieb draußen vor dem Vaterhaus. Jesus hat dies Gleichnis ja gerade zu den Pharisäern gesprochen, zu denen, die darüber murrten: »Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen« (V. 2). So ist dies Gleichnis auch für die Pharisäer unter uns.

»Aber der älteste Sohn war auf dem Felde.« Er war im Dienst des Vaters, von Jugend an gut geartet, auf dem Wege der Pflicht geblieben. Es ist nicht geringzuschätzen, wenn ein Mensch nie fern von Gott war. Es ist ein großer Irrtum, daß es etwa nötig wäre, einmal sich gründlich verirrt und in der Sünde gewatet zu haben, um dann die Gnade Gottes zu erfahren. Nein, eine bewahrte Jugend ist eine herrliche Gabe Gottes. Wohl dem, der im innigen Verhältnis der Gemeinschaft mit Gott von frühe an geblieben ist! Mancher denkt wohl: Ich wollte, ich wäre einmal gründlich in die Sünde hineingeraten oder gar tief gefallen, dann würde ich vielleicht zurechtkommen und Buße tun können. Du Eiszapfen! Willst du noch schlimmer sündigen? Meinst du, es sei gottloser, so wie der verlorene Sohn sein Gut mit Prassen durchzubringen und den Vater zu kränken durch seinen Weggang von Hause, als daß du, von Gottes Güte um-

geben, durch alle Zeichen seiner Liebe hindurchwanderst jahraus, jahrein und ihm dafür nicht dankst und ihn nicht liebst? Meinst du, das kränke den Vater weniger als die Sündengeschichte des anderen Sohnes? Ihr, die ihr nie einmal niedergekniet seid und habt Gott gedankt, daß Jesus für euch gestorben ist, und lebt unter der Botschaft von der Gnade so kalt und mürrisch dahin, ihr gleicht diesem älteren Bruder, der dem Vater äußerlich so nahe und dennoch so weltenfern war, der immer neben dem Vater ging und doch von ihm innerlich so tief geschieden blieb. Nein, es war gut, daß der älteste Sohn nicht in die Ferne gezogen, sondern treu beim Vater geblieben war. Aber innerlich fehlte ihm darum doch alles, weil er die Liebe des Vaters nicht kannte und nicht erwiderte.

Er hörte das Gesänge und den Reigen, als er vom Felde kam. Da war Gesänge, da war etwas geschehen. Hat man bei euch auch schon einmal das Gesänge gehört? Sind Lieder aufgestiegen, weil einer gläubig geworden ist?

Den älteren Bruder ärgerte schon das Singen, das er hörte. *Der Mann sang überhaupt nicht.* Er ging nicht in den Festsaal hinein. Die Sache war ihm verdächtig. Er rief der Knechte einen zu sich und fragte, was das wäre, und damit wies er verächtlich und geärgert mit dem Daumen über die Schulter nach dem Saal hin. Er war ein Mann der Pflicht, streng und kalt, und es ging ein eisiger Hauch von ihm aus. Solche Leute singen überhaupt nicht. Wir sind, sagen sie, nicht zum Singen da, sondern um unsere Pflicht zu tun und zu arbeiten. Das Leben ist nicht ein Lied, sondern eine schwere Aufgabe. Singen? Das klang ihm schon leichtfertig. Er war sehr fromm und gewissenhaft; aber er war nicht froh, dieser strenge und ernste Mann. O, ihr armen strengen, ernsten Leute, wieviel leichter ginge es mit einem Lied! Aber ihr könnt wohl nicht singen? Nur wer die Gnade kennt, hat ein Lied auf den Lippen!

Ein harter Mann

> »Und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen; und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre.« (V. 25–26)

Alles atmete Freude, alles klang wider von Liedern und Lobgesängen im Hause des Vaters, der seinen verschollenen Sohn wiederhatte, alles war in Sonnenschein getaucht. Nur draußen vor der Tür lag eine schattige Ecke. Da stand ein stummer Mann. Da sah man eine finstere und harte Miene. Der ältere Bruder des Heimgekehrten forschte bei einem Knecht, indem er auf den Lärm des Festes wies, »was das wäre«. Ach, wir kennen ja die harten und scharfen Mienen der Leute, die sich darüber ärgern, wenn sie hören, daß einer sich seines Heilands freuen lernte. Wie kritisch können sie dann blicken! Wie ätzend und spöttisch kann ihre Frage klingen: »Was ist das, Bekehrung? Ich bin mehr für Bewährung! Bewährung ist wichtiger als Singen.« Und was sie sonst noch hinzufügen. Nein, sie können sich durchaus nicht freuen bei der allgemeinen Freude über die Heimkehr des verlorenen Sohnes.

Ratlos stand der Knecht vor diesem harten Mann. Er sah wohl die Wolke des Unmuts auf der Stirn des jungen Herrn, und er wollte nun mit seiner Antwort es möglichst freundlich gestalten und möglichst die Liebe in diesem steinharten Herzen wecken: »Dein Bruder ist gekommen.« Na, das fehlte noch! Da kannte er den älteren Sohn schlecht. Er wollte ihn freundlich stimmen, indem er sagte: dein Bruder! Wie sollte das in ihm nicht alle Gefühle der Liebe wekken? Und er fuhr fort: »Dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wiederhat.« Ganz harmlos sagte das der Knecht, und auch in seinem Angesicht strahlte die Freude wider, die das ganze Haus ergriffen hatte: Wir freuen uns eben, weil dein Bruder wieder da ist. So einfach war der Bericht und herzandringlich. Sollte der ältere Bruder sich nicht freuen, daß er den jüngeren wiederhatte? Und wenn er sich selbst nicht freuen konnte, sollte er sich dann nicht um des Vaters willen wenigstens mit ihm freuen? Hätte er nicht schon längst allerlei versuchen müssen, um seinen verirrten Bruder in der Ferne zu suchen und zur Heimkehr zu bewegen? Es war doch sein Bruder! Ihm gegenüber konnte er doch nicht gleichgültig sein!

Ein Mann kam von ungefähr hinzu, als bei einem Kanalbau ein Menschenauflauf zu beobachten war, und erfuhr, daß einer von den Arbeitern verschüttet worden war. Auf einmal erkannte ihn einer der Männer unten im Kanal und rief ihm zu: »Hier unten liegt dein Bruder!« Ihr hättet sehen müssen, wie der Mann seinen Rock abwarf und wie schnell er bei den andern Arbeitern war und zur Schaufel griff, um seinen Bruder auszugraben. Es war doch sein Bruder! Hätten nicht ähnliche Gefühle auch den älteren Sohn im Gleichnis bewegen müssen?

»Da ward er zornig.« Mein Bruder? Ich habe keinen Bruder mehr. Ausgesprochen oder unausgesprochen, so war der Sinn seiner Antwort. Wie hart sind wir oft gegen andere! Ich habe keinen Sohn mehr, keine Tochter mehr! So hat mancher Vater sein verlorenes Kind von sich gestoßen. War das recht? Wenn Gott so hart mit uns wäre, wo sollten wir bleiben? Ich beneide dich harten Mann nicht um deine Verantwortung an jenem Tage.

In der Ablehnung des älteren Sohnes lag aber noch mehr. Er ist ein Abbild derer, die sich darüber ärgern, daß ein Sünder nach Hause kommt. Man stößt sich daran, daß solche verkommene Menschen bei Gott angenommen werden, und so schnell und so einfach und so auf einmal! Unsereiner plagt sich ein Leben lang und ist doch nie froh und dessen gewiß, ob er selig wird. Und diese Leute wollen so schnell und einfach und leicht das Heil ergriffen haben?!

Leicht? Ach, sie wissen nichts von der Not des Gewissens vorher und von der tiefen Demütigung. Darum wissen sie auch nichts davon, was es heißt, wenn Gott uns die Last abnimmt, und sie ärgern sich über die Rettung der Verlorenen.

Prüfen wir uns selbst, auch die Jesu Jünger sind: wie manchmal sind wir doch recht kritisch und fast verstimmt darüber, wenn wir einen fröhlich rühmen hören, wie der Herr ihn angenommen hat. Vielleicht besinnen wir uns bald. Aber etwas von dieser mürrischen, stolzen Art steckt in uns allen. Das aber ist gewiß: Wer in dieser Stellung verharrt, die der ältere Bruder einnahm – solche Leute kommen nicht in Gottes Himmel. Im Himmel ist Freude über einen Sünder, der Buße tut. Da kann man keine Leute gebrauchen, die »aber« sagen und zornig werden, wenn ein verlorener Bruder heimkehrt. Daran kann sich mancher prüfen, ob für ihn Hoffnung sei.

Wer sich hier darüber ärgert, daß Sünder gerettet werden, für den ist sicher in Gottes Himmel kein Platz.

Unerhört

»Er wollte nicht hineingehen.« (V. 28)

Als das Gedränge und der Reigen erscholl im Vaterhaus, weil der Verirrte heimgekehrt und wiedergefunden war, werden sich alle im Hause hinzugedrängt haben. Wer irgend nur konnte, war gern im Festsaal und freute sich mit. Nur der ältere Bruder wollte nicht mit dabeisein. So etwas soll ich Bruder nennen? Einen solchen Menschen soll ich wieder an meines Vaters Tisch begrüßen? Ich danke! Ich will ihn nicht einmal sehen.

Das war wohl das beste für ihn, daß er nicht hineinging. Wäre er in den Saal gegangen, so hätte er sich wahrscheinlich noch viel mehr geärgert, geärgert über das Feierkleid und über den Fingerreif und über die neuen Schuhe und über das geschlachtete Kalb und das Festmahl, besonders wenn er es noch hätte sehen müssen, daß schließlich leise und zaghaft und dann immer freudiger auch der Gefeierte selbst mit angefangen hat, zu singen und fröhlich zu sein. Er hätte es wohl nicht gemerkt, daß sein Bruder erst da Mut bekam, mit einzustimmen, als sie bei Psalm 103 gerade an die Stelle kamen »der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen«. Da konnte der Heimgekehrte sich nicht mehr halten. Da mußte er mitsingen.

Gut, daß der Ältere nicht hineinging. Er hätte sich krank geärgert. »Ja, ja, erst darauflos gepraßt und alles Geld vertan und dann so einfach nach Hause kommen und wieder am Tisch des Vaters sitzen, als wäre nichts geschehen, und von Gnade singen! Nein, ich gehe nicht hinein! Das paßt mir nicht.«

Man will gar nichts Genaueres darüber hören. Menschen, die so weit abgeirrt und so in Sünde waren, die wollen jetzt von Vergebung und Gnade und Gotteskindschaft singen – *unerhört!* Ich will sie nicht sehen noch hören.

Unerhört! Ganz richtig, unerhörte Gnade! Die kann freilich nur der verstehen, der sie selbst erfahren hat. »Er wollte nicht hineingehen.« Er blieb draußen. Ich fürchte, solche Leute werden ewig draußen bleiben.

»Da ging der Vater heraus und bat ihn.« Das ist wohl das schönste Wort im ganzen Gleichnis. Das ist *unerhörte Gnade*, die ganz große Liebe. Das ist Gottes Liebe. Eines elenden und verkommenen und verlorenen Sohnes sich annehmen, das ist Liebe und Gnade. Aber wir können das fast noch eher verstehen – denn da spricht doch auch das Mitleid etwas mit –, als daß der Vater um diesen harten und selbstgerechten, unsympathischen, scharfen Mann sich so müht. Das ist übermenschlich, das ist göttlich. Das ist unerhört!

Hier haben wir das herrlichste Wort in dieser ganzen herrlichen Geschichte vom verlorenen Sohn. Will einer je es wissen, was Liebe ist, dann soll er stehenbleiben vor diesem Wort: »Da ging sein Vater heraus und bat ihn«, den harten Mann, der sich nicht freuen will über die Heimkehr des verlorenen Bruders. Dann soll er sich einschließen mit diesem Wort in der Stille: »Da ging sein Vater heraus und bat ihn.« Über diesem Wort soll er seine Knie beugen, mit dieser Stelle seine Tränen trocknen, wenn ihm die Augen übergegangen sind. Das ist Gott. Das ist die Liebe: »Da ging sein Vater heraus und bat ihn.«

Die ganz große Liebe

»Da ging sein Vater hinaus und bat ihn.« (V. 28)

Was hatte der Vater doch für Last mit seinen beiden Söhnen! Mit beiden! Kaum freut er sich über den einen, der von schlimmem Sündenweg heimgekehrt ist und seine Vergebung erbat, da wird des anderen Verlorenheit offenbar. Des anderen, der neben ihm gegangen ist all die Jahre, aber verschlossen, innerlich abwesend, auch verloren wie sein Bruder.

Da kommt der Vater in neue Not, in neue Not der Liebe. Er freut sich des einen, des Wiedergefundenen, und sieht den andern sich

entfernen. Soll er sich mit dem einen, dem Heimgekehrten, zufriedengeben? Soll er den andern, der so verständnislos für sein Vaterherz ist, der ihm so unendlich fernsteht und jetzt gerade so bitter wehe tut, gehen lassen? O nein, *ich muß sie beide haben,* meine beiden verlorenen Söhne! So ging er heraus und bat den älteren Bruder. Der Vater will sie beide haben. Und wenn jemand bei der Geschichte vom verlorenen Sohn geglaubt hat, er sei nicht gemeint, so kommt jetzt das Wort auch zu ihm: Der Vater will sie beide haben, alle seine verlorenen Söhne, die verkommenen und die frommen.

Welch eine Liebe klopft in des Vaters Herz! Er hätte doch zornig werden können. Wir wären wahrscheinlich ärgerlich geworden über diese Herzenshärtigkeit, über diesen Pharisäer; aber die Freude über den Wiedergefundenen läßt ihn freundlich sein auch zu dem Zornigen. Der Vater schickt nicht einen Knecht hinaus, er läßt ihn nicht holen und zu sich rufen, nein, er geht selbst hinaus: Komm doch herein! Er erzählt ihm die Geschichte seines verlorenen Bruders, den er doch so lange vermißt hat. Und bei dem Erzählen wird ihm wieder warm. Wenn er vielleicht anfangs fast erschrocken war über die Kälte seines verlorenen Sohnes, über diese Stahlwand von Härte, nun wird er wieder freudig und feurig: Komm! Er bat ihn: »Du solltest fröhlich und guten Mutes sein.«

So hat es der Vater im Himmel auch gemacht. Er ging heraus in Christus, seinem Sohn, und er bat auch die Pharisäer. Er bittet auch die Harten unter uns, die durch all die Liebe Gottes hindurchschreiten, ohne aufzulauschen, alle Jahre in den Festen der Kirche mitten durch die große Liebe hindurchwandern und bleiben kalt und hart. Sollten wir einen Heiland haben, so mußte er so sein, wie hier des Vaters Liebe geschildert wird. Nur solch einen Heiland konnten wir brauchen, der sich durch die Härte des Menschenherzens nicht abschrecken ließ, durch solche unsympathische und selbstgefällige Art. Er mußte nicht nur der Sünderheiland sein, sondern *auch ein Erbarmer für die Pharisäer,* die Harten und Abweisenden. »Er bat ihn.« Vielleicht, daß über diesem Wort solch ein harter Mann zum »verlorenen Sohn« wird.

Ob der ältere Bruder hineingegangen ist, ob er draußen blieb? Und ob die Pharisäer es merkten, daß Jesus mit diesem Gleichnis gerade nach ihrem Herzen griff, mit weichem, zartem Finger an ihre Seele

klopfte? Jetzt, in diesem Augenblick gerade, wurde es für sie Wahrheit: »Da ging sein Vater heraus und bat ihn«, jetzt, in diesem Gleichnis, das Jesus gerade ihnen erzählte. Ob sie die offenen Arme sahen, die bittenden Augen, das brennende Herz, das so voll Erbarmen war auch über die, die sich so sicher und stark fühlten und meinten, keines Erbarmens zu bedürfen? Jesus! In diesem Namen hat alle Liebe des Vaters für uns Gestalt angenommen, die Liebe, die nicht den Schmutz der Befleckten scheute, und die noch größere Liebe, die die Stolzen und Selbstgerechten zu sich rief.

Sie haben Liebe so nötig

»Der Vater bat ihn.« (V. 28)

In unserem so wunderschönen Gleichnis ist das Schönste wohl der Satz, in dem beschrieben wird, wie der Vater sich zu dem ablehnenden Wesen seines ältesten Sohnes verhält: »Da ging sein Vater heraus und bat ihn.«

Auch wir, auch die, die die Gnade erfahren haben, sind manchmal so hart gegen andere, so scharf und abweisend und ungeduldig, als hätten wir ganz vergessen, woher wir gekommen sind. Wunderbar, daß durch solches harte und stolze Wesen, dem so gar keine Berechtigung zugrunde liegt, sich Gott nicht verbittern läßt, sondern auch zu uns herauskommt und uns zurechthilft. Er überführt uns unserer toten, liebeleeren Werke, unseres stolzen Herzens und wirkt, daß wir es lernen, uns zu schämen.

Und wie der Vater in seiner Güte den verlorenen Sohn ans Herz drückt und nun auch dem stolzen älteren Bruder freundlich zuredet, so wollen auch wir es lernen, diesen Gang zu tun, und herausgehen und sie bitten. Nicht nur um die ganz tief Gesunkenen sollen wir uns kümmern, sondern auch um die, die gottesfürchtig sind, immer so »fromm« und doch nie froh. Mit ihnen sollen wir sprechen von der großen, großen Liebe.

Uns liegt es näher, wenn wir solche harten, von oben herab urteilenden und absprechenden Leute in ihrem Hochmut den »verlore-

nen Söhnen« gegenüber sehen, solchen Leuten es saftig herauszugeben, ihnen es einzutränken, wie stolz und fern von Gott sie sind, sie scharf zurechtweisen, diese eitlen und selbstgefälligen Gesellen.

Nein, das ist nicht unsere Aufgabe. Wir sollen Liebe üben und auch dieser verbitterten, hochmütig lächelnden, lästernden Leute uns annehmen. *Sie haben Liebe so nötig.* Hinter dem stolzen Äußeren liegt oft innerlich ein Jammerhaufen. Es ist so öde in ihrem Herzen. Es klingt so kalt in ihren vier Wänden, so hart. Vielleicht können sie nur den Anfang nicht finden. Sie lehnen immer ab und reden immer schroff, und innerlich schluchzt vielleicht ihre Seele und sehnt sich danach, daß ihnen jemand einmal heraushilft aus ihrem harten Wesen und sie den ersten Schritt der Liebe lehrt.

Sie können den Anfang nicht finden. Da *wollen wir den Anfang machen.* Da ist es unsere Aufgabe, ihnen ihr Inneres zu deuten, aber nicht mit dem Gesetz, sondern mit der Liebe. Die gute Botschaft von dem Erbarmen Gottes, wie er zu uns herausgegangen ist, die Geschichte, die da geschehen ist, als Jesus kam, und was es mit seinem Kreuz auf sich hat, daß er auch für die Stolzen und Harten gestorben ist, das wollen wir ihnen erzählen. Sie haben Liebe so nötig! Sie stehen draußen außerhalb des Festsaales ohne Lied, neben der Freude, neben der Feier. *Überall daneben,* wo es froh und freudig hergeht, weil man sich der Gnade Gottes freut. Das sind die Leute, die in selbsterwählter Kälte im Schatten stehen. Wir wollen zu ihnen hinausgehen und sie bitten: »Laßt euch versöhnen mit Gott!« Das ist unsere Aufgabe: *sie bitten* an Christi Statt. Das allein ist unser Dienst, nicht schelten, nicht verurteilen, nicht sie beschämen. Wir sollen sie bitten. »Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.« Von dem Vater im Gleichnis wollen wir lernen: »Er ging heraus und bat ihn.« Sie haben Liebe so nötig!

Fromm, aber nicht froh

> »Er sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.« (V. 29)

Der ältere Bruder steht vor uns als ein Abbild der vielen, die immer fromm sind, ehrbar und kirchlich, aber nie der Gnade Gottes froh werden. Sie rechnen Gott vor, wie tadellos ihr Leben doch gewesen sei. »Siehe, so viele Jahre diene ich dir«, sprechen sie selbstgerecht, »und habe dein Gebot noch nie übertreten.« Äußerlich mag das die Wahrheit gewesen sein. Er war ein wirklich »guter« Sohn. So nahe beim Vater, dicht neben ihm stand er sein ganzes Leben und hielt sich an des Vaters Wort und die Ordnung des Vaterhauses, und innerlich war er ihm doch so fremd und fern. Ein ganz anderer Geist beseelte ihn. Äußerlich stimmte es: »Ich diene dir«; aber wie stimmte es innerlich? Diese göttliche Liebe im Herzen des Vaters und diese fast unmenschliche Kälte im Herzen des Sohnes!

So manche Leute sind äußerlich ehrbar in Gottes Geboten geblieben. Sie dienen dem Herrn und sind doch innerlich so weit von ihm ab. Wieviel Bitterkeit kam jetzt aus dem Herzen des älteren Bruders hervor! Die hatte tief im Innern geschlummert. Ja, er diente dem Vater, aber in innerer Verbitterung und mit Groll – Groll gegen *diesen* Vater! –, und sein Herz war nicht bei diesem Dienst. Äußerlich saß er an des Vaters Tisch; aber innerlich rückte er weit von ihm ab. Wie manche unter uns sind äußerlich auch gottesfürchtig! Scheinbar dienen sie dem Herrn; aber innerlich grollen und hadern sie gegen Gott wegen ihrer Lebensführung, daß er ihnen so wenig Freude schenkt. »Du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.« Er hatte den Vater wohl nie um einen Bock gebeten. Nein, das tat er nicht. Dazu war er zu stolz. »Wenn der Vater nicht selbst daran denkt und ihn mir gibt, dann lieber nicht. Ich bitte nicht.« Man kennt diese Leute, die so ernst und pflichttreu sind in ihrem gottesfürchtigen Leben und doch so hart.

Wenn zwischen dem älteren Sohn und dem Vater das rechte Verhältnis gewesen wäre, dann hätte er natürlich auch solche Geschenke von seinem Vater bekommen. Aber nun war er dem Vater

entfremdet. »Alles, was mein ist, das ist dein«, das war dem Vater völlig klar. Aber nein, der Sohn machte davon keinen Gebrauch. »Wenn's mir der Vater nicht anbietet, dann behelfe ich mich ohne einen Bock und ohne ein Festmahl meiner Freunde.« Er sprach mit seinem Vater nur das Nötigste, das Pflichtmäßige, das über die Arbeit. Mancher, der Gott dient, wie er meint, spricht mit ihm nur das Nötigste. Es ist kein Herzensverhältnis da. Und wenn man solche Menschen fragt, so erwidern sie: »Ich bete doch jeden Morgen und jeden Abend.« Als wenn mir einer sagt: »Ich rede jeden Tag zweimal mit meiner Frau, jeden Tag.« Hat er sie dann wohl lieb? Der Dienst des Vaters erscheint solchen »älteren Söhnen« sehr schwer. Er war zwar Sohn; aber eigentlich war er Knecht. Er sagt ja auch nicht in der Anrede: »Vater.« Solche Leute sind sehr sachlich und vermeiden jedes überflüssige Wort der Liebe, auch Gott gegenüber. Armer, freudeloser Gottesdienst!

Das sind die Leute, die immer darauf hinweisen, welche Gebote sie nicht übertreten haben. Sie suchen ihr Leben auf dem Kirchhof und vergleichen sich mit solchen, die noch schlechter erscheinen, wie hier der ältere Bruder mit dem jüngeren »verlorenen« Sohn. Sie haben nicht in groben Sünden gelebt. »Mir kann keiner etwas nachsagen.« Ja gewiß, aber sie haben auch die Gemeinschaft mit Gott noch nicht kennengelernt und wissen nicht, was es heißt, Gott dienen.

Daß er mit seinen Freunden fröhlich wäre, dazu hätte der ältere Sohn gern einmal einen Bock gehabt. Mit seinen Freunden! Nicht mit seinem Vater. Bei dem kann er sich keine Freude vorstellen. Solche Leute müssen *möglichst weit von Gott weggehen, wenn sie sich freuen wollen.* Wenn der Vater dabei ist, ist es ihnen kein Genuß. Sie sind innerlich Gott fremd; das ist ihnen keine Freude, was man gottesdienst nennt. Das ist etwas Kaltes, Offizielles, Unpersönliches.

Wie anders der verlorene Sohn! Der wollte keine Freunde und keinen Bock. Dem ging es nur um den Vater. Das war seine Freude, daß er den Vater wiederhatte durch die Vergebung seiner Sünden. Das kennen die andern nicht, und darum sind sie auch neidisch auf das, was die Gnade tut. Und fröhlich sind sie nie, buchstäblich nie. »Du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich sei.« *Nie fröhlich?* Ist das dein Fall? Auch bei all deinem

Frommsein und Gott-Dienen? Nie fröhlich? O wie arm ist doch das Leben so mancher Kirchenchristen! Sie leben unter dem Gesetz, fromm, aber nicht froh. Wenn sie die Gnade kennenlernten, die Vergebung finden würden, dann würde die Freude hereinbrechen auch in ihr armes, kaltes Leben!

Eine scharfe Zunge

»Dieser dein Sohn...« (V. 30)

Hart und scharf spricht der ältere Sohn nicht nur gegen den Bruder, der ein beflecktes Leben hinter sich hatte, sondern auch gegen seinen Vater, der ihm sein Leben lang mit Liebe entgegengekommen war. Uns scheint, dieser ältere Bruder hätte gar nicht so sehr lange bei sich selbst nach Sünden zu suchen brauchen. War das nicht Übertretung des göttlichen Gesetzes, daß er in dieser Tonart gegen seinen Vater murrte: »Ich habe dir alle die Jahre treu gedient, und du hast mir nie einen fröhlichen Tag bereitet!«? Gottes Gebot heißt nicht: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter *ernähren*«, auch nicht: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter *belehren*«, auch nicht: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter *bekehren*«, sondern: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter *ehren*.« Lag nicht in diesem Wort »dein Sohn« auch eine Anzüglichkeit gegen den Vater? Er hatte eine scharfe Zunge, der älteste Sohn im Hause. Und wie hat sie sich nun erst recht gegen den jüngeren Bruder gewandt! Unbarmherzig und ohne Schonung zieht er dessen Sünden ans licht.

»*Dieser dein Sohn ist gekommen.*« Wie abweisend und hart klingt schon der kurze Satz: dieser dein Sohn. Er sagt nicht: »Mein Bruder ist gekommen.« Er hat keinen Bruder mehr. Den werde ich nie wieder Bruder nennen, dem nie wieder die Hand geben. Mag der Vater sich so wegwerfen; das ist seine Sache. Ich tue das nicht. Ich will mit dem Menschen nichts mehr zu tun haben.

»Er hat dein* Gut mit Huren verschlungen.« Hören wir recht? War der Mann auch noch geizig? Er hatte doch genug. Aber ihm stand

* Urtext

nur vor Augen, was der andere durchgebracht hatte. Er sagte nicht: *sein* Gut, er sagte: *dein* Gut. Ein großes Stück des Familiengutes war vertan. Das schöne Geld! Das wurmte ihn.

»Er hat es mit Huren verschlungen.« Vorher hieß es in der Erzählung ganz einfach: mit Prassen. Jetzt kommt dies heraus. Der bisherige Bericht hätte es sonst gern zart verschwiegen. Aber der ältere Bruder sorgt dafür, daß das bekannt wird. Wie hart können manche Leute anderer Menschen Sünden aufzählen, die einmal tief gefallen sind! Hier dieser ältere Bruder verklagt seinen jüngeren Bruder. Welche Bitterkeit lebt in seinem Herzen! Das war doch des Vaters Sache, wie der verlorene Sohn sein Gut verpraßt hatte. Was ging das ihn an? Aber das ist die Art solcher »älteren Brüder«.

Weiß jemand auch etwas Derartiges von dir? Die scharfe Zunge eines »älteren Bruders« wird schon dafür sorgen, daß es bekannt und unter die Leute getragen wird. *Gott würde in seiner vergebenden Gnade es still auslöschen. Aber ein Sünder sorgt für des andern Sünders Schande,* auch vor den Leuten. So sind wir Menschen. Das sind die »älteren Brüder«, die so stolz über einen anderen reden, der eine »Vergangenheit« hat. So deuten sie es an. Man kann sich dabei denken, was man will, und hoffentlich möglichst das Schlimmste. Ob er das so ganz genau wußte, daß der andere wirklich mit Huren umgegangen war oder nicht, darüber macht er sich keine Gewissensbisse. »Man weiß ja, wie es dabei zugeht.« So allgemein wird es angedeutet. Und er sagt es möglichst scharf, nicht möglichst milde. »Es wird ja wohl so sein.« So klingt es schon ganz bestimmt. Solche Leute können es sich viel leichter verzeihen, wenn sie zu scharf, als wenn sie zu milde gewesen sind.

Der ältere Bruder kann nicht vergeben und vergessen. Der Vater kann es. Das ist Gott! Die Menschen können nicht vergeben und vergessen und sind oft kalt wie ein Eisberg, fahren scharf einher über des andern Haupt. Aber bei dem Herrn ist viel Vergebung.

Gnade »auf Probe«?

»Du hast ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.« (V. 30)

Wie war der Willkomm, der dem verlorenen Sohn durch seinen Bruder entgegengebracht wurde? Waren es zwei offene Bruderarme, die ihn umfingen: Bruderherz, wie lange haben wir auf dich gewartet, gut, daß du wieder da bist, wie wird der Vater sich freuen!? So wäre es recht gewesen. Macht es den »Verlorenen« doch leicht, wenn Gott ihnen vergeben hat, daß sie es merken, ihr seht sie an, als wäre nichts geschehen! Laßt es sie nicht empfinden, daß sie verloren waren!

Der ältere Bruder läßt es den Heimgekehrten und Wiederangenommenen sehr wohl empfinden, daß eine böse Vergangenheit hinter ihm liegt. Er zweifelt an seiner Bekehrung und glaubt nicht an die Umwandlung seines Wesens. Er wird sich wohl nur neues Geld holen wollen und dann wieder auf und davon gehen. Man kennt das ja. Der Vater ist viel zu gutgläubig. Der Vater ist eben kein Menschenkenner.

Wir mißtrauen so oft den »verlorenen Söhnen«. Und manchmal haben wir allen Grund dazu. Aber ob wir dadurch nicht andern schon Unrecht getan haben? Gott glaubt ihnen. Das ist die Hauptsache. Aber wenn wir ihnen so kalt gegenüberstehen und jeden, der sich aus einer befleckten Vergangenheit aufmacht, um Gott zu suchen, mit solchem Mißtrauen behandeln, dann ist das der Grund, warum nicht mehr unter uns aus der Sünde heimkehren ins Vaterhaus. *Gott kann doch neugeborene Kinder nicht in einen Eiskeller setzen!!* Wenn wir so viel Mißtrauen im Herzen hegen und eine solch kritische Haltung einnehmen, wie kann der Herr uns dann in unserem Kreis neubekehrte Menschen anvertrauen? Wie kalt klang es, als ein Sohn, der bis dahin in der Welt gelebt hatte, seinem ehrbaren Vater am Abend nach einer Erweckungsversammlung es bekannte, daß er den Frieden Gottes gefunden habe, und dieser harte Mann kein Wort der Freude noch viel weniger der Ermunterung herausbrachte, sondern nur das schneidend schroffe: »Beweise es!« So macht man verzagten Gemütern nicht Mut.

Der ältere Bruder tadelt auch den Vater: »*Du hast ihm ein gemästet*

Kalb geschlachtet.« Er sagt nicht: »Du hast ihn umarmt und geküßt.« – Was das heißt und bedeutet, Vergebung gefunden zu haben, was das ist, des Vaters Liebe zu empfinden, das weiß er nicht. Daher beneidet er auch den Bruder gar nicht um diesen Empfang beim Vater. Deswegen schilt er den Vater nicht. Nein, daß er das eine gemästete Kalb aus dem Stall dem verlorenen Sohn zuliebe geopfert hat, das wurmt ihn. Mußte denn das sein, das beste Tier im Stall? Überhaupt, mußtest du dich so wegwerfen? Knecht, vielleicht Großknecht hätte er werden können und erst einmal die Probe bestehen müssen. Solche verkommene Leute muß man nicht gleich wieder in alles einsetzen. Du wirst deine Enttäuschung erleben, deine Erfahrungen machen.

Nein, *Gnade ist nicht Gnade auf Probe,* sondern Gnade ist Gnade voll und ganz. Wir Menschen müssen oft vorsichtig sein. Gott durchschaut die Herzen. Und wenn einer aufrichtig seine Vergebung sucht, dann macht er ihm ein Mahl der Freude. Das ist Gnade, die alles, alles zudeckt. Gnade, die auch im Menschen alles neu macht und umgestaltend wirkt. Wenn die »heilsame Gnade« die Hand auf ein Leben gelegt hat, dann wird etwas Ganzes.

Der ältere Bruder erhob sich über den »verlorenen Sohn«. Haben wir dazu ein Recht? Dürfen wir uns über andere erheben? Für Gott gibt es *nur* »verlorene Söhne«. Sie sitzen alle auf einer Bank, der Bank der armen Sünder. Wer nicht auf dieser Bank neben den anderen Verlorenen sitzen will, der braucht sich keine Gedanken darüber zu machen, er kommt gar nicht in Gottes Himmel. Im Himmel gibt es nur ein Lied, das Lied von der Gnade. Im Himmel gibt es nur ein Kleid, das weiße Kleid der Gerechtigkeit Christi für die, die ihre Kleider gewaschen und hell gemacht haben im Blute des Lammes. Das soll unsere Bitte sein:

»Gnade, mach mich dir zum Preise,
führe du mich selbst ans Ziel.
Setz mich dessen zum Beweise,
was die Gnade kann und will.«

Im Vaterhaus fremd

»Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber...« (V. 31–32)

Ein Strom von Bitterkeit entquoll dem Herzen des älteren Bruders, als er seines Vaters Freude über die Umkehr des jüngeren Bruders wahrnahm. Er wählt seine Worte spitz und scharf, und aus jedem Zug seiner Mienen sieht man das Feuer verhaltenen Ingrimms hervorblitzen. Sein Stolz ist aufs tiefste verletzt, daß er solch verkommenen Menschen seinen Bruder nennen soll, und er vergißt sich fast in seiner Heftigkeit, auch gegen seinen Vater.

Wunderbar, daß der Vater nicht verbittert und gereizt seine Antwort gibt. Das ist die ganz große Liebe Gottes, die uns darin geschildert wird und mit der Jesus besonders den hartherzigen Pharisäern ans Herz greifen will. »Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein.«

Hätte nun nicht der Vater noch viel mehr recht, diesem stolzen Menschen den Sohnesnamen zu entziehen? Hätte er dem Sohn nicht allerlei erzählen können über dessen eigenes liebloses Wesen? Hätte er ihn nicht mit scharfen Worten in seine Schranken weisen können? »Mein Sohn«, er bleibt in der Liebe. Er will ihn an sein Herz ziehen, an das glühende, heiße Vaterherz: »Komm, rede doch nicht so hart über deinen armen Bruder!«

Er spricht noch einmal auf seinen ältesten Sohn ein. O, ein treuer Gott! Er will keinen so leicht aufgeben. Er will uns durchaus nicht verlorengehen lassen. »Du bist allezeit bei mir.« Sollte das dem älteren Bruder nicht die Hauptsache sein? Er hat nicht erfahren, was das Leben in der Ferne bedeutet. Er ist bewahrt worden vor schlimmen Abwegen und Sündenfällen. Bei mir warst du, das ist doch das größte Glück. Ja, wenn das der älteste Sohn gekannt hätte, wenn er mit seinem Vater verbunden gewesen wäre, dann wäre ihm solche harte Sprache gegen seinen Bruder unmöglich gewesen. In der Gemeinschaft mit dem Vater hätte er eine andere Tonart gelernt. Im Umgang mit Gott wird unser Herz liebevoll. Und wer täglich selber von Vergebung lebt und wem es das höchste Glück bedeutet, daß Gott ihn in seine Liebe geschlossen hat und ihm seine Gnade täglich

erzeigt, dem wird es nicht schwer sein, auch denen mit Liebe und Herzlichkeit zu begegnen, die von weitem Irrweg nach Hause kommen.

»Du bist allezeit bei mir.« Ja, äußerlich war er bei dem Vater gewesen, aber nicht innerlich. Innerlich war er dem Vaterherzen fremd und *fremd im Vaterhaus.* Er war so ganz anders als der Vater. Der Verkehr mit dem Vater hatte ihn dem Vater nicht ähnlich gemacht, weil er sich innerlich gegen den Vater abschloß.

Bei dir? »Du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich sei.« Er will einen Bock haben, ein Festchen mit seinen Freunden. Die Liebe des Vaters ist ihm nicht wichtig. Mit dem steht er am liebsten auf dem Fuß des offiziellen geschäftlichen Verkehrs. Für den verlorenen Sohn war nicht das Kalb, das ihm zu Ehren geschlachtet wurde, die Hauptsache, sondern der Vater, die Liebe, die ihn umfing.

Was hat man davon? Das ist die Frage des natürlichen Menschen. Bei dir? Ist das denn etwas? Man will äußere Vorteile haben. Es soll einem gut gehen. Darum quält man sich mit der Frömmigkeit. Man will wenigstens sich gleichsam versichern für den Todesfall. Darum geht man äußerlich den Weg der ehrbaren Kirchlichkeit. Aber bei Gott sein, Gemeinschaft mit Gott haben? Ist sein Wort denn so schön? Sind seine Lieder denn etwas Besonderes? Soll mir die Gemeinschaft seiner Kinder etwas bedeuten? Solche Leute sind fremd im Vaterhaus. Äußerlich gehören sie zur christlichen Gemeinde. Innerlich sind sie gott-los. »Alles, was mein ist, das ist dein«, sagt ihm der Vater. Das hätte der Sohn ja allezeit genießen können. Aber er war innerlich dem Vater ein Unbekannter. So nahm er auch des Vaters Güte nicht in Anspruch.

Wie arm sind solche Leute! Sie sitzen bei der Quelle und trinken nicht und müssen bei gedecktem Tisch verhungern. Gottes große Güte umgibt sie von allen Seiten. Aber sie haben keinen Zugang zum Vaterherzen, und darum sind sie fremd im Vaterhaus. Jetzt möchte man es dem *älteren* Bruder zurufen: »Verlorenes Kind, komm heim!«

Du solltest fröhlich sein

»Denn dieser dein Bruder war verloren und ist wiedergefunden.« (V. 32)

Im Herzen des Vaters brennt unüberwindliche Liebe. Tieferer Schmerz konnte ihm vielleicht nicht begegnen, als daß er im Überschwang seiner Freude über die Heimkehr seines verlorenen jüngsten Sohnes von seinem älteren Sohn so schroff getadelt und so bitter zurückgewiesen wurde. Aber er läßt sich nicht irremachen in seiner Liebe zu beiden Sönnen. Hat er den einen an sein Herz gedrückt, als er reumütig heimkehrte, so will er auch den andern nicht verloren geben. Noch einmal erzählt er ihm die ganze Geschichte des Heimgekehrten und wird richtig warm dabei. »Dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren und ist wiedergefunden.«

»Dieser dein Bruder.« Es ist doch dein Bruder! Sei nicht so hart in deinen Reden, stoße ihn nicht so zurück! Wenn du ihn nicht mehr deinen Bruder nennen willst, *dann bist du nicht mehr mein Sohn;* denn dieser, der Heimgekehrte, *ist* mein Sohn. Die gebeugt heimgekehrt sind, gibt der Vater nicht auf, ob noch so scharfe und stolze Reden der harten, ehrbaren Männer gegen sie fahren. Wenn die Stolzen nicht mit den Geretteten zusammensein wollen, dann müssen sie draußen bleiben. Dann sind *sie* die Verlorenen; denn die Geretteten, die die Gnade angenommen haben, das sind Gottes Kinder.

»Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein.« Es kommt aus des Vaters Herz wieder wie ein warmer Strom der Liebe: Es ging doch nicht anders, wir mußten doch fröhlich sein und uns freuen, als dein Bruder wiederkam, und das ist doch nun auch deine Sache. Du solltest auch fröhlich sein und guten Mutes bei solch herrlichem Tatbestand. Dein Bruder war tot, wirklich tot, und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren – weißt du, was das heißt: verloren? – und ist wiedergefunden. Du solltest fröhlich sein.

Das ist wichtig für uns alle. Wir sollen uns freuen, wenn Sünder zurechtkommen und selig werden. Es ist nicht unsere Aufgabe, und

wir haben auch nicht einmal das Recht dazu, immer zuerst Bedenken zu äußern, ob es wohl auch echt sei, ob sie sich auch bewähren werden. Das laß doch Gottes Sorge sein! Gott gibt uns das Recht: man soll sich freuen, wenn ein Verlorener den Heimweg sucht. Das ist das Erste und das Wichtigste: sich freuen! Wem vor Augen steht, was der ewige Tod bedeutet, der wird sich freuen, wenn einem das göttliche Leben geschenkt wurde, und ob es sich auch nur sehr zaghaft und schwach erst äußert. Wem es das Herz einmal beschwert hat: »Wir gingen alle in der Irre, ein jeglicher sah auf seinen Weg«, wem einmal das die Klage seiner Tage und Nächte war: »Ich kann nicht nach Hause, hab keine Heimat mehr«, wer einmal empfunden hat, daß er nicht einmal aus sich heraus umkehren und das Vaterhaus suchen kann, der weiß, was es bedeutet: gefunden sein, daß Gott sich um uns gekümmert hat, daß er uns nachging und uns dann endlich in Gnaden annahm. Das ist sein Lied: »Nicht draußen ist mein Los, nein, Jesus ließ mich ein.« Der wird dann auch dankbar und demütig zugleich jedem die Hand reichen, der auch durch die enge Pforte schritt und seines Gottes froh geworden ist.

Der ältere Bruder blieb draußen. Erste werden die Letzten sein, und Letzte werden die Ersten sein. Siehe zu, daß du nicht doch noch verlorengehst trotz deiner Erziehung, trotz deiner Mitgliedschaft im christlichen Verein, trotz deiner Mitarbeit im Reich Gottes und in der Gemeinde! Drinnen klingen die frohen Gesänge der Geretteten, draußen ist das Murren der Hölle, die gegen Gottes Liebe hadert. Der ältere Bruder in unserem Gleichnis ist *wie ein niederbrennendes Haus vor einer aufgehenden Sonne.*

Aber du solltest fröhlich und guten Mutes sein! So darf ich allen denen zurufen, die gefunden haben und gefunden worden sind. Hinter dir liegt die große Schuld, um dich herum stehen schmähende, lästernde, spottende »ältere Brüder«. In dir regen sich bange Zweifel: Ob ich wohl durchhalte und mein böses Herz mich nicht doch noch in den Untergang treibt? Kümmere dich nicht mehr um das alles! Der Vater nimmt dich an. »Mein Heiland hat gesagt, ich sollte fröhlich sein«, so sprich zu deiner Seele und traue dem, der uns »kann behüten ohne Fehl und stellen vor das Angesicht seiner Herrlichkeit mit Freuden« (Jud. 24).

Jesus ist es, der auf dem Weg zu seinem Kreuz dies Gleichnis erzählt

hat, und Arme breiten sich nach uns aus, offene, rufende Heilandsarme. Er hat gelitten, damit wir ewig fröhlich sein sollten, damit es ewig wahr würde, was die Pharisäer spottend und grimmig sagten: »Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.«

Die hart Gebundenen macht er frei

Jesus unter den Sündern (I.)

Lukas 7, 36–50: Es bat ihn aber der Pharisäer einer, daß er mit ihm äße. Und er ging hinein in des Pharisäers Haus und setzte sich zu Tisch. Und siehe, eine Frau war in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe und trat hinten zu seinen Füßen und weinte und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte seine Füße und salbte sie mit Salbe. Da aber das der Pharisäer sah, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch eine Frau das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an. Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Silbergroschen, der andere fünfzig. Da sie aber nicht hatten, zu bezahlen, schenkte er's beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben? Simon antwortete und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geurteilt. Und er wandte sich zu der Frau und sprach zu Simon: Siehst du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus; du hast mir nicht Wasser gegeben für meine Füße; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem ich hereingekommen bin, hat nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt. Derhalben sage ich dir: *Ihr sind viele Sünden vergeben, darum hat sie mir viel Liebe erzeigt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.* Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben. Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt? Er aber sprach zu der Frau: *Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin in Frieden!*

»Dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht« (V. 36–37).

Unter den vielen Geschichten von Jesus haben die etwas besonders Liebliches und Erquickendes an sich, unter denen wir deutlich die Unterschrift sehen: Jesus unter den Sündern; bei denen sich uns der Spott der Pharisäer als dankbares Loblied auf die Lippen drängt: »Jesus nimmt die Sünder an.« So ist es auch mit der Geschichte von der sogenannten »großen Sünderin«. Jedesmal, wenn wir sie lesen, geht es allen denen, die auch einmal so in ihrem Jammer zu Jesu Fü-

ßen gelegen haben und denen er sein Gnadenwort zusprach: »Dir sind deine Sünden vergeben!« freudig durchs Herz, wenn sie es noch einmal miterleben, wie zart diese Liebe des Heilands war und wie barmherzig seine Barmherzigkeit.

Es war ja nur *eine* Sünderin, die zu Jesus kam, und doch sagen wir: Jesus unter *den* Sündern. Auch um die andern, die mit ihm zu Tische saßen und glaubten, keiner Gnade zu bedürfen, hat sich der Herr treulich gemüht. Und wir können im Zweifel sein, was wir höher preisen sollen, die göttliche Milde, mit der er die reuevolle Frau annahm, oder das geduldige, zarte Werben um das Herz des stolzen Pharisäers. Das ist Jesus unter den Sündern, *»dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht«.*

»Es bat ihn aber der Pharisäer einer, daß er mit ihm äße«

Sicher wollte Simon den Herrn nicht bei sich zu Tische haben, um etwas aus ihm herauszuholen, was gegen den Meister spräche. Er hat ihn auch nicht gesucht, wie ein verlorener Sünder nach einem Retter begehrt, oder wie etwa Nikodemus, der in der Not seiner Seele bei Jesus auf seine quälenden Fragen die Antwort erwartete. Es war wohl nicht die edelste und beste Absicht, in der der Pharisäer sich um Jesu Anwesenheit bewarb: er wollte ihn kennenlernen, und ein gut Stück Neugier war dabei, vielleicht auch Geltungsbedürfnis. Weil doch von diesem Jesus alle Welt sprach, so wollte er ihn gern einmal in seinem Hause haben. Jedenfalls gab es eine interessante Unterhaltung für die anderen Gäste.

Aber obwohl es offenbar kein reines Verlangen nach göttlicher Hilfe war, das den Simon zu der Einladung trieb, hat der Herr doch diese *Gelegenheit* benutzt, um ihm einen *ewigen Segen* zuteil werden zu lassen.

So geht es oft zwischen Jesus und einem Sünder. Ich habe es miterlebt, wie einer, um eine Wette von 5 Mark zu gewinnen, die Bibel durchstöberte, um etwas gegen Gottes Werk darin zu finden, und wie er dabei von Jesu Liebe überwältigt wurde. Im Wartezimmer des Grafen Eduard von Pückler in Berlin saß einer meiner Studienfreunde, und der Spruch, der dort an der Wand hing: »Wo wirst du

deine Ewigkeit zubringen?«, sah ihn an, sprach ihn an, redete immer dringlicher auf ihn ein, bis der Student fluchtartig das Zimmer verließ, ohne den Grafen gesehen zu haben. Jesus hatte mit ihm gesprochen, und der Student wollte sich nicht sprechen lassen. Aber Jesus hat den dort begonnenen Kampf gewonnen. Der bekannte Evangelist Fritz Binde hat gedankenlos die Blätter des christlichen Abreißkalenders gelesen, bis ihm darin das Angesicht Jesu Christi entgegentrat, das ihn nicht wieder losließ für immer.

Es gibt wunderbare *Jesus-Gelegenheiten.* Als der kleine Junge sein Lied durchaus nicht in den Kopf bekommen konnte und immer wieder vor den Ohren des Vaters murmelte: »Und ohne einen Freund im Himmel, wer hielt es wohl auf Erden aus?«, da wurde der vielbeschäftigte Kaufmann von seinen Büchern und Rechnungen hinweg auf den ewigen Freund gewiesen und zu ihm gerufen. Mancher ging zur Kirche oder zu einer Versammlung ohne Gotteshunger, aus Gewohnheit, aus Pflicht, vielleicht mit innerlichem Widerstreben; da ist Jesus von Nazareth an ihm vorübergegangen und hat ihn angezogen wie der Magnet das Eisen und hat seine Hand auf ihn gelegt zum ewigen Heil.

Es war *eine hohe Ehre* für den einfachen Rabbi aus Nazareth, daß der Pharisäer ihn zu Tisch bat. Bei dem gewöhnlichen Volk war er ja Hausfreund, da kam er in manche Hütte, auf manchen Holzstuhl; aber jetzt sollte er auf den seidenen Kissen eines Pharisäers ruhen, eines der Vornehmen im Volk, ja, eines Schriftgelehrten und Dieners Gottes. Simon hat es jedenfalls so aufgefaßt. Fast vergab er sich etwas in den Augen seiner Zunftgenossen, daß er mit einem unstudierten Mann sich so einließ.

Wie ist doch *alles so verkehrt in dieser Welt der Sünde und des Scheins!* Der Sohn Gottes kommt in Knechtsgestalt und muß es sich noch zur Ehre anrechnen lassen, daß ein eingebildeter Pharisäer ihn zu Tisch lädt. Und auch heute noch müssen Jesu Jünger sich über die Schultern ansehen und sich als die Geduldeten betrachten lassen, die sich eigentlich freuen müßten, daß man sie nicht aus der Gesellschaft ausschließt.

Wer ein Ansehen vor der Welt hat, dem öffnet sich jedes Haus, auch wenn er ein noch so dunkles Sündenleben geführt hat und führt, und wenn er einen Geist der Unreinigkeit mit sich bringt. Aber die

Menschen meinen, sie vergäben sich etwas, wenn sie dem Herrn Jesus oder seinen Jüngern Zutritt gewähren.

Wie anders ist es doch, wenn *Gottes Licht* den Schein zerreißt, den Schein einer Welt, in der durch die Sünde eine Umwertung aller Werte eingetreten ist! Viele werden es mit mir freimütig aussprechen: *Ich kenne für mich und mein Haus keine größere Ehre, als daß sich Jesus und seine Jünger bei uns wohlfühlen.*

»Und Jesus ging hinein in des Pharisäers Haus und setzte sich zu Tisch«

Er war *so demütig, sich die Einladung des Pharisäers gefallen zu lassen.* Ja, er ließ sich noch mehr gefallen. Simon erwies ihm doch seine Liebe sehr mit Maßen, sehr zurückhaltend. Er hat sich wirklich bei dieser Gelegenheit Jesus gegenüber nichts vergeben. Es sollte doch keiner von seinen Gästen denken, er sei Jesu Jünger, sein heimlicher Freund.

Aus seiner Behandlung des Meisters hätte auch wirklich keiner diesen Verdacht schöpfen können. Er ließ ihm gegenüber die allergewöhnlichsten Formen der Höflichkeit außer acht. Was er allen übrigen Gästen ohne Zögern gewährte, das kam Jesus nicht zu. Der konnte überhaupt froh sein, in dieser vornehmen Gesellschaft weilen zu dürfen. Allzu herzlich brauchte der Empfang nicht zu sein. So gab Simon in seiner gemessenen Freundlichkeit dem Heiland kein Wasser für seine Füße und bewillkommte ihn nicht nach Landessitte mit einem Kuß. Er ließ ihm auch kein Salböl für sein Haar reichen, wie es sonst Gewohnheit war.

Das war eigentlich *eine empörende Behandlung.* Wir hätten wahrscheinlich sofort den Raum verlassen oder hätten mit scharfen Bemerkungen dem Pharisäer Beine gemacht, daß Wasser und Öl herbeikämen. Aber der Heiland läßt sich das alles gefallen. *Er will keinen Kuß erzwingen,* keine Liebestat befehlen.

Das ist Jesus unter den Sündern. So hochmütig wie Simon stehen wir alle ihm gegenüber. Von Hause aus schämen wir uns seiner. Und darum die Haltung so vieler Leute: Nur nicht zu freundlich zu

Gottes Volk, nur nicht zu oft zu Gottes Wort! Man könnte noch denken, wir wollten zu den Frommen gehören.

Unter diesen hochmütigen Sündern steht Jesus, der demütige Heiland. *Wenn wir überhaupt einen Heiland haben sollten, dann mußte es solch ein Heiland sein,* der sich nicht nur zu den Gebeugten freundlich neigt, sondern sich auch durch den Stolz der Hochmütigen nicht abstoßen läßt, der es weiß, daß hinter dem trotzigen Äußern oft ein Jammerhaufe liegt, ein Herz schlägt, das nach Erbarmen schreit und nur deshalb sich so stolz zurückhält, weil der Mensch sonst, wenn er *etwas* nachgäbe, dann bald sein *ganzes* Elend nicht mehr verbergen könnte.

Wäre Jesus nicht *solch ein demütiger Heiland, so würde kein Mensch selig.* Wie viele unter uns sind ihm bis heute noch keinen Schritt, in ihrem ganzen Leben noch keinen Schritt entgegengekommen! Soll das so bleiben?

Wenn er hochmütig und überlegen auf uns herabsähe, dann könnte man es verstehen, daß der Mensch sich in die Brust wirft und sich vor ihm nicht beugen will. Aber dieser Liebe und Demut gegenüber könnte und sollte doch jedermann seinen Widerstand aufgeben. Es ist nicht schwer, ich sage euch, *es ist nicht schwer, sich vor solcher Demut zu demütigen und sich von solcher Liebe lieben zu lassen.*

Der Heiland ließ sich nicht durch die Behandlung des Pharisäers zurückstoßen; aber *sie tat ihm doch weh.* Er vergißt nichts, was man ihm zuliebe getan hat. Nicht einmal ein Becher kalten Wassers, den man in seinem Namen gibt, soll unbelohnt bleiben. Am Jüngsten Tage werden sich die Gerechten wundern, was alles er behalten hat von ihren Freundlichkeiten; aber auch die Verdammten werden betroffen sein davon, was alles unvergessen ist von dem, was man ihm Leides und Wehes getan hat. Es steht geschrieben in Gottes Büchern. Wir sehen es hier, der Herr wußte noch jedes Teil, das ihm Simon vorenthalten hatte. Das tat ihm weh.

Der Herr weiß auch alles, was wir ihm verweigert, womit wir ihm weh getan haben. »Ich möchte *Jesus gegenüber neutral* bleiben«, sagte ein junger Mann zu mir. Was würde wohl die Witwe eines Feuerwehrmannes denken, deren Gatte ein Kind aus dem brennenden Hause gerettet und darüber selbst sein Leben verloren hat,

wenn der Vater des Kindes kein Wort des Dankes ihr gegenüber herausbrächte, sondern ihr erklärte: »Ich möchte Ihnen gegenüber neutral bleiben. Reden wir nicht mehr davon. Ich möchte die Sache vergessen«? Neutral bleiben Jesus gegenüber, das wollte auch Simon. Und ihm können wir es nicht so sehr verdenken. Er kannte Jesus noch nicht. Aber uns gegenüber ist Jesus nicht neutral geblieben. Er hat sein Leben dahingegeben, uns zu erretten vom ewigen Feuer. Fragst du nichts danach?

Nein! So antworten tausend und aber tausend in unserem Volk. Alles andere ist ihnen wichtiger als Jesus. Ihn lassen sie stehen schon seit Jahren. *Jesus ist ihnen kein Opfer wert.* Um seinetwillen wollen sie auf keine Freundschaft, kein Ansehen der Welt verzichten, keine sündige Freude preisgeben. Das ist ihnen Jesus nicht wert. Und das tut dem Heiland weh.

Und wie verhält er sich dem Simon gegenüber? *Jesus wartet.* Er bricht nicht ab, er geht nicht fort. Er wartet, bis er sein Heilandswort anbringen kann.

Jesus wartet auch bei uns von einem Tag zum andern. Die Menschen glauben sich von ihm unbeobachtet und meinen, er lasse sie in Ruhe, seitdem sie den Angriff seiner Liebe abgeschlagen haben. Aber diese Stille ist nur sein Warten. Jesus wartet. Und das ist dein Glück. *»Die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit«* (2. Petr. 3, 15)! Er könnte dich deinem Schicksal überlassen. Und was für ein Schicksal wäre das! Er könnte weitergehen und aufhören, bei dir anzuklopfen. Dann ist es aus mit dir. *Ein Herz, an das Jesus nicht mehr klopft, mit dem ist es aus.*

Aber noch schaut er zu dir herüber, ob er bald anfangen kann, mit dir zu reden. Hast du den Blick gesehen? Viele haben den Blick *gefühlt.* Es geht ihnen wie einem Kind, das die Mutter vom Spiel zum Abendbrot gerufen hat. Da stürzt es sich mit doppeltem Eifer in den Kreis seiner Freunde, um schnell noch weiterzuspielen. Aber es kann nicht mehr unbefangen spielen. Es weiß: ich bin gerufen; ich muß kommen. *Ja, du mußt kommen!* Jesus wartet. Und es wartet damit auf dich deine Stunde mit dem Heiland.

Jesus wartet. Darin ist er *uns ein Vorbild.* Der Pharisäer hat den Heiland wohl verachtet: »Er läßt sich alles gefallen, selbst die

schnöde Behandlung. Er ist wohl nur froh, daß er einmal in solcher Gesellschaft weilen darf.« Und Jesus tat es doch nur ihm zuliebe. Er war aus seines Vaters Haus im Himmel wahrlich andere Gesellschaft gewöhnt. Er hätte den armen Mann vor aller Augen und Ohren mit einem Wort seiner göttlichen Rede niederschmetternd beschämen können; aber er schwieg, um den zu retten, der jetzt über ihn die Nase rümpfte.

Wollen wir ihm nicht ähnlich werden? Wie leicht fahren wir bei einem kränkenden Wort mit dem Schwert dazwischen und schlagen den Leuten, wie Petrus es tat, das Ohr ab (Joh. 18, 10)! Dann hören sie sicher nicht mehr hin, wenn wir die Botschaft der Liebe bringen, um die es uns doch eigentlich geht. »Wir fahren schön mit den Leuten«, sagt Paulus (2. Kor. 5, 11). Wir reden ihnen gut zu. Der Apostel will gern alles in Kauf nehmen, ein Schauspiel werden der Welt, den Engeln und den Menschen, ein Narr um Christi willen vor den Augen der Leute, wenn er nur einige für Christus gewinnen und etliche selig machen kann.

Liebe Brüder, *was liegt denn daran,* ob wir einmal *ausgelacht* werden, ob man uns unrecht tut? Wenn die, die uns jetzt verletzen, bald zu unseres Heilandes Füßen liegen, dann ist das reicher Lohn für die kurze Stunde der Unbill. Wir wollen gern die andern die Klugen und Überlegenen sein lassen, gern uns von ihnen gönnerhaft und von oben herab behandeln lassen, wie Jesus es bei Simon erlitt. Wenn wir nur die Tür offen behalten bei ihnen, um zur rechten Zeit ein gutes Wort für den Heiland zu sagen. Wir sind nicht in der Welt, um unsere Ehre zu handhaben, sondern als Geheimboten des Königs, brennend nur auf den Augenblick, wo wir unser Geheimnis, das eine Wort, weitersagen dürfen: Jesus, der Heiland!

»Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin«

Jesus unter den Sündern, »sie kommen oder kommen nicht«. Da ist auch ein Sünder, der kommt.

In des *Simon Haus* saß Jesus und hat da *eine andere* gerettet. In meiner Gemeinde in Barmen finde ich manches Gemeindeglied, das von weither aus dem deutschen Vaterland vor Jahrzehnten in unsere

Stadt eingewandert ist und hat hier in dem Haus, wo es diente oder angestellt war, den Frieden Gottes gefunden, von dem es früher in dieser Weise nie gehört hatte. Und manch anderer in dem Hause, vielleicht der Hausvater, der den Ruf des Herrn von Jugend auf vernommen hat, ist heute noch dem Heiland fern. Fremde wurden unter seinem Dach Gottes Hausgenossen. Er selbst steht immer noch vor der Pforte. Andere zogen mit frohem Gesang an ihm vorüber, des Heilandes Ruhm auf den Lippen. Und er ist noch zurück. Geht es bei euch auch so? Das ist ernst.

Aber es ist erklärlich. Der stolze Pharisäer kam nicht zum Heiland, wohl aber die sündige Frau. Die Ungebeugten haben keinen Zug hin zum Heiland der Verlorenen.

Aber »ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin«. Sie war stadtbekannt, weil sie ihre Ehre verloren und schwere Schuld auf ihr Gewissen geladen hatte. Sie war eine Sünderin; daran war nichts mehr zu ändern. Das wußte sie auch selbst und suchte sich nicht zu entschuldigen. Das war ihr Name: eine Sünderin, eine große Sünderin. Oft genug hatte sie gemerkt, wie vor allem die Frommen sich vor einer Berührung mit ihr zurückzogen. Die Leute hatten es ihr gesagt, daß sie eine Sünderin sei, ins Angesicht und auch hintenherum, so daß sie es hören konnte und mußte und *sollte*.

Aber das war ja nicht der Grund, warum sie es selbst glaubte und zugab. Wenn die Menschen es uns noch so oft vorhalten und über uns herfahren, darum geben wir uns nicht verloren. Im Gegenteil, das macht uns hart, und wir halten uns um so mehr hoch und verteidigen uns. Der Heilige Geist muß den Menschen überführen, daß er ein Sünder ist, wenn er durch das Wort der Schrift: »Du bist der Mann« (2. Sam. 12, 7) einen Menschen dahin führt, daß er es zugibt: »Ja, ich! Ich bin's, ich sollte büßen.« Der Heilige Geist hat es auch dieser Frau klargemacht, daß sie eine Sünderin ist.

Und darum gehört sie zum Sünderheiland. Und darum macht uns Gottes Wort darauf aufmerksam: »Siehe.« Wir wollen achthaben auf solche Leute. Laßt uns nie geringschätzig auf die blicken, die tief gefallen sind, die gestrandeten Existenzen! »*Letzte werden Erste sein.*« Wir werden uns noch wundern, wen alles Jesus bei sich aufnimmt, Leute, von denen wir es nicht gedacht hätten, und was alles er sie bei ihm erleben läßt.

Laßt uns achthaben auf die Verlorenen! Wir ahnen ja nicht, was in ihnen vorgeht, in wie manchem ein heißes Verlangen brennt wie in dieser Frau, aus ihrer Sünde herauszukommen. Ob uns wohl einmal die Anklage trifft, daß wir an einem solchen Verzagenden vorübergegangen sind, hart und verschlossen und kalt?

Das sind die, denen Jesus nahetreten will, und wir sollen seine Boten sein. Da kommen sie in eine ganz neue Beleuchtung für uns. Sie sind dem Heiland wert! An dieser Frau haben alle Frommen damals nach Möglichkeit vorbeigesehen. *Gott sieht nicht an ihr vorbei.* Sie ist die einzige, auf die jetzt zu achten der Mühe wert ist. Darum sagt Gottes Wort: *»Siehe.«*

Siehe, eine Frau, die aufs tiefste gebeugt ist über ihre Schuld; siehe, eine Frau, die heute noch eingeschrieben werden soll im Buch des Lebens; siehe, eine Frau, die heute, heute noch einen Heiland nötig hat! Ihr Engel, rüstet euch, jetzt gibt es wieder ein Lied, einen Jubel für euch! Siehe!

Könnte es nicht auch unter uns so sein? Ob Gottes Finger auf einen, der dieses liest, zeigt: »Siehe, einer, der heute, heute noch einen Heiland braucht?« Dann will ich nur sagen: »Siehe, Jesus unter den Sündern! Dein Heiland kam, drum komm!«

Jesus unter den Sündern (II.)

»Wer zu deinen Füßen sich mit Tränen senket, dem wird Straf' und Schuld geschenket« (V. 37–39).

»Siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin«

Unter den vielen Frauen der Stadt, deren Herz und Gewissen auch mit Schuld beladen war, wird diese Frau besonders hervorgehoben; nicht deshalb, weil sie besonders tief in Schande gesunken war, sondern weil sie die *einzige* war, *die zu Jesus kam,* eine Pfadfinderin

und Wegweiserin für viele, die nach ihr dieselbe Straße gezogen sind.

Siehe, eine Frau, eine Sünderin! Manche wollen sich mit dem leidigen Trost zufrieden geben: »*Wir sind ja alle Sünder*« und meinen, mit diesem leichthin und willig übernommenen Bekenntnis sei die Sache abgetan. Was alle sind, kann doch den einzelnen nicht als Vorwurf treffen. Das wird schon zurechtkommen. Als ob es für einen unheilbar Kranken ein Trost wäre, daß auch andere an derselben Krankheit leiden! Das ist ja gerade unser Urteil, unser Fluch, daß wir Sünder sind! Das Bekenntnis reicht nicht aus zum Seligwerden: Wir sind alle Sünder. *Es werden nicht alle Sünder selig.* Darum weist die Schrift darauf hin: Siehe, wie ein Sünder zu Jesus kommt.

»Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe«

Die ganze Stadt hatte es vernommen – so groß waren die Städte im Heiligen Lande nicht –, daß Jesus in ihren Mauern und bei Simon eingekehrt war. Aber es hat sich sonst niemand dadurch bewegen lassen. Von dieser Frau heißt es betont: *Sie vernahm es,* daß Jesus da war. Wunderbar, wenn dies »Vernehmen« bei einem Menschen anfängt, wenn Gottes Geist ihm ein hörendes Ohr und ein sehendes Auge schenkt für Gottes große Gabe. *Auf solche Botschaft lauschen nicht alle Ohren.* Die kein Bedürfnis haben nach einem Retter, kein Sehnen kennen nach einer Hand, die ihnen die schwere Last der Sünde abnähme, achten nicht auf die Kunde von Jesus. Aber ein Ohr, das bei Tag und Nacht die Vorwürfe und Anklagen des Gewissens hört, lauscht auf, wenn von einem Retter die Rede ist. Ein Auge, das die Sünde erkannt hat, erspäht von weitem den Arzt der Seele. So war es bei dieser Frau. *»Sie vernahm«* von Jesus.

Heute ist es nicht anders. Viele wohnen ein ganzes Leben lang unter der klaren Botschaft von Jesus und vernehmen nichts davon. *Sie hören es und hören es doch nicht.* Sie sind tot in Sünden und Übertretungen. Und ob die ganze Herrlichkeit der Gnade vor ihrem Auge aufleuchtet und andere mit Jubel erfüllt, sie vernehmen es nicht. Die aber über ihre Sünde betrübt sind, die werden von Jesus angezogen. Als David in der Höhle Adullam als ein Flüchtling sein Wesen hatte,

da kamen zu ihm nicht die wohlhabenden, seßhaften und reichen Bauern und Bürger des Landes, nein, *»da versammelten sich zu ihm allerlei Männer, die in Not und Schulden und betrübten Herzens waren«* (1. Sam. 22, 2). Das ist auch heute noch das Heergefolge des großen Davidsohnes, eine wunderliche Schar, allerlei Menschen, die in Not und Schulden und betrübten Herzens sind. Solche Leute hören von Jesus, man weiß oft nicht wie und woher. Aber sie vernehmen es und tauchen auf aus den Löchern und Höhlen und Gruben ihrer heimlichen Verzweiflung, aus den Tiefen ihrer einsamen, verborgenen Not und machen sich hin zu ihm.

Die Zöllner und Sünder drängten sich um diesen Sünderfreund. Wenn er mit ihnen zu Tische saß, dann waren auf ihn nicht kritische Blicke gerichtet wie hier bei den Pharisäern. Nein, dann schaute er in lauter heilsverlangende, hungrige, brennend durstige Augen hinein, die ihm jedes Wort von den Lippen lasen, ja, tranken wie selige Erquickung. Da saß ihm gegenüber eine Welt voll Weh und gebrannten Herzeleides. Dann war Jesus in seinem Element und hat mit diesen Verzagten und Gezeichneten, von den Menschen Verachteten so freundlich geredet, daß seine Worte wie warme, weiche Arme der Gnade sie umfingen, so daß seine Feinde spotteten – uns allen zum ewigen Trost –: *»Dieser nimmt die Sünder an.«* Ja, das ist sein Volk: die in Not und Schulden und betrübten Herzens sind.

Als diese Frau von Jesus vernahm, da *hatte* sie innerlich *ihre Uhr schlagen hören.* Sie mußte zu ihm. Das ist es, was Jesus nennt: Mein Vater gibt sie mir; mein Vater zieht sie zu mir. Dies wunderbare Ziehen! Kennst du das eigentümliche Verlangen, das immer wieder aufsteigt, daß doch bald dem armen Sünderleben ein Ziel gesetzt werde, daß doch endlich der müde Fuß ruhen könnte im Frieden des Vaterhauses? Man muß immer daran denken, bei der Arbeit und bei der Erholung. Es läßt uns nicht wieder los. Es kommt wie körperlicher Schmerz und leibliches Schmachten über uns. Ich kann nicht mehr! Wo ist Jesus?

Das ist *Gnadenzeit.* Wenn Gott zieht, dann soll man kommen. Nicht später einmal. *Komm nicht zu spät!* »Heute, so ihr seine Stimme hört, verstockt eure Herzen nicht!« Hast du es nicht gehört, wie auch über deinem Haupt die große Glocke angeschlagen hat? Jesus ist da!

Die Frau hielt es nicht zu Hause. Wie sollte sie nur zu Jesus gelangen? Sie wird nicht so aufs Geratewohl in das vornehme Haus hineingelaufen sein. Sie ging erst eine Zeitlang draußen auf und ab, möglichst unbemerkt von den Leuten. In ihrer Seele wühlte und kochte es: *jetzt oder nie.* Es muß heute sein! Heute muß es sein! Es kam beides zusammen. Er ist so nah, und sie konnte es in ihrem alten Sündenleben nicht mehr aushalten. Aber dann ging sie doch wieder an der Tür vorbei. Sie wollte es noch einmal durchdenken. Er saß doch zu Tisch. Es war eigentlich eine ungelegene Stunde. Sie fiel ihm lästig. Er hatte jetzt doch keine Zeit für sie.

Jesus hat immer Zeit für jeden Sünder, der sein Angesicht sucht. Er läßt 99 Gerechte stehen und geht dem einen nach, der sich verirrt hat. Er läßt eine ganze Stadt Jericho kopfschüttelnd nach Hause gehen; denn er muß heute bei Zachäus einkehren, der mit seiner Sünde und seiner Schuld vor Gott nicht mehr fertig werden konnte. Eine drängende Menge beachtet der Herr kaum: aber die eine Frau, die den Saum seines Gewandes im Glauben angerührt hatte, die zieht er hervor und spricht ihr seinen Frieden zu. Hungrig und durstig sitzt er am Jakobsbrunnen; aber als er die Samariterin erblickt und in ihre Not hineinschaut, da merkte man bei ihm nichts von Ermattung. Er ist ganz der Heiland für sie und für die Bürger ihrer Stadt. Er mag sich müde am Wegesrand niedergelassen haben, aber auch nicht ein einziges Kind dürfen seine Jünger wegschicken. »Lasset die Kindlein zu mir kommen.« Er vergißt seine Sterbensnot und alles um sich her und reicht dem Schächer seine Retterhand, daß er sich aus den Todeswellen hineinberge in die Arche seiner Gnade. Und so läßt er hier einen ganzen Tisch voll Pharisäer sitzen und bemüht sich um die eine Sünderin, die ihn jetzt gerade braucht. Jesus hat immer Zeit für die Sünder.

»Aber er sitzt doch bei diesem frommen Mann zu Tisch«, dachte die Frau. Wie würde sie Spießruten laufen müssen durch all die scharfen und spitzen und verächtlichen Blicke! Das tat weh. Oder man brach vielleicht in spöttisches Gelächter aus, und man erinnerte sie an ihre Sünde. Es war doch *ein schwerer Gang,* den die Frau vorhatte.

So läßt sich auch heute noch mancher zurückhalten durch den Gedanken an solche Pharisäer, ihren scharfen Blick und ihre spöttischen Bemerkungen. Wie werden sie mein Leben durchstöbern, um

etwas zu finden, warum ich wohl den Heiland so nötig habe! Und wenn ich etwas bekennen muß, so werden sie triumphieren: »Seht ihr, *sie haben alle etwas auf dem Kerbholz,* die sich bekehren.« Gewiß haben sie das, und dann muß man sich preisgeben und sein Leben verurteilen. Und davor schrecken viele zurück.

Laßt uns nicht auf die andern sehen, die doch auch Sünder sind, wenn sie es auch nicht wahrhaben wollen! Brich durch all die kritischen Blicke und spöttischen Bemerkungen hindurch und *schau auf den Einen, auf den alles allein ankommt!* Fürchte dich nicht! Durch diese Not einer alles durchforschenden Buße geht es hindurch, kurz bevor das goldene Tor der Gnade sich uns öffnet. Aber du hast es ja nur mit dem Heiland zu tun. Wenn er dir freundlich zuspricht, dann kümmert dich all das andere Volk nicht mehr.

So dachte schließlich auch die Frau und ging hinein. Das Verlangen siegte über die Furcht: Ich wage es! Ich werfe mich ihm zu Füßen, mag er dann mit mir machen, was er will. »Komme ich um, so komme ich um.« Ich wage es. Sie wollte von dieses Heilandes Liebe ihr Urteil hören, aus dieses Jesu Hand hinnehmen Leben oder Tod.

So muß auch bei dir es dazu kommen: *Ich hab's gewagt.* Das Himmelreich leidet Gewalt, und die ihm Gewalt antun, die es im Sturm nehmen, die reißen es an sich.

Nichts hielt die Frau mehr zurück. Sie wollte den Heiland sehen, aus dessen Mund sie so wunderbare Worte gehört hatte, Worte über die Sünde, bei denen ihr das Herz stehengeblieben war, aber auch Worte über die Vergebung der Sünde, voll göttlicher Güte und voll Erbarmen. Als sie, ganz hinten in der Menge stehend, die Worte gehört hatte, war in ihr eine leise Hoffnung aufgekommen: »*Vielleicht kann auch in meinem Leben noch einmal alles wieder gut werden.* Da ist ein Mann, der kommt von Gott, der will es mit den ganz Verlorenen wagen. Er hat auch für die tief Gesunkenen noch Hoffnung und hat uns lieb.« Ihm wollte sie ihre Dankbarkeit erweisen für solchen Himmelstrost in die Hölle ihrer Sünde hinein. Und ohne daß ein Mensch ihr Unterricht darüber zu geben brauchte, wurde sie von ihrer Liebe geleitet, was sie tun sollte.

»Sie trat von hinten zu seinen Füßen«

Aufrecht mit Jesus zu reden, das wagte die Frau nicht. Wie konnte sie ihm in die Augen sehen, wie hätte sie ihn ansprechen dürfen! Nein, zu seinen Füßen sank sie nieder in tiefer Beugung. Die Gäste lagen nach der Sitte des Morgenlandes auf Polstern um den Tisch. Und so konnte sie, ganz außen herumgehend, leicht zu Jesu Füßen gelangen. Dort wurde sie nicht von jedermann gesehen. Wenn er sie nur sah! Wenn sie ihm nur zeigen durfte, wie dankbar eine gefallene Frau ihm dafür war, daß er so freundlich herabgriff zu den Gesunkenen!

»Und sie weinte und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen«

Und dann nahm sie ihr Haupthaar und trocknete die Füße des Meisters wieder ab, als ob jede Träne ihrer traurigen Augen ein Flecken gewesen wäre auf diesen heiligen Füßen.

Ein Sünder, der weinen muß, wenn er vor dem Heiland liegt! Jetzt, wo sie dem Herrn so nahe war, war sie ganz aufgelöst. Mit ihrer Fassung war es vorbei. Sie brachte kein Wort heraus. Sie konnte nur schluchzen und weinen. Diesen tränennassen Weg der äußersten Betrübnis sind schon viele seither gegangen. Sie konnten sich lange fest- und hochhalten; aber als sie nahe bei Jesus waren, da war alle Haltung dahin. Es gingen ihnen die Augen über. Sie mußten bitterlich weinen. Wahrlich, äußere Tränen machen uns nicht selig. Tränen können keine einzige Sünde abwaschen. Es soll sich niemand damit aufhalten, daß er wünscht: Wenn ich doch einmal so recht über meine Sünden weinen könnte! Da geht es nach der Gemütsveranlagung sehr verschieden zu. Und ganz sicher gefällt dem Heiland nicht ein weinerliches Gehabe. Aber man kann auch innerlich weinen, und die innersten Tränen kann man oft nicht sehen. Man kann sie hören in der Stimme; man kann sie fühlen im Händedruck. *Aufs Weinen kommt es nicht an; aber ich glaube, trockenen Auges ist noch keiner durch die enge Pforte gekommen.*

Und auch hernach, wie oft hat es uns das Herz abgedrückt, wenn wir im Wandel des Jüngerlebens immer wieder den Heiland betrübt haben und haben uns befleckt, haben uns hinreißen lassen in Sünden

des Zorns oder der Unreinigkeit, der Lieblosigkeit und Selbstsucht. Manches Gotteskind hat erst im Laufe seines Glaubenslebens erfahren, *wie bitter die Tränen der Buße schmecken,* wenn wir uns immer wieder schämen müssen, tief, tief schämen. Was sollen wir da anderes tun, als unsere Tränen rinnen lassen über Jesu Füße, d. h. mit unserer Bekümmernis zu ihm gehen? Und so, wie die Frau in ihrer aufgeregten Art des Heilandes Füße küßte zum Zeichen, daß sie ihn in Anspruch nahm, so sollen wir auch Jesus ergreifen.

»Und sie salbte seine Füße mit Salbe«

Sie wollte ihm ja ihre Dankbarkeit bezeugen. Darum goß sie ihr Salböl über seine Füße, nicht über sein Haupt, das wagte sie nicht. Das hatte ja wohl der Pharisäer schon getan (ach, hätte er doch!), der Mann, der dem Heiland so nahestand. Aber sie wollte doch auch *etwas tun.* Darum salbte sie zum Überfluß, was sonst nicht Sitte war, auch noch seine Füße mit Salbe. Sonst konnte sie ihm ja nichts bringen. Auf ihre Freundschaft konnte Jesus nicht stolz sein. Ihre Liebe konnte ihm nichts geben. Da goß sie ihr Bestes über Jesu Füße. Wenn er nur merkte, was in ihr vorging, wenn er sie nur nicht zurückstieß!

Jesus stieß sie nicht von sich. Er ließ sich ihre Liebestat gefallen. Und das war, wiewohl er zunächst noch kein Wort zu ihr sprach, schon Gnade für diese Frau. Ließ er sich ihre Dankbarkeit gefallen, dann hatte er ihr auch vergeben. Das war für sie Annahme bei Jesus. Wie froh war sie, daß er seine Füße ihren zitternden Händen nicht entzog! Wie dankbar ist der Sünder und will gern ganz unten zu Jesu Füßen stehen und warten, bis auch ein Wort der Gnade zu ihm dringt, wenn er sich nur jetzt schon dessen getrösten kann: er läßt sich meine Tränen gefallen. Er stößt mich nicht von sich.

»Da das aber der Pharisäer sah...«

Jesus war freundlich zu der armen Frau, aber die Menschen nicht. Der Pharisäer ärgerte sich über sie und hätte sie am liebsten hinausgewiesen. Aber nun mußte wohl Jesus selbst darüber befinden, was

geschehen sollte, nachdem sie sich einmal bis zu ihm durchgeschlichen hatte. *Wie gut ist es doch, daß nicht die Menschen, sondern der Heiland zu befinden hat, was aus uns werden soll!* Sonst ginge es uns schlecht. Dem Simon war es wahrscheinlich sehr peinlich, daß so etwas in seinem Hause vorkommen mußte. Was sollten die andern Gäste denken? Als ob diese Frau in seinem Haus so bekannt wäre!

Und so geht es heute noch manchen, die gern es mit dem Heiland halten möchten. Wenn Jesu Sünderfreundschaft anfängt, wenn ein geängsteter Sünder zu ihm seine Zuflucht nimmt, kommen sie in eine Gesellschaft hinein, die ihnen nicht gefällt. Da wollen sie, wie auch wohl Simon dachte, lieber auf den ganzen Jesus und seine Freunde verzichten, als mit ihm unter den bekümmerten Sündern sitzen.

Man muß sich ja nur ärgern über das überschwengliche Wesen solcher Leute. »Was soll nun das Geschrei, solch ein Geweine?«, dachte Simon. Und heute heißt es: Welch überschwengliches Wesen, welche *Schwärmerei!* Und wenn einem erweckten Sünder kein Weg zu weit ist und keine Zeit zu ungelegen, daß er kommt, um von Jesus zu hören, dann murmeln die Pharisäer: »Welch ein Gelaufe! Wie kann man nur soviel Wesens machen von Jesus!«

Ja, *das haben die Pharisäer noch nie verstanden.* Wenn irgendwo ein Hosianna hervorbricht und Menschen in seliger Freude ihrem Heiland alles unter die Füße breiten und ihn willkommen heißen, dann steht sicher wie bei dem Einzug Jesu in Jerusalem an einer Ecke eine Gruppe Pharisäer, die entrüstet ihren Mantel zusammenraffen und den Leuten den Mund stopfen möchten: »Meister, wehre diesem!« (Matth. 21). Das ist ja unerträglich, solch übertriebenes Wesen. Sooft ein David in tiefer Freude, daß in der Bundeslade die Gegenwart Gottes sich seinem Hause naht, vor dem Volk einherjubelt und singt, liegt sicher eine lästernde Michal im Fenster und spottet mit verächtlicher Miene über diese unnüchterne Frömmigkeit und rümpft die Nase über ihren Gemahl (2. Sam. 6). Die Pharisäer aller Zeiten können es nicht verstehen, daß jemand so ergriffen sein kann von Gottes Liebe und von Jesus. Arme Leute! Wenn es doch auch einmal über sie käme, daß ihnen die Augen feucht würden und ein Lied von Jesus ihnen geschenkt würde, wie wollten wir uns freuen!

Simon stößt sich aber vor allem an Jesus. »Wenn dieser ein Prophet wäre«, so sagt er, »so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.« Ein Prophet kommt doch, um Gottes Gerechtigkeit zu handhaben, um die Sünde zu strafen und zu richten, so wie die Pharisäer es taten mit ihrem strengen Wort. Ein rechter Prophet muß doch solch eine Frau von sich abschütteln. Aber Jesus wird es wohl gar nicht wissen, was für ein Subjekt das ist. Er ist wohl gar kein Prophet.

O Simon, er ist ein Prophet, er ist der Prophet! Und gerade, *daß er die Sünder nicht von sich stößt,* das ist *seines Prophetenamtes Herz und Herrlichkeit.* Einen solchen Propheten mußten wir haben, der kam, damit die Sünder in ihrer Schande ihn anrührten und rein würden von ihren Flecken. Auch für dich, Simon, ist es ewig gut, daß er gekommen ist, nicht, daß er die Welt richte, sondern, daß die Welt durch in selig würde. Sonst würde kein Mensch selig, auch du nicht, Simon.

Simon, wenn du wüßtest, was für ein Weib das ist, du würdest wohl anders urteilen. Sie steht hoch über dir. Sie ist schon bei Jesus in Gnaden angenommen. Ob sie es nicht ganz versteht, sondern, nur im Glauben ahnend, freudig ergreift, sie ist um Jesu willen weißer als Schnee vor Gottes Augen, weil Gottes Sohn ihr ihre Sünden vergeben hat. Simon, wenn du wüßtest, *was Gnade ist und was Gnade kann* und was die Gnade aus einem verlorenen Sünder macht! Ihr alle, die ihr wie Simon euch ärgert über die, die zum Heiland kommen, und über ihr Gebaren, kommt, ihr müßt umlernen, ihr müßt umdenken! Nein, *ihr müßt umkehren!* »Simon, ich habe dir etwas zu sagen«: Wenn auch du ein Sünder würdest in deinen Augen und zum Sünderheiland kämst arm und zerbrochen wie diese Frau, wenn auch du nach Gnade fragen wolltest, *dann würde noch alles gut!*

Jesus unter den Sündern (III.)

»Simon, ich habe dir etwas zu sagen.« »Meister, sage an« (V. 40)

»Simon, du mußt umlernen, umdenken, umkehren!«, so möchte man dem Pharisäer zurufen, wenn man beobachtet, wie er sich an Jesus und seiner Güte stößt. Dann würde noch alles gut. Um ihm zu solchem Umkehren zu helfen, redet ihn der Heiland an.

»Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon!«

Jesus antwortete, noch ehe eine Frage laut geworden war. In seinem Herzen hatte Simon geredet. »Er sprach bei sich selbst.« Aber vor ihm saß der Sohn des Vaters, von dem der Psalmist sagt: »Du verstehest meine Gedanken von ferne« (Ps. 139, 2). »Jesus kannte sie alle und bedurfte nicht, daß jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen; denn er wußte wohl, was im Menschen war« (Joh. 2, 24. 25).

Er weiß es auch heute noch. Er hört die Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen. Zu ihm dringt jedes Zwiegespräch, das Furcht und Hoffnung im Inneren eines Menschen miteinander halten, zu ihm auch jedes Murren und Aufbegehren. Und wenn seine Stunde gekommen ist, dann gibt er Antwort, auch da, wo man auf keine Antwort gefaßt ist.

Und das tut er deshalb, weil es sich um göttliche Dinge und um das ewige Heil des Menschen handelt. Wenn das Für und Wider über Jesus, den Sünderheiland, ein Herz in Unruhe versetzt wie hier bei dem Simon, dann schaltet sich dieser treue Seelsorger ein und wirft, ehe das Gespräch gegen ihn entschieden ist, eine freundliche, lokkende Einladung mit in die Waagschale. Er steht nicht stolz und zurückhaltend neben den Menschen und läßt sie ruhig erst eine Weile umherirren und an den Dornen der Sünde sich wundreißen. Nein, wo nur irgendeine Frage nach ihm laut wird, da sendet er sein Wort.

Wenn wir nur fragen wollten! An Antwort von ihm sollte es nicht fehlen.

Jesus hatte aber noch andere Gründe, warum er dem Simon eine Antwort zuteil werden ließ. Wie leicht hätte die Bemerkung aus dem Herzen des Pharisäers den Weg finden können auf seine Zunge und in den Kreis der Tischgenossen! Es bedurfte ja nur eines Anstoßes, dann wäre eine Flut von Spott und Hohn auf die arme Frau niedergegangen, die dort zu Jesu Füßen lag, und hätte sie nicht nur bitter verletzt, sondern vielleicht auch von ihm wieder verscheucht: »Auch in dieses barmherzigen Meisters Gegenwart treffen mich nur Vorwürfe. Ist denn kein Plätzchen auf der Welt, wo man mir nicht von meiner Sünde spricht?«

Das sollte ihr nicht begegnen. Jesus wacht eifrig über die Seelen, die sich zu ihm flüchten. Und darum *schützt er die Frau vor dem Angriff,* der im nächsten Augenblick gegen sie losbrechen könnte. Er duldet es nicht, daß man über einen Mühseligen und Beladenen, der zu ihm kommt, in seiner Gegenwart eine Bemerkung macht. Niemand soll sie ihm wieder aus seiner Hand reißen, nachdem er sie eben ergriffen hat, auch nicht der Spott der Pharisäer.

Das ist der Sünderheiland, der Anwalt des Volkes der Verlorenen und Zerbrochenen gegen die Stolzen und Hohen, die auf sie herabblicken. Bei den Menschen können wir, wenn wir mit Sünde belastet sind, auf kein Erbarmen und kein Mitleid rechnen. Aber Jesus nimmt die Sünder an und hält die Hand zu Schutz und Wehr um sie, daß niemand sie anfechten soll. Wenn die Sünder nur ihr Auge allein auf ihn richten und nur auf seine Stimme lauschen wollten, dann würden sie reichlich getröstet über all die spitzen Blicke und höhnischen Mienen ringsum. Gut, daß wir an jenem Tage es mit diesem Heiland zu tun haben, vor dem alle Stimmen verstummen müssen, die über die Sünder herfallen wollen, von dem auch »der Verkläger der Brüder« aus dem Felde geschlagen wird.

Haben wir nicht schon einmal erfahren, daß *Jesus* so auch *für einen Sünder* eingreift *gegen uns?* Wir waren vielleicht über eines Menschen Sünde entrüstet und machten uns bereit, über diesen »Fall« scharf und ausgiebig zu reden. Man kann doch nicht alles so einfach hingehen lassen! Da legte sich leise eine Hand auf unsern Arm: »Simon, ich habe dir etwas zu sagen.« Und der Herr sprach mit uns

über *unsere* Sünde: Kein Wasser, kein Öl, keinen Kuß! Ach, so vieles, was ich bei dir erwartet hätte, hast du mir vorenthalten (V. 44–46)! Er sprach über unsere Kälte und Lieblosigkeit und Lauheit und unsere Versäumnisse, wie wir ganz anders ihn hätten mit einem heiligen Wandel preisen müssen, nachdem soviel Gottesgnade in unserem Leben wirksam war. Da wurden wir ganz still, da schwiegen wir gern über den andern »Fall«, und in der Einsamkeit schämten wir uns vor ihm unserer Sünde und lernten ihm danken für das Erbarmen, das er uns erweist und auch den andern.

Jesus ruft den Pharisäer *mit Namen.* Es gilt ihm ganz persönlich. Mit solchem Rufen fängt alles Gottesleben im Menschen an. Solange einer diesen Anruf Gottes noch nicht vernommen hat, solange ist auch bei ihm noch kein Beginn des neuen Lebens. Mit dem ersten Gespräch, das der Herr mit ihm führt, wird in seinem Leben alles anders. Da kann der Mensch nicht mehr neutral bleiben, da ist es mit seiner früheren Ruhe und Gleichgültigkeit vorbei. Da fangen göttliche Kräfte in seiner Seele an zu arbeiten, göttliche Kräfte, die entweder zurückgewiesen werden zu unserem Verderben oder angenommen werden zu unserem Heil. Wenn Jesus so persönlich ruft: »Simon, ich habe dir etwas zu sagen«, dann gib acht, du Menschenkind!

Man muß es vernommen haben, etwa in der Stille der Nacht, diese eigentümliche Stimme, die dem aufrichtigen Herzen keine Ruhe mehr läßt und immer wiederkommt, ob der Mensch sich gleich auf seinem Lager wälzt und nicht weiß, wo er es suchen soll, ob er vielleicht bei andern Rat begehrt und nicht findet wie Samuel bei Eli; die Stimme, die so leise anklopft, bis endlich das Herz emporschaut: »Rede, Herr, dein Knecht hört!« Man muß gesehen haben den Finger, der dem Sündenbeladenen und Friedehungrigen winkt: »Zachäus!« Das war sein Name, ja, das war *sein* Name. »Steige eilend hernieder; denn ich muß heute *in deinem Hause* einkehren.« Man muß niedergeworfen sein durch den gewaltigen Ruf, der selbst tobende Feinde und grimmige Hasser zerschlägt: »Saul, Saul, was verfolgst du mich?« Da war er gemeint, der stolze Pharisäer, der die Vernichtung der Gemeinde auf seine Fahne geschrieben hatte. Und was ihm zunächst als Entsetzen in seine Seele fuhr, wurde ihm hernach zum herrlichen Trost: »Du hast mich bei meinem Namen gerufen, ich bin dein.«

Dann wird, der solches erfuhr, auch fernerhin erleben, wie *der gute Hirte* immer wieder *seine Schafe mit Namen ruft.* Es hat sich mancher verirrt von der Herde und ist lang umhergelaufen ohne nahrung und Schutz, von außen wund, im Inneren verödet und verstört: ein verirrtes Gotteskind. Aber da kam die Stimme wieder, die liebe Stimme des guten Hirten. Er fragte nur, wie dort den geflohenen Propheten in der Höhle am Berge Horeb: »Was hast du hier zu tun, Elia?« (1. Kön. 19, 13). Da hat er ihn wiedergefunden, seinen Knecht, und der Knecht seinen Herrn durch die treue Stimme, die ihn bei seinem Namen rief. Es hat schon manch einer gemeint, es kümmere sich kein Heiland mehr um ihn, er sei verlassen für immer, die Augen gingen ihm über, und die Tränen umflorten seinen Blick. Da horch: »Maria!« Und sie sank nieder zu seinen Füßen: »Rabbuni!« Wiedergefunden durch Jesu Stimme! »Er ruft seine Schafe mit Namen und führt sie aus.«

»Ich habe dir etwas zu sagen«

Daß Jesus zu Simon noch weitersprach, das war nur sein Erbarmen. Er hätte ihn auch in der Art, wie er ihm seinen Namen entgegenrief, strafend zum Verstummen bringen können, daß es dem Simon gründlich die Rede verschlagen hätte. Aber Jesus will auch diesen Mann noch vewinnen. Er wirbt auch noch um diesen stolzen Pharisäer. Jesu wunderbare Freundlichkeit hat sich nicht nur derer erbarmt, die ihn mit Ernst und Heilsverlangen suchten, er hat auch nach denen die Hand ausgestreckt, die noch unentschieden oder gar feindlich ihm gegenüberstanden. Auch ihnen hatte er »etwas zu sagen«. *Von einem Mann* im Evangelium freilich lesen wir: »Jesus gab ihm keine Antwort.« Das war Herodes, der Spötter, dem es um eine mutwillige Kurzweil ging, als Jesus gebunden vor ihm stand. Nein, dem hatte er nichts zu sagen. *Den Spöttern* hat auch heute noch *Jesus nichts zu sagen.* Die, denen das alles, was Jesus zu ihrem ewigen Heil getan hat, nur zum Lachen ist, die läßt er lachen, bis ihr Lachen im Heulen der Hölle untergeht. Die, denen es lächerlich ist zu fliehen, die sind noch immer in Sodoms Flammen umgekommen.

Aber sonst hat er treulich geworben. Ist er nicht dem Judas in der letzten Stunde noch, als dieser sich im verräterisch nahte, unbe-

schreiblich freundlich begegnet: Ich habe dir etwas zu sagen, Judas, verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß? Hat er nicht noch um Pilatus geworben, daß selbst dies harte Herz ein Zeugnis von dem König der Wahrheit vernahm? Er hatte ihnen allen noch etwas zu sagen, auch dem Schächer. Du Schächer – dein Name ist ja niemandem bekannt, wir kennen dich nur bei deinem Verbrechernamen, Jesus kannte dich wohl auch nur so; aber er hat sich von dir nicht zurückgezogen. Du armer, verlorener Mann, erzähle es uns doch, wie dir zumute war, als auch zu dir, auch zu dir unser sterbender Erlöser in jener furchtbaren Stunde sich wandte: Ich habe dir etwas zu sagen. Und es war ein Wort ewiger, seliger Hoffnung voll, ein Wort vom »Paradies«, ein Wort vom »heute noch«. Hätte sich Petrus beklagen können, wenn er die Stimme seines Herrn, den er mit Fluchen und Schwören verleugnet hatte, nie wieder gehört hätte bis an den Tag des Gerichtes, da sie ihn von sich wies? Aber da kam das Rufen doch wieder, und dreimal hat der barmherzige Meister seinen gebeugten Freund mit Namen angesprochen: Simon! Sag' an, Simon! Sprich, Simon, Jonas Sohn, hast du mich lieb?

Jesus hatte ihnen allen noch etwas zu sagen. Darum kam er ja, und stärker als alle seine Worte sprach seine Tat, sein Tod. *Nun redet sein Kreuz.* Von Gnade redest du durch dein Kreuz, o Heiland, und vom Gericht. Und wie mag das sein an jenem Tage, wenn du wiederkommen und wieder zu Wort kommen wirst unter uns, hörbar aller Welt? Wenn du dann den Deinen sagen wirst: »Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!« und dann zum letztenmal den andern etwas zu sagen hast – später nie wieder, nie –: »Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!«? O Heiland, wie mag das sein?

Das gemeinsame Erlebnis, der Anblick dieser Frau, gab dem Heiland das Recht und die Möglichkeit, dem Pharisäer auf einmal ganz nahezutreten, ganz fest in sein inneres Leben hineinzugreifen mit seinem Wort. *Wie nützt der Herr doch die Zeit so treu aus,* wie geschickt knüpft er an das an, was sich begibt! Wahrlich, er hat gewirkt, solange es Tag war. Zu Tische saß er, aber nicht, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen. Zu Tische saß er, aber nicht, um zu genießen, sondern *seine* Speise war es, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat.

Wenn wir doch darin in unseres Meisters Schule gehen wollten! Wie

viele Gelegenheiten lassen wir ungenützt vorübergehen, wo wir einen Pfeil hätten abschießen, ein Netz hätten auswerfen können!

Ganz unbeabsichtigt, so bei Gelegenheit kam dies Gespräch Jesu mit Simon zustande. *So macht der Herr auch uns manchmal Randbemerkungen zu unserem Leben.* Da greift plötzlich leise und still eine Hand über den Tisch, und ein Auge schaut uns voll und hell an: Ich habe dir etwas zu sagen. Über einen reichen Fischzug spricht er mit dem einen, daß er trotz alles Erfolges nichts mehr von seiner Arbeit und ihrem Ertrag sieht und nur noch eins weiß: »Ich bin ein sündiger Mensch.« Und über der Gnade, daß trotzdem Jesus mit ihm weiterspricht, gibt er sich mit Willen und Freuden gefangen in das Netz des großen Menschenfischers, ihm dankbar sein Leben zu weihen für immer.

Todkrank lag Hiskia auf seinem Lager (Jes. 38). Er winselte wie ein Kranich, so hat er später berichtet. Aber mitten hinein in seine Klage klang ein Siegesruf: »Du hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück.« Mit der Krankheit fing es an, und mit dem Trost der Vergebung der Sünden hörte es auf. *Da ist etwas vorgegangen.* Der Herr hatte sich an das Krankenlager des Königs gesetzt: Hiskia, ich habe dir etwas zu sagen. »Da zerbrach er mir alle meine Gebeine wie ein Löwe«, erzählte Hiskia hernach. Da war von den schäumenden Wogen des aufgeregten Herzens mancher Schmutz ans Ufer geworfen worden, und manche Sünde war ans Licht gekommen. Da hatte der Herr ihm etwas zu sagen gehabt von der Sünde, ihm, dem gottesfürchtigen Mann, und auch ein Wort von der Vergebung der Sünde.

»Das haben wir an unserem Bruder verschuldet« (1. Mose 42), so murmelten Josephs Brüder, als sie in Ägypten festgefahren waren. Der Tag lag weit zurück, da sie ihren Bruder verkauft hatten und nicht die Angst seiner Seele und sein Flehen achteten. Aber jetzt kam das alles wieder hervor, und alte Schuld brach auf. Jetzt hatte ihnen Gott etwas zu sagen, als sie festsaßen in der Not. Wie manchem, der heute festgefahren ist, geht es ebenso! Ob es die Not des Geschäftes ist oder die Krankheit seiner Frau oder das Gebrechen eines Kindes – mancher hört diese Stimme: »Simon, ich habe dir etwas zu sagen.«

So redet der Herr oft mit gewaltigem Ernst. »Und Aaron schwieg stille« (3. Mose 10). Dieses kurze, inhaltreiche Sätzchen schließt eine lange Geschichte ab. Seine beiden Söhne, die leichtfertig am Altar hantiert hatten, wurden von Gottes Blitz getötet. »Das ist's, was der Herr gesagt hat: Ich erzeige mich heilig an denen, die mir nahe sind.« So hatte Mose zu seinem Bruder gesprochen. Und Aaron schwieg stille. Ein beredtes Schweigen! Ahnt ihr, was dazwischen liegt? Wie Gott zu seinem Knecht gesprochen hat: Aaron, ich habe dir etwas zu sagen? War es ein Wort über Kindererziehung oder über die Erkenntnis, die manchen Knecht Gottes so demütigt, daß auch gläubiger Eltern Kinder Fleisch sind, vom Fleisch geboren? Wir wissen es nicht. Wohl dem, der wie Aaron sich beugt und schweigt. »Meister, sage an.«

Aber da scheiden sich die Menschen. *Die einen wollen* nur ja *nicht,* daß Gott zu Wort kommt in ihrem Leben; denn dann müssen sie sich bekehren; dann gilt es einen Bruch mit allem, was Welt und Sünde heißt. Und das wollen sie nicht. Sie wollen Gottes Wort nicht hören. Das greift sie an. Ja, es ist angreifend, Jesus zuzuhören, nicht angreifend für die Nerven, sondern für das Gewissen. *Gottes Wort hat einen kriegerischen* Geist und macht mit keiner Sünde Frieden. Darum bleiben sie fern von der Verkündigung des Wortes Gottes und lesen nicht in Gottes altem Buch. Und dann werden sie dieses Wortes Feind, und Gottes Wort wird ihr Feind. »Was haben Sie gegen Gottes Wort?« fragte man einen jungen Mann, der alle christliche Botschaft ablehnte. »Nichts, aber es hat etwas gegen mich«, war die Antwort. Und dann sieht man auch die Boten dieses Wortes Gottes, seine Jünger und schlichten Zeugen als seine Feinde an, die man bekämpft. Und werden solche Leute doch von einem Wort getroffen, dann wissen sie nicht, ob sie wie Ahab in Naboths gestohlenem Weinberg (1. Kön. 21) dem Elia gegenüber mit den Zähnen knirschen sollen in ohnmächtiger Wut: »Hast du mich gefunden, mein Feind?«, oder ob sie es machen sollen wie die Juden bei Stephanus: Sie hielten sich die Ohren zu und stürmten auf ihn und steinigten ihn. Sie wollen Gottes Wort nicht hören.

Wir wollen dem Simon dies Wort nachsprechen: »*Meister, sage an.*« Wohl dem Menschen, wenn er zum erstenmal diesem Griff des Heilandes nicht ausweicht! Meister, sage an, sage alles – ich will nichts verbergen und entschuldigen –, alles über meine Sünde. Aber, Herr, sage mir auch ein Wort von der Vergebung der Sünde, ein Wort vom Dennoch-geliebt-Werden. O Meister, sage an!

Wohl dem Gotteskind, das sich willig unter Jesu Wort beugt, das »sich sagen läßt« vom Herrn. Obwohl ich weiß, daß etwas kommt von einem Schuldner, mit dem ich gemeint bin, und etwas von dem, womit ich ihn betrübt habe, von dem, was ich ihm vorenthalten habe und habe ihm keinen Kuß gegeben und keinen Dienst getan – ich will ihm dennoch stillehalten. Und ob der Finger noch so spitz und scharf auf meine Brust zeigt: »Du bist der Mann, der nicht bezahlen kann«, so will ich doch antworten: Meister, sage an.

Es mag sehr wehe tun, wenn der Herr uns durch sein Wort in seine Zucht nimmt und uns immer wieder die Verderbtheit unseres Lebens vor Augen hält. Aber wir wollen uns seinem Wort nicht entziehen, auch wenn es uns verletzt und zerschlägt. Aber dann, Meister, sage an, auch ein Wort davon, daß es um eine ewige Herrlichkeit geht, und daß du ein himmlisches Ziel mit mir im Auge hast, und daß alles Leid und alle Zucht dieses Lebens nur den Sinn hat: »Wir werden von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht samt der Welt verdammt werden« (1. Kor. 11, 32). Wenn ich das nur weiß, und wenn ich weiß, »daß dein Versühnen uns tägliche Vergebung schenkt, und daß dir auch die Blumen grünen, die voller Scham ihr Haupt gesenkt«, dann – Meister, sage an!

Über der aufgeschlagenen Bibel, die uns oft innerlich so gar nicht aufgetan ist, sondern schweigt und nicht reden will, und wir bleiben leer, wollen wir beten: Meister, sage an, sprich doch zu mir aus deinem Wort! Wenn wir im Kämmerlein sein Angesicht suchen, so wollen wir ihn bitten, daß er uns hineinziehe in tiefere Gemeinschaft mit ihm. Meister, sage an die Geheimnisse deines Herzens, die Heimlichkeiten deines Gnadenbundes mit den Sündern! Es gibt noch mehr zu erleben mit unserem Heiland, als wir bisher kennengelernt haben, und aus unserer Seele steigt das Verlangen empor:

»Du durchdringest alles, laß dein schönstes Lichte, Herr, berühren mein Gesichte.« Dein *schönstes* Licht, Herr! Wir sehnen uns nach tieferen Melodien, wir hungern nach mehr: Meister, sage an! Wie gern möchten auch wir wieder einmal das Brennen empfinden, von dem die Emmausjünger erzählen, daß ihr Herz brannte, da er mit ihnen redete auf dem Wege, als er ihnen die Schrift öffnete. Erkenntnis Jesu Christi, daß wir satt werden an seinem Bilde. Meister, sage an!

Und wenn der Herr dann anfängt, mit uns zu reden über unser vergangenes Leben und seine Tiefen, über das Herz, das immerdar den Irrweg will, wenn er spricht von dem kommenden Pilgerpfad und seinen Versuchungen und Leiden, wenn er mit uns durchgeht die Sorgen unseres Geschäftes, die Nöte des Lebens und spricht von unserer Familie und unseren Kindern, und wenn er dann unsere Arbeit für ihn in seine Hand nimmt, wie wir vor lauter Mühe und Betrieb die Stille vergessen und seine Stimme überhören, dann schließen wir die Augen: O Jesu, du sollst auch meines Lebens Herr sein, auch mein *Meister.* Und über all dem, was durch mein Leben stürmt und mein Herz bedrängt:

»Zions Stille soll sich breiten
um mein Sorgen, meine Pein,
denn die Stimmen Gottes läuten
Frieden, ew'gen Frieden ein.

Ebnen soll sich jede Welle,
denn mein König will sich nah'n;
nur an einer stillen Stelle
legt Gott seinen Anker an.

Was gewesen, werde stille,
stille, was dereinst wird sein.
All mein Wunsch und all mein Wille
geh in Gottes Willen ein.«

Meister, sage an!

Jesus unter den Sündern (IV.)

»Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?« (V. 40–47)

»Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.« So hatte Simon gemurrt. Durch seine Antwort gab der Herr dem Pharisäer den Erweis, daß er ein Prophet war. Natürlich hatte er dies Weib in seiner Art und Schuld erkannt. Es war wahrscheinlich nicht einmal so sehr schwierig, und auch ein ungeübteres Auge ohne prophetische Erleuchtung konnte dieser Frau wohl ihr vergangenes Sündenleben ansehen.

Dieser Jesus kann auch fester verschlossene Herzen mit seinen durchdringenden Augen aufbrechen und in sie hineinschauen. Simon empfängt gerade jetzt von Jesus *den Erweis seines Prophetentums* dadurch, daß er selbst erfährt, wie der Meister ihn bis auf den Grund seiner Seele durchschaut. Kaum daß in seinem Herzen sich Spott und Verachtung gegen Jesus geregt hat, so läßt dieser ihn auf zarte Weise empfinden, was die Augen bedeuten, die ihn so ernst und freundlich zugleich ansehen. Simon, er ist ein Prophet, und es ist gefährlich, mit ihm an einem Tisch zu sitzen! Er hat schon lange deine Sünde und dein Verderben erkannt!

»Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner«

Darum fängt der Heiland, als er Simon »etwas sagen« wollte, an: »Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner.« Mit diesem Gleichnis macht der Herr dem Pharisäer klar und läßt es sich im Verlauf des Gesprächs ausdrücklich von ihm bestätigen, *daß alle die Liebeserweisungen dieser sündigen Frau* nichts anderes waren als der *Dank für die Vergebung ihrer großen, großen Schuld.*

Aber es ist doch eine eigenartige Lage, in die Simon mit dieser Geschichte gerät. Jesus redet ihn an und sieht zugleich auf die Frau: »Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner.« *Zwei?* Ja, zwei, und ge-

meint sind, das ist sehr bald jedem klar: die Sünderin und der Pharisäer. Da kommt der stolze Mann ja in ein ganz neues Verhältnis zu diesem stadtbekannten Weib: Er ist ihr *Mitschuldner!* Die Sache fängt schon recht peinlich an für den hochmütigen Hausherrn, und fast möchte er wünschen, der Heiland sagte ihm das alles nicht so vor den Ohren seiner Gäste. Aber bestimmt und zart zugleich klingt es von Jesu Lippen: »Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner.«

Ja, vom Schuldnersein geht es an, wenn Jesus über die Stellung der Menschen zu Gott spricht. Da ist nichts von dem weichlichen Gerede von einem *»lieben Gott«*, der fünf gerade sein läßt und durch die Finger sieht. Da ist auch nichts von den gefühlvollen, oft dichterisch schönen Worten und Liedern, in die der Vater der Lügner die Ahnungslosen einlullt, nach der Melodie: »Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen.« Überm Sternenzelt! Also *weit, weit weg!* Das ist wichtig. Da ist man vor ihm sicher. Und ein lieber Vater natürlich, sagen die Leute. Natürlich?

Bei Jesus klingt es ganz anders. Da geht es nach dieser Weise: »Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner.« »Ein Mensch hatte zwei Söhne«, und es stellt sich bald heraus, daß sie beide *verlorene Söhne* waren, einer noch schlimmer und heilloser in die Sünde verstrickt als der andere. Jesus, auf den man sich gern bei der Botschaft von dem sogenannten »lieben Gott« beruft, stellt uns vor unser Auge den heiligen Gott; den Gott, der Forderungen hat an die Menschen, an alle Menschen, und der von seinen Forderungen nicht um Haaresbreite weicht, der Schulden eintreibt, weil er der Heilige und Gerechte in der Höhe ist. Wenn wir die Bibel zu Wort kommen lassen, wenn Jesus, »der Meister, ansagt«, was er uns zu sagen hat, dann wird es uns offenbar, daß wir allzumal Sünder sind, und es fehlt uns der Ruhm, den wir vor Gott haben sollten, so daß die Schrift auf die Frage: »Kann auch ein Reiner kommen von den Unreinen?« die vernichtende Antwort gibt: »Auch nicht einer« (Hiob 14, 4). Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner.

»Sie hatten nicht zu bezahlen«

Und auch das Weitere müssen wir anhören und können nicht widersprechen: *Sie hatten nicht zu bezahlen.* Wenn Gott mit dem

Menschen rechnet, dann bleibt diesem nur ein Verstummen übrig. »Hat er Lust, mit ihm zu hadern, so kann der Mensch ihm auf tausend nicht eins antworten« (Hiob 9, 3). Vor uns selbst können wir uns wohl entschuldigen und sind unaufhörlich bestrebt, uns rein zu waschen. Auch anderer Leute Anklagen bringen wir vielleicht mit geschickter Zunge zum Schweigen. Aber wenn Gott anfängt zu fragen, dann werden wir verlegen und müssen die Augen niederschlagen: Wir haben nicht zu bezahlen. Denn er geht der Sache auf den Grund und »sein Wort ist lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dringet durch, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens« (Hebr. 4, 12). Er gräbt tief und bricht durch die Wand und stellt auch unsere unerkannte Sünde in das Licht vor seinem Angesicht, fragt auch nach unseren verborgenen Fehlern. Nein, wir haben nicht zu bezahlen.

Es ist furchtbar, wenn ein Geschäftsmann die Worte aussprechen muß: »Ich habe nicht zu bezahlen und muß Konkurs anmelden.« Wie aber, wenn ein Mensch seiner *Schuld* sich bewußt wird, die auf seinem Gewissen lastet! Es ist schon schwer, wenn wir uns an Menschen versündigt haben. Aber vielleicht leben sie noch, deine Eltern, denen du wehe getan, die Menschen, die du bestohlen und betrogen, belogen und beleidigt hast. Dann kannst du bei ihnen es ja wieder in Ordnung bringen und kannst bezahlen. *Tue es heute!* Aber weißt du auch, daß es noch jemanden gibt, dem du viel mehr schuldest als allen Menschen, und bei dem *du nie wieder etwas gutmachen kannst,* nie bezahlen kannst, was du schuldig bist? Wohl dem, der dem Gericht Gottes recht gibt und sich klar und nüchtern vor die Seele stellt: Ich habe nicht zu bezahlen! Ich bin bankrott vor Gott.

»*Er schenkte es beiden*«

Der soll dann auch erfahren, was hier die beiden Schuldner erlebten. »Da sie nicht hatten zu bezahlen, *schenkte er es beiden.*« Vom Schuldnersein spricht er zuerst; aber dabei will Jesus nicht stehenbleiben. Er ist gekommen, damit es hinauslaufe auf die Vergebung der Schuld. Seht den Schächer am Kreuz, den Mörder! Auch er kann nicht bezahlen. Er kann vor den Menschen nichts wieder gut-

machen. Er kann nicht zu der Witwe hingehen, deren einzigen Sohn er vielleicht ermordet hat, und es ihr abbitten. Er kann nichts wieder zurechtbringen von dem Herzeleid, das er Menschen angetan hat. Und er kann vor allem vor Gott nicht bestehen. Und doch soll er nicht verlorengehen. Die Frohe Botschaft kommt auch zu ihm: heute noch mit mir im Paradies! »Da sie nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden.«

Was ist das? Läßt der Gläubiger sie nicht nach damaliger Sitte in den Schuldturm werfen? Läßt er ihnen nicht Haus und Hof verkaufen, um zu seinem Recht zu kommen? So müßten wir verwundert fragen. Ach, wir nehmen es so selbstverständlich hin, daß da steht: »Er schenkte es beiden.« Als ob das so natürlich wäre und so sein müßte! Und es ist doch so übernatürlich und übermenschlich und göttlich. Es ist doch die ganz große Tat der Gnade, die Jesus hier so wunderbar schlicht darstellt: »Da sie nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden.« »Ein Abgrund der Barmherzigkeit verschlingt ein Meer von Herzeleid, du, Gott, vergibst die Sünden.«

»Welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?«

Aber nun kommt Jesus zu seiner Frage an den Pharisäer: »Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?« *Nach der Liebe fragt er* bei dem, dem die Schuld erlassen ist. Vorher, solange noch die Schuld zu Recht bestand, konnte von Liebe keine Rede sein. Wie sollte ein Schuldner seinen Gläubiger lieben, dessen Anblick ihn immer an seine Schuld erinnert? Er wird den Verkehr dieses Mannes nicht suchen. Er wird ihm ausweichen, wo immer er kann, und möglichst nicht mit ihm sprechen, jedenfalls nicht mit ihm allein. Er könnte ja von den Schulden anfangen! So geht es auch dem Menschen Gott gegenüber. Es ist keine Gemeinschaft der Liebe mit Gott möglich, solange unsere Schuld als Scheidewand zwischen uns und ihm steht. Wohl kann auch ein natürlicher Mensch Gottes Güte und Hilfe in der Not erfahren und ihm dafür danken; aber zu einem persönlichen Verhältnis zu Gott als zu unserem Vater, daß wir ihn lieben und er uns teurer wird als alles auf der Welt, kann es nur kommen dadurch, daß er uns unsere Schuld vergibt und wir ihm in *Dankbarkeit und Liebe* verbunden werden.

Aber dann fragt der Herr nach der Liebe. Wenn der Herr meine Füße auf einen Felsen gestellt hat, daß ich gewiß treten kann, dann wandelt sich alsbald die große Freude über das, was Gott an mir getan hat, in ein heiliges Fragen nach dem, was ich nun für ihn tun kann. Da wird es uns zur brennenden Bitte, daß auch *unser Leben* etwas werden möchte *zu Lob seiner herrlichen Gnade.* Und Gott wird verherrlicht dadurch, daß die Erlösten ihn *lieben* und sich ihm so hingeben, daß er ganz über sie verfügt.

Diese Frucht wird sich bei ihnen um so reichlicher finden, je tiefer sie unter ihrer Schuld gebeugt waren. Der Pharisäer gibt ohne Zögern die rechte Antwort: »Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat.« So ist es auch bei Gottes Schuldnern. Je tiefer uns Gott in die Erkenntnis unserer Sünde hineingeführt hat, je ohnmächtiger wir uns fühlen, vor Gott jemals unsere Schuld abzutragen, desto seliger wird unser Lied erklingen, wenn wir aufjauchzen: »Jehova ist mein Ruhm!«, desto völliger werden wir uns ihm ergeben. »Wem viel vergeben wird, der liebt viel. Welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.«

Also müßte man eigentlich *wünschen, recht viele Sünden auf dem Gewissen zu haben,* ja, vielleicht noch in besonders tiefe Sündenfälle hineingeraten zu sein, damit dann mit dem Dank über die Vergebung der Sünde unsere Liebe zum Herrn recht brennend und herzlich werde? Diese Frage ist so töricht nicht, wie es erscheint, und hat in ähnlicher Weise schon die Apostel beschäftigt. Es ist schon mancher, der bei sich selbst klagte: »Das ist mein Schmerz, das kränket mich, daß ich nicht genug kann lieben dich, wie ich dich lieben wollte«, schließlich zu der Frage gekommen, ob er wohl eher von diesem kalten und liebeleeren Wesen erlöst worden wäre, wenn er, aus schlimmeren Sünden heraus gerettet, nun desto stärker den Gegensatz gegen früher empfände durch die Vergebung seiner Schuld.

Laßt uns genau auf Jesu Wort achten! Den einen Punkt will Jesus mit diesem Gleichnis klarstellen, daß das Verhalten der Frau der Dank für die Vergebung ihrer Sünde ist. Aber nimmermehr soll damit gesagt werden, daß der Pharisäer nun auch eigentlich dieselben oder ähnliche oder wohl gar noch schlimmere Sünden begehen müßte, um dann Gott recht lieben zu können, wenn er ihm diese

Schuld vergeben hat. Und vor allem will das Gleichnis nicht sagen, daß *des Pharisäers Schuld in Gottes Augen so klein wäre, daß er deshalb dem Herrn nur geringen Dank schuldete* für seine Vergebung.

Gewiß, seiner Sünden waren nicht so viel, und er hatte nicht in solch grober Weise Gottes Gesetz übertreten wie dieses Weib. Das erkennt der Heiland klar und deutlich an. Für ihn ist Sündigen nicht dasselbe wie Nicht-Sündigen. Aber war darum des Pharisäers Schuld so gering, daß er nicht Anlaß gehabt hätte, mit ganzem Ernst Gottes Vergebung zu suchen und ihm für seine Gnade überströmend Dank zu sagen? Es fehlte wahrlich nicht an Sünde in seinem Leben; aber *es fehlte an der Erkenntnis der Sünde.*

Geht es nicht vielen unter uns ebenso? Wir vergleichen uns gern mit solchen, die es vor den Augen der Menschen noch schlimmer getrieben haben als wir. Aber wir vergleichen uns nicht mit den Forderungen des Gesetzes Gottes. Wir halten uns geflissentlich im Halbdunkel, wo wir unsere Flecken nicht so sehen. Viele Leute haben darum *ein gutes Gewissen, weil* sie in ihrem Leben *eine schlechte Beleuchtung* haben. Würden sie in das Licht Gottes treten, dann würden die vermeintlichen Edelsteine und Perlen ihrer guten Werke bald als unecht offenbar. Viele Leute haben deshalb *ein gutes Gewissen,* weil sie *ein schlechtes Gedächtnis* haben. Allzu schnell vergessen sie, was an Sünde sich auf ihr Leben schon geworfen hat. Aber Gott vergißt nicht, und es kommt ein Tag, da werden die Bücher aufgetan, und die Menschen werden gerichtet nach der Schrift in den Büchern nach ihren Werken. Viele Menschen gehen deshalb so ruhig und unbekümmert durchs Leben, weil sie innerlich taub sind und das Grollen des kommenden Gerichts nicht vernehmen. Kein Wunder, daß sie dann in dem allgemeinen Gefühl, daß Gott gnädig sei, sich um ihre Sünde nicht viel Gedanken machen und nicht viel Sorge um ihr Seligwerden.

»Siehest du dies Weib?«

Bestimmt hat Jesus dem Simon nicht sagen wollen, daß es mit seiner Sünde nicht so schlimm sei. Im Gegenteil benutzt er ja gerade diese Gelegenheit, um ihm die Augen zu öffnen, *wie tief er durch*

seinen Stolz und seine Lieblosigkeit *verschuldet ist vor Gott.* Solche Aufdeckungsarbeit tut ihm not und tut uns not. Bei der Frau zu seinen Füßen kann Jesus zudecken. Der Reumütigen kann er vergeben. Wie leicht leben wir uns in den Gedanken hinein, daß bei uns alles in Ordnung wäre, und es handelte sich eigentlich nur um Kleinigkeiten und Nebensachen, die der Herr bei uns noch zu tadeln hätte. Da deckt er auf: *»Siehest du dies Weib?«* Wie kann uns das wohl beugen, wenn der Herr uns fragt: »Siehst du diesen Bruder? Siehst du dort das einfache treue Mütterchen? Hast du achtgehabt auf den Wandel jenes unscheinbaren Gottesknechtes?« Da wird uns der Blick dafür geöffnet, daß mancher, der vielleicht in der Welt und auch in der Gemeinde des Herrn weniger gilt als wir, ja, der vielleicht in Sünden gesunken war, vor denen der Herr uns bewahrt hatte, daß mancher, von dem man nicht viel Wesens macht, auch unter den Brüdern, der schlicht seinen Weg geht, dem Herrn viel, viel nähersteht und in Dankbarkeit für die geschenkte Gnade ihm viel treuer dient als wir; daß er sein Kreuz mit ganz anderer Geduld trägt, daß er in viel schwierigeren Verhältnissen in viel geheiligterer Weise als wir seinem Heiland nachfolgt. Siehst du dies Weib? Da lernen wir, daß unser Platz nicht obenan ist, sondern ganz, ganz unten.

Da müssen wir auch erkennen, daß wir *für unser Zurückbleiben keine Entschuldigung* haben, ja, daß es für uns viel leichter gewesen wäre, dem Herrn unsere Liebe zu erweisen als für manchen anderen. »Ich bin gekommen in dein Haus.« Es wäre Sache des Simon gewesen, dem Herrn alle die Liebe zu erweisen, die ihm nun die Frau erzeigte, die sich mit Überwindung von Schwierigkeiten in sein Haus gewagt hatte. Dieser Frau war die Nähe Jesu so wichtig, daß sie mit ihren Tränen seine Füße netzte. Ihm war über der Gegenwart des Herrn kein Auge feucht geworden. Sie hat nachgeholt, was er an Liebe und Freundlichkeit versäumte.

Gibt uns das nicht auch zu denken im Blick auf uns selbst? Sicher wollen wir keinem weinerlichen und rührseligen Christentum das Wort reden. Es kommt nicht aufs Weinen an. An den Tränen liegt es nicht. Aber: »Siehest du dies Weib?« So wirft sich dem Heiland zu Füßen, wer gebeugt ist in Scham und Reue; so gehen dem die Augen über, der über seine große, große Schuld vor Gott bitter Leid trägt. »Siehest du dies Weib?« »Du hast mir keinen Kuß gegeben.« Wie

zurückhaltend hatte der Pharisäer Jesus begrüßt, ja, ihn viel geringschätziger behandelt als alle andern Gäste!

Und wir? Leuchtet denn unser Auge, wenn sein Wort auf unserm Tisch liegt? Wie oft ist das Gegenteil der Fall! Wir haben keine Zeit oder nehmen uns nicht die Zeit für ihn und sein Wort. Wir haben kein Verlangen, vor ihm unsere Knie zu beugen, und tun es oft genug nur aus Gewohnheit und Pflicht. Blicken wir wirklich »voll Beugung und Staunen hinein in das Meer seiner Gnad'«?

Oder müssen wir vielmehr klagen: »O undankbares, kaltes Herz, das sich von Jesus trennt, statt daß es liebend himmelwärts in Flammen schlägt und brennt?« »Siehest du dies Weib?« »Du hast mir keinen Kuß gegeben. Sie aber hat nicht abgelassen, meine Füße zu küssen.« Wie selten treibt es dich, einmal in die Länge und Breite deinem Heiland zu sagen, wie köstlich er dir ist, was alles du an ihm hast, wie herrlich dir sein Name klingt, wie sehr dich seine Gnade beglückt! Ach nein, da *bist du so schweigsam,* so arg schweigsam. Du hast so vieles nicht, was diese Frau hat, keinen Kuß, keine Zeit, keine Liebe für Jesus, und dann willst du dich über andere erheben und auf diese Frau herabsehen! Simon, mir bangt für dich! Nicht einmal die geringste Gabe hatte Simon für Jesus übrig, das billigste Öl. »Sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt.« Und wir? Haben wir uns die Liebe zum Herrn schon etwas kosten lassen? Ist es nicht furchtbar, wenn wir die Frage so stellen, ob wir *etwas für Jesus »übrig« haben?* Als ob er nur auf das Anspruch hätte, was wir »übrig haben«, auf die *Reste unseres Lebens,* und ihm nicht alles gehörte! Hast du schon einmal etwas von deiner Kraft und Zeit und deinem Geld für Jesus hingegeben, oder *soll er nur die Asche deines Lebens bekommen,* wenn alles niedergebrannt ist im Dienst der Welt und der Eitelkeit? Mir scheint, wir brauchen nicht zu reden von wenigen Schulden. Wie groß ist die Zahl deiner Schulden, Dankesschulden, Liebesschulden! »Simon, siehest du dies Weib?« Der Verirrungen und Übertretungen sind mehr in ihrem Leben, aber der Unterlassungen sind mehr in *deinem* Leben. Und darum läuft es genau auf dasselbe hinaus bei euch beiden. Wenn Gott Lust hat, mit dir zu hadern, so kannst auch du auf tausend ihm nicht eins antworten. Auch du kannst nur durchkommen durch Gottes Gericht, wenn er dir alles schenkt und erläßt, was er von dir fordern kann.

Es hatte ein Gläubiger zwei Schuldner. Simon, zwei Schuldner! Die

Rede gilt dir! Und die Rede gilt allen denen, die unter uns noch der Meinung sind, daß es besser wäre, sie hätten einmal einen tiefen Sündenfall getan, dann würden sie die Vergebung mehr empfinden und könnten den Herrn mehr lieben. *Du Eiszapfen,* meinst du, es sei noch tiefere Schuld möglich als deine Kälte und Gleichgültigkeit? Glaubst du, es wäre Gott schwerer zu ertragen, daß einer in Sünde und Schmach hineinsinkt, als wenn einer die Botschaft von Jugend auf kennt, daß er uns vom ewigen Feuer errettet hat, und hat Gottes bewahrende und helfende Gnade täglich reichlich erfahren und redet noch davon, er könnte den Herrn nicht recht liebhaben? Ist das nicht gerade die *Sünde, die Gott am tiefsten kränkt,* wenn alle seine Liebe auf unsere Selbstsucht und Kälte stößt? *Was muß denn Jesus,* der für dich starb, *sonst noch tun, damit du anfängst, ihn lieb zu haben?*

Mir scheint, das ist die hoffnungsloseste Sündennot, daß einer nicht dazu kommen kann, seinen Gott zu lieben, von dem er soviel Liebe erfährt. Du mußt schreien zu Gott, daß er dich errette aus dieser Sündengebundenheit: »O Herr, meiner Not kann niemand und nichts abhelfen als deine Gnade allein. Einen Toten erwecken, ein steinernes Herz erweichen, einen in Selbstsucht Erstarrten zum Leben rufen, das kannst nur du, Herr. Und das ist meine Lage.«

Siehest du dies Weib? Da unten zu Jesu Füßen ist auch dein Platz. Mehr noch als ihr tut es dir not, dich vor Gott zu beugen; denn tiefer als bei ihr ist bei dir die Sünde verwurzelt in deinem innersten Wesen und hält dich fern von Gott.

Ich sehe keine Hoffnung für dich als nur eine. Kennst du die Stelle von der *ganz großen Liebe* im Gleichnis vom verlorenen Sohn? »Da ging sein Vater hinaus und bat ihn.« Den älteren Bruder, den stolzen Mann, der nicht hineingehen wollte, sich mit seinem heimgekehrten Bruder zu freuen, der nicht singen wollte, als alles sang über einen Sünder, der Buße tat, den ließ der Vater nicht einfach stehen, nein, er ging hinaus und bat ihn.

Dies Wort gibt mir auch Hoffnung für dich. Die ewige Liebe läßt dich nicht und gibt dich nicht auf. Auch die Stolzen und Harten will Gott noch hineinholen in sein Haus, heranziehen an sein Herz. Komm, siehest du dies Weib? Dort unten, nur zu Jesu Füßen, kann dein Platz sein, vor ihm dich zu beugen. Und wenn er dich annimmt

– es ist noch sehr die Frage; aber frage ihn, bitte ihn, flehe ihn an! –, wenn er dich annimmt, dich armen, stolzen, kalten Mann, dann bleibt dir nur das eine, und das wirst du lernen im Sonnenschein seiner Gnade: ihm zu *danken, zu danken, zu danken!*

Jesus unter den Sündern (V.)

Der Friedensgruß (V. 48–50)

»Dir sind deine Sünden vergeben«

Ein Klang von Glocken des Friedens! Friede nach den Stürmen der Reue und Sündennot in dem Herzen dieser Frau, Friede nach der Erregung, in der sie gekommen und zu Jesu Füßen niedergefallen war, Friede durch das Wort des Meisters, das allen Einwendungen im eigenen Herzen und von seiten der Menschen ringsumher ein Ende machte! Sonnenschein nach Sturmesnacht! Die Wogen gingen hoch. Da ward es ganz stille. Von der *unerhört wunderbaren Tatsache* spricht dieses Wort, daß ein Mensch der Vergebung seiner Sünden gewiß werden kann.

Jesus sprach zu der Frau: »Dir sind deine Sünden vergeben.« Endlich, endlich kam das Wort. Mit angehaltenem Atem hatte die Frau des Meisters Rede verfolgt, ob nicht auch für sie ein Wort des Trostes erklingen werde. Aber der Herr ließ sie zunächst warten.

Gott läßt bisweilen einen Menschen warten, lange warten, viel länger als hier diese Frau, bis er ihm die volle Gewißheit seiner Vergebung schenkt. Unser Gott kennt keine Schablone und keine überall anzuwendende Methode. Mit dem einen eilt er an einem bewegten Tag der Erweckung und Bekehrung vor Abend in den Friedenshafen, dem andern weist er eine längere Wartezeit an. Auf derselben Meeresfahrt wird Simon Petrus zum Sünder, der über seiner Schuld zusammenbricht, und zum begnadigten Menschenfischer. Dem Kerkermeister hat eben erst das Erdbeben den Grund unter den Füßen ins Wanken gebracht, daß er beginnt zu fragen: »Was muß ich

tun, daß ich selig werde?«, und noch in derselben Stunde der Nacht sitzt er mit seliger Freude zu Tisch mit den Aposteln als der Jüngste in der Schar der Jünger Jesu.

Aber andere läßt Gott warten. Es bleibt ewig wahr und ist die Kraft unserer Predigt, daß heute, wo wir seine Stimme hören, Gottes Gnade nach uns allen die Hand ausstreckt und seine Stunde schlägt. Es bleibt ebenso wahr, daß der Herr wohl einmal eine Seele, die sich fast krank sehnt nach dem Frieden Gottes noch eine Zeitlang in Ungewißheit läßt. Gerade unter denen, die von ganzem Herzen ihn suchen und denen die allerfesteste Verheißung gilt: »Ich will mich von euch finden lassen«, gibt es immer wieder auch solche, die der Herr etwas hinhält und ins Wartezimmer setzt.

Da wolle du deinem Gott nicht zuvoreilen! Da wolle du nur nicht schneller aus deiner *Not* herauszukommen suchen, als Gott es will. Vor allem *gehe nicht fort von ihm,* sondern bleibe wie diese Frau unter seinem Wort, stille harrend auf ihn. Er weiß, warum er dich so führt, und hat Gedanken des Friedens dabei und nicht des Leides.

Manch einer, der zum Herrn kam, weil die Not seiner Sünde bei ihm aufgewacht war, hatte sich doch noch erst so wenig erkannt, daß er meinte, Jesus müßte ihn jetzt alsbald willkommen heißen, weil er ihm doch den Gefallen tue, zu kommen. Gewiß, der Herr freut sich, wie man sich freut in der Ernte, wenn einer sich aufmacht, ihn zu suchen. Aber wo vielleicht nur ganz versteckt sich solche stolzen Gedanken im Herzen finden, da hat er seine Mittel uns zu demütigen. Und eins von den Mitteln ist dies, daß er sich bei solchem Anklopfen taub stellt und den Klopfenden warten läßt.

Da wird unser tiefstes Verderben offenbar. Der Mensch begehrt auf, als habe er etwas zu fordern und zu verlangen. Da zeigt sich das ungebrochene Wesen. Und wir merken, daß diesem Verlangen noch der heiße, heilige Brand eines gottgewirkten Durstes nach dem Erbarmen des Erbarmers fehlt. Die innerste Not hat noch gar nicht angefangen, ihre Stimme zu erheben.

Aber wenn wir bei solchem Warten erkennen, wer wir sind und daß wir vor Gott nichts verdient haben als die Hölle und den Tod, dann kommt über einen Menschen die göttliche Traurigkeit, die erschrockene Sorge, ob der Herr ihn überhaupt noch annehmen will.

Es ist doch nicht selbstverständlich, daß der Sünder bei dem heiligen Gott die Haustüre offen findet. Wenn dies Fragen, wie es hier in dem Herzen der Frau lebte, aufwacht, ob ich ihm nicht zu schlecht bin, ob Gottes Erbarmen auch mir gilt, ob die Gnadenzeit nicht vielleicht schon verstrichen ist, wenn mir um Trost sehr bange wird, dann zerbricht der Stolz des stolzen Herzens. Dann erscheint es mir überaus begehrenswert, daß Gnade vielleicht auch an mein Leben ihre milde Hand legen könnte. Dann wirft sich der Sünder schließlich vor seinem Heiland nieder und hat nichts mehr zu verlangen und setzt sein Vertrauen auf nichts anderes als auf die freie Gnade.

Solches Warten, wie hier die Frau es durchmachte und dort (Joh. 8) die Ehebrecherin, die lange zu Jesu Füßen lag, während sein Finger im Sande schrieb und er sein Urteil zurückhielt, solches Warten ist noch jedem zum Segen geworden. Da geht Gottes Werk bis auf den Grund. Da zerfließt dem Menschen alles eigene Können und Wollen und Haben in nichts, und ernstlicher, hilfloser klammert er sich an seinen Herrn und schaut wie diese Frau voll banger Spannung auf zu dem Mund, von dessen Wort Tod oder Leben für sie abhing. Dazu soll ihm *das Warten gesegnet* sein.

Freilich, solches Warten wäre nicht auszuhalten, wenn uns der Herr darin ganz ohne Trost ließe. Aber das tut er nicht. Solch suchender Mensch ist schon in des Meisters Hand, in des Gärtners Pflege, in des Arztes Behandlung. Er läßt ihm soviel Trost zuteil werden, daß das zerstoßene Rohr nicht zerbricht und der glimmende Docht nicht auslöscht. Das ist schon eine *Macht des Trostes* für solch ein verzagtes Herz, daß der *Herr es nicht kurzerhand abweist.* Das war schon Ruhe nach dem Sturm für diese Frau, daß sie seine Stimme hören, daß sie ihm ihre Liebe und ihren Dank erweisen durfte.

Es dürfen sich ja nicht nur die des Heilandes freuen, die schon in seiner vollen Gemeinschaft sind. Nein, als man dort den Blinden vor dem Tor von Jericho nicht zum Schweigen bringen konnte, weil er immer lauter den Heiland um Hilfe anrief, so daß dieser ihn zu sich führen ließ, da sprachen seine Führer zu ihm: »*Sei getrost,* stehe auf, *er ruft dich*« (Mark. 10, 49). Schon die Tatsache, daß Jesus sein Schreien gehört hatte, daß Jesu Auge auf ihm ruhte und er sich um den Blinden kümmerte, war für diesen ein Grund der Freude und

des Trostes, *auch wenn er noch blind war.* Wie möchte man das den vielen Traurigen, die suchen und bisher nicht finden konnten, als göttlichen Trost ins Herz hineingießen: »Sei getrost, er ruft dich.« Hat Gnade ihre Hand an dein Leben gelegt und in dir das Sehnen und Suchen erweckt, dann läßt sie das Werk ihrer Hände nicht fahren, sondern führt es zu Ende.

Da wird der Mensch vom Herrn vielleicht mancherlei hören müssen über das Schuldnersein und Nichtbezahlenkönnen; aber er wird auch das Wort vernehmen: »Da sie nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden.« Von solchem Vergeben hört und liest der Mensch bei solchem Harren und Warten so gern, und immer dringlicher steigt sein Flehen empor: »O Herr, *nicht allein andern, sondern auch mir,* auch mir erlaß meine Schuld!«

Und dann hört ein solch Betrübter, wie dieser Jesus es mit den Sündern hält gegen ihre Feinde, ja, wie er ein *Anwalt derer ist, über die andere den Stab brechen.* Es gibt solche »andere«, die nur das eine sagen: »Wer und welch ein Weib ist das! Die müßte erst einmal sich ändern und eine Zeitlang sich gut halten und bewähren. Dann könnte sie auch nach Vergebung fragen.« So machen die Feinde ein suchendes Herz irre, als ob wir erst von uns heraus etwas Neues schaffen oder das Verdorbene wieder herstellen müßten. Und wenn dann der Suchende sich wieder zu Jesus schleicht und in seinem alten Buch liest, was seine Stimme in dieses Gerede der Pharisäer hineinspricht, dann kommt ihm daraus ein Hauch der Stärkung entgegen. Jesus hält es ja mit den reuigen Sündern und vertritt sie gegen ihre Feinde, die sie verwirren wollen. Er ist nicht gekommen, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde.

Und wenn in seiner Rede dann die Stelle kommt: »Siehest du dieses Weib?«, wenn einer Seele mit freudigem Schrecken es gewiß wird, daß er sich um sie, gerade um sie kümmert, von ihr spricht, dann ist die Stunde nicht mehr fern, da er das lösende Wort sprechen wird, das wir in Zeit und Ewigkeit nicht vergessen werden.

Endlich! Jesu Stunde hat lange auf sich warten lassen. Aber *seine Stunde kommt.* Sie kommt gewiß. Der Herr sprach zu der Frau. Er wandte sich zu ihr hin. Was mag wohl durch die Seele des Schächers gegangen sein, als dort am Kreuz der ernste, bleiche Mann, dessen

wunderbare Stille, dessen fürbittendes Flehen er beobachtet hatte, jetzt auf seine Bitte hin sein Angesicht zu ihm wandte und mit ihm sprach? Das war *sein* Augenblick, seine Stunde, *seine Gnadenstunde*. So auch hier bei dieser Frau. Das war ihre Stunde.

Und das war *ihr* Wort, das Wort, das Jesus gerade zu ihr sprach. Über dem Wort des Heilandes wird eine Seele gewiß. Nach allem Hoffen und Sehnen kommt es zur vollen Klarheit durch das Wort des Herrn. Wenn der Herr durch ein Bibelwort gerade zu mir gesprochen hat, dann ist der Kampf entschieden. Darum ihr alle, dir ihr nach dem Heiland Gottes sucht, sucht ihn in seinem Wort! Dort hat er seine Antwort niedergelegt. Sucht, bis jeder *sein* Wort findet, an dem gerade seine Seele genesen soll, das gerade für ihn das Rettungsseil ist, daran er aus der grausamen Grube gezogen wird! Und mit diesem deinem Wort ergreife ihn selbst:

»Ich will ihn keinem andern leugnen,
doch mir vor allen andern eignen.
Welt, streit' dich um das Mein und Dein:
Mein Freund ist mein, und ich bin sein.«

Es ist *ein klares Wort*, das der Herr hier zu der Frau sagt. Wenn wir doch davon lernen wollten, nicht soviel darum herumzureden und nur mit Andeutungen, vielleicht mit nur sehr zarten Andeutungen zu Leuten zu reden, die am Verzagen sind und denen in der Verwirrung ihrer Lage mit Andeutungen nicht geholfen ist. Wie anders macht es der Herr! Als der Schächer ihn mit seiner letzten Kraft anflehte, kurz ehe ihn die Besinnung verließ und das Fieber des Todes ihn schüttelte, da hat der Herr so klar und unmißverständlich geredet, wie es gerade für diesen Mann für diesen Augenblick nötig war: Heute – mit mir – im Paradiese! Wie helle Lichter stellte er diese strahlenden Worte leuchtend vor die Seele des Schächers hin mitten in der Todesnacht. Und so spricht er auch zu dieser Frau sehr deutlich. Er braucht nur ein Wort zu sagen: »deine Sünde«. *Ihre Sünde*, das war ihre Not, nicht ihr »Vorleben«, das nicht ganz einwandfrei war, nicht allerlei Bedenkliches in ihrer »Vergangenheit«, nein, ihre Sünde. Das war ihre Not bei Tag und Nacht, der Schrei ihres Gewissens, das schreckliche Wort, das der böse Feind ihr vorhielt, um sie einzuschüchtern, es sei für sie zu spät. Ihre Sünde war es, die sie verdammte, sooft sie an Gott und sein Gericht dachte.

Und diese ihre Sünde greift der Heiland an mit starkem Heilands-

griff. Er faßt der Not an die Wurzel. Er hat es mit der Sünde zu tun, mit der Sünde der Sünder. Und mit königlichem Wort spricht er zu ihr: »*Dir sind deine Sünden vergeben.*« Das war klar. Nicht: »Deine Sünden, die müssen wir nun einmal vornehmen und besprechen«; nicht: »Deine Sünden können wahrscheinlich noch wieder gesühnt werden.« Nein: »Dir sind deine Sünden vergeben.« Auch die blutroten? Ja! Auch die, die schwarz sind wie die Nacht? Ja! Auch die, die finster leuchten und brennen wie die Feuer der Hölle? Ja! Deine Sünde, deine Schuld, alles, was in Gottes Büchern steht als deine Last, alle Übertretungen und Missetaten, all dein Versagen und Unterlassen, das alles! Dir sind deine Sünden vergeben.

Da redet Tiefe zu Tiefe, die Tiefe seiner Huld zu der Tiefe meiner Schuld. Und wir verstehen den Lobgesang, der in des Propheten Micha Wort erklingt: »Er wird alle unsere Sünde in die Tiefe des Meeres werfen« (Micha 7, 19). Da wird man getrost.

»*Wer ist dieser?*«

Oder kommen dir *doch noch Bedenken,* ob deine Sünden wirklich vergeben sind und bleiben? Fürchtest du, sie möchten einmal wieder aufwachen und mit höllischer Gewalt über dein Haupt hereinbrechen? Dann frage, was hier die Pharisäer fragten, die mit zu Tisch saßen: »*Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?*« Ja, wer ist der, der solch ein ungeheures Wort zu sprechen wagt?

Das ist der Sohn, dem der Vater *Vollmacht* gegeben hat, auf Erden die Sünden zu vergeben. Wahrlich, er hat nicht mit leichtem Sinn solches gewaltige Wort gesprochen. Er hat die Sünde in ihrer ganzen Schwere gekannt – und die Sünde in ihrer ganzen Schwere auf sich genommen. »Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?« Mit dieser Frage gehen wir unter Jesu Kreuz auf den stillen Hügel und hören sein heißes Flehen: »Vater, vergib ihnen! Ich gebe mich selbst für sie.« Wir treten zu seinem leeren Grab und finden dort, wie wir uns hineinbeugen, nicht nur die Schweißtücher an ihren Ort gelegt, sondern auch den zerrissenen Schuldbrief über die Schulden aller Welt. »Die Handschrift ist zerrissen, die Zahlung ist vollbracht.« Der dort lag und auferstand, das ist dieser, der auch die Sünden vergibt. Und leise schließen wir uns dem Kreis der Jünger an, denen

der Heiland nach seiner Auferstehung das Verständnis öffnete, daß sie die Schrift verstanden: »Also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünde unter allen Völkern.« Und als am Pfingsttag die Apostel die fragenden Männer aufforderten, zu ergreifen die Vergebung der Sünden in dem Namen des Herrn Jesus Christus, nahmen diese ihre Worte gern an und wurden zu Tausenden »hinzugetan«. Das ist Jesu Gabe, die er durch seinen Geist austeilt. Das ist »dieser, der auch die Sünden vergibt«.

Und auch allen andern Einwürfen gegenüber werden wir bei ihm getrost. Wir kennen ja die Einwürfe. Deine Sünden vergeben? Geht das denn so schnell? Kann man das denn merken, wenn etwas so innerlich vorgeht? Kann man das denn so bestimmt wissen? So fragen heute viele und murmeln etwas von Hochmut und Einbildung und Heuchelei. Arme Leute, die noch etwas zu murmeln haben, wenn einer sich freuen kann der Vergebung seiner Sünde, arme Leute, die noch Einwendungen machen wollen, wenn Jesus sein Heilandsamt ausübt! Ja, *Jesus* schenkt durch die Macht seines *Wortes die Vergebung* der Sünde und *gibt* dem einzelnen *Gewißheit* durch persönliche Zusprache über diese seine Gabe.

»Dein Glaube hat dir geholfen«

Der Heiland läßt sich das Vergeben nicht verbieten und läßt sich seinen Arm nicht binden durch Einwendungen kluger und frommer Menschen. Er hat auch keine Zeit, auf alle ihre Bedenken, die er wohl vernommen hat, einzugehen. Es geht ihm darum, ein Sünderherz zu trösten: *»Dein Glaube hat dir geholfen.«* So stärkt er dem Weib das Herz gegen alle Zweifel, die noch kommen können. Zweifel werden kommen. Haben nicht die Umsitzenden gesagt: »Wenn dieser wüßte, wer und welch ein Weib das ist?« Ob der Heiland auch ihre ganze Sünde wirklich kennt, so fragt sich die Frau, ob er alles weiß und nun alles vergeben ist? Und haben nicht diese schriftgelehrten Männer ihre Bedenken geäußert: »Wer ist dieser, daß er auch die Sünden vergibt?« Da gibt der Herr in seiner Gnade ihr als ein helles Licht sein Wort mit auf den Weg. Die Einwendungen der Feinde haben nur dazu dienen dürfen, daß diese Frau ein doppeltes

Wort empfing, daß sie *doppelt getröstet* wurde, so wie zu anderer Zeit das Murren der Pharisäer dazu diente, daß sie selbst die wundervollen Worte bildeten, die der Herr in den Gleichnissen von all dem Verlorenen (Luk. 15) bestätigte: »Dieser nimmt die Sünder an.«

»Dein Glaube hat dir geholfen: Gehe hin mit Frieden.« Was ihr geholfen hatte, war nicht ihre Liebe. Ihre Liebe zu rühmen, blieb einzig Jesu Sache. Sie soll sich an den Glauben halten. Der Glaube ist die Hand, mit der wir Gottes Gaben empfangen. Nicht, als ob der Glaube das Werk wäre, das wir leisten müssen, so daß Gott mit uns zufrieden sei, nein, durch ihren Glauben hat diese Frau sich ein Herz gefaßt und mit der eindrücklichen Sprache ihrer Gebärden sich auf diesen Jesus geworfen, ihr sündenbeflecktes Schicksal ganz in seine Hand gelegt auf Gedeih und Verderb, auf Tod und Leben, auf Verwerfung oder Annahme. Sie hat Jesus, den Erretter, im Glauben ergriffen. Dadurch ist sie gerettet.

Diese Stellung des Glaubens ist die Stellung des Friedens. Friede ist der herzstillende Genuß der Gnade des Heilandes, den wir dadurch empfangen, daß wir im Glauben auf ihn schauen als den einzigen Grund unseres Heils. Und wenn wir den Frieden verloren haben und wir trauern darüber, daß wir so wenig empfinden von unserer Liebe zu unserem Heiland und von unserem Gnadenstand, und daß sich der neue Wandel so gar nicht bei uns zeigt, sondern das alte Wesen uns beherrscht und wir so gar keine Fortschritte in der Heiligung machen? Dann fangen wir wohl an, uns zu quälen, und flehen um Frieden und neue Erfahrung in der Nähe des Herrn.

Wir haben die falsche Blickrichtung. Wer den Frieden verloren hat, der suche die Gnade. Der trachte nicht danach, Friedensgefühle bei sich herbeizuführen, sondern schaue mit hungrigem Auge auf Jesus, immer und nur auf Jesus, den Erretter. Dann ist sein Friede groß. »Dein Glaube hat dir geholfen.« »Der Glaube schaut Jesum Christum an. Der hat genug für uns all getan. Er ist der Mittler worden.« Da darf ich von mir absehen und von allen meinen Sünden. So, wie ich bin, darf ich auf Jesus schauen, der mich angenommen hat, trotzdem er mich und meine sündige Art kannte. Er hat mir nicht nur alles vergeben, was ich getan habe, er hat mir auch *vergeben, daß ich so bin, wie ich bin,* und daß *ich immer noch* so bin, wie ich bin. »Dein Glaube hat dir geholfen.«

Gehe hin mit Frieden! Die Frau mußte gehen; sie konnte ja nicht bei Jesus bleiben. Das möchte wohl der Sünder zuerst am liebsten, wenn er seinen Heiland gefunden hat, immer so in besonderer Weise bei ihm sein, im Genuß seiner Nähe, im Betrachten seines Wortes, in der Gemeinschaft der Brüder. Aber wir müssen ja in unseren alten Pflichtenkreis zurückkehren. So auch diese Frau. Aber wie anders kehrt sie heim, als sie gegangen ist: mit Frieden im Herzen. Muß ich auch wieder hingehen in meinen Alltag und kann nicht in solch besonderer Weise bei ihm bleiben: *sein Friede bleibt bei mir.* Auch wenn ich geschäftig bin in den Dingen meines Berufes und mein Geist voll in Anspruch genommen wird – es geht mir wie dem Reisenden, der im fernen Ausland plötzlich unter seinen Geschäften nach Hause denkt an Weib und Kind. So zieht tiefe Freude in unser Herz, wenn wir sein gedenken. Da gehen wir mit Frieden unseren Weg. Wir wissen, *was uns geschehen ist* und was er zu uns gesagt hat, und ziehen unsere Straße durch eine Welt voll Unfrieden und Kampf mit einem Geheimnis im Herzen, und dies Geheimnis ist der Friede Gottes: »Dir sind deine Sünden vergeben.«

Dieser Friede ist für alle, für *alle* da. Und doch gehen so viele unter uns einher mit Unfrieden und Qual im Herzen. Jesus, der Heiland, sieht den Weg entlang und schaut auf der Menschen Kinder. So viele hören sein Wort und lauschen einen Augenblick. Sie schauen auf sein Kreuz und vernehmen die Botschaft von der Vergebung der Sünden und vom Frieden. Dann werden die meisten wieder weggespült von der Woge der Zeit und zerstreuen sich in der Welt, als ginge das alles sie nichts an.

Jesus schaut den Weg entlang, ob nicht doch vielleicht einer dies liest, der den Frieden sucht. Dem möchte ich sagen: »Schau auf Jesus, und lausche auf sein Wort: Dir sind deine Sünden vergeben!« Und dann *greife zu:* Ja, Herr, auch mir, auch mir! Dann wirst du seinen Gruß vernehmen: »Dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden!«

»Die hart Gebundenen macht er frei«

Markus 5, 1–20: Und sie kamen ans andere Ufer des Meeres in die Gegend der Gadarener. Und als er aus dem Schiff trat, lief ihm alsbald von den Gräbern entgegen ein Mensch mit einem unsauberen Geist, der seine Wohnung in den Grabhöhlen hatte. Und niemand konnte ihn mehr binden, auch nicht mit Ketten; denn er war oft mit Fesseln und Ketten gebunden gewesen und hatte die Ketten zerrissen und die Fesseln zerrieben; und niemand konnte ihn bändigen. Und er war allezeit, Tag und Nacht, in den Grabhöhlen und auf den Bergen, schrie und schlug sich mit Steinen. Da er aber Jesus sah von ferne, lief er hinzu und fiel vor ihm nieder, schrie laut und sprach: Was willst du von mir, o Jesus, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mich nicht quälest! Denn er sprach zu ihm: Fahre aus, du unsauberer Geist, von dem Menschen! Und er fragte ihn: Wie heißest du? Und er antwortete: Legion heiße ich; denn wir sind viele. Und er bat Jesus sehr, daß er sie nicht aus der Gegend triebe. Es war aber daselbst am Berge eine große Herde Säue auf der Weide. Und die unsauberen Geister baten ihn und sprachen: Laß uns in die Säue fahren! Und er erlaubte es ihnen. Da fuhren die unsauberen Geister aus und fuhren in die Säue, und die Herde stürzte sich den Abhang hinunter ins Meer, ihrer waren aber bei zweitausend, und ersoffen im Meer. Und ihre Hirten flohen und verkündeten das in der Stadt und auf dem Lande. Und sie gingen hinaus, zu sehen, was da geschehen war, und kamen zu Jesus und sahen den, der von den unsauberen Geistern besessen gewesen war, wie er dasaß und war bekleidet und vernünftig, und fürchteten sich. Und die es gesehen hatten, sagten ihnen, was dem Besessenen widerfahren war, und von den Säuen. Und sie fingen an und baten ihn, daß er aus ihrer Gegend zöge. Und da er in das Schiff trat, bat ihn der Besessene, daß er bei ihm bleiben dürfte. Aber Jesus ließ es ihm nicht zu, sondern sprach zu ihm: Gehe hin in dein Haus zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohltat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat. Und er ging hin und fing an, zu verkündigen in den Zehn Städten, wie große Wohltat ihm Jesus getan hatte, und jedermann verwunderte sich.

In allen Berichten über Heilungen von Besessenen durch unseren Heiland finden wir manche Züge, die uns unverständlich und befremdend sind. Vielleicht ist das fast am meisten der Fall bei der Geschichte von den Teufeln, die in die Schweine fuhren (Mark. 5). Aber auch bei anderen ähnlichen Erzählungen müssen wir uns immer wieder damit zufrieden geben, daß wohl die meisten von uns in die letzten Abgründe der finsteren Zusammenhänge, die hier vor-

liegen, nicht hineinschauen. Bei dem Gefühl der Unbefriedigtheit, das man dabei behält, wird es richtig sein, an zweierlei zu denken, nämlich daran, daß ohne Zweifel das Reich der Finsternis in besonderer Weise am Werk war in den Tagen, in denen der König des Lichts auf Erden wandelte; ferner aber tun wir gut, uns vor Augen zu halten, wie viele derartige Kranke, die es auch unter uns gibt, wir heute nur deshalb nicht sehen und beobachten können, weil die christliche Liebe sie in die besondere Pflege von Heilanstalten aufgenommen hat.

Es kann nicht meine Absicht sein, über diese eigenartige Geschichte in den Punkten Aufschluß geben zu wollen, die unseren Blick meistens am stärksten anziehen, nämlich über die Geheimnisse der Art der finsteren Geister und ihr Wohnen in den Lebewesen dieser Erde. Und doch zieht mich diese Geschichte seit Jahren schon besonders an, und ich möchte gern einiges darüber sagen, das uns vielleicht etwas *in der Seelsorge* helfen kann.

Es ist sicher unrecht, wenn man allzu schnell, wie es manche Kreise tun, von teuflischer Besessenheit redet. Hierüber wäre viel zu sagen, und man müßte auch verständige Nervenärzte mit zu Rate ziehen, sobald man den Eindruck einer unnormalen Geistesentwicklung vor sich hat. Aber viel wichtiger ist mir, darauf hinzuweisen, daß die Art der Beeinflussung aus der finsteren Welt, die auf uns alle einwirkt, parallel den Zügen ist, die wir z. B. in dieser Geschichte bei dem von finsteren Geistern beherrschten Menschen beobachten können.

»Ein unsauberer Geist«

beherrschte diesen armen Gebundenen im Land der Gadarener. Beobachten wir nicht auch einen unsauberen Geist in manchen Menschen in unserer Umgebung, ja, in uns selbst? Es ist doch zuweilen, als wäre ein Mensch so völlig von Unreinigkeit beherrscht, daß sich alles, seine ganze Gedankenwelt und Phantasie, nur um unsaubere Dinge dreht. Es sind arme, gebundene Leute, denen sich in alles, ja, auch in die ehrlichsten Regungen zarter Zuneigung und Liebe hinein, in ihre Naturbetrachtung und ihre Kunstfreude, ein unreiner Geist hineinmischt.

Wie ein Einsiedler lebte der Mensch in den Gräbern. Sicher nicht alles, aber doch manches *von dem einspännerischen Wesen* vieler junger Leute ist nichts anderes als die Folge der Beherrschung durch einen unsauberen Geist. Sie sondern sich ab, weil sie in der Einsamkeit am besten ihren schwülen und dunklen Gedanken nachhängen können.

»Niemand konnte ihn binden, auch nicht mit Ketten«

Was dort sich körperlich ausdrückte, finden wir auch unter uns bei denen, die sich von niemand sagen lassen, *gegen alle Ordnungen der Sitte sich aufbäumen,* gegen alle Autoritäten wüten oder jedenfalls sich im innersten Grund entschlossen ablehnend verhalten. Es mag das manchmal als Stärke und Selbständigkeit ausgelegt werden, ist aber öfter, als wir denken, die traurige Hartnäckigkeit und verzweifelte Verteidigungsstellung eines Menschen, der, innerlich verfinstert, sich gegen die Berührung mit der für andere so wohltätigen Ordnung und gegenseitigen Unterordnung zur Wehr setzt.

Unstet trieb jener Mensch sich umher allezeit bei Tag und Nacht auf den Bergen und in den Gräbern, an schauerlichen Orten, und er trug *das Merkmal der Hölle in seinem Gebaren:* die Unruhe! Diese unheimliche Unruhe, dies fahrige Hin- und Herziehen, dies nervöse immer nach Neuem Verlangen, ist auch unter uns das Zeichen davon, daß einem Menschen der Friede Gottes fehlt.

Er »schrie«!

Denken wir da nicht an das laute Wesen, das manche in Sünde Gebundenen an sich tragen? Es soll der Ausdruck der Freude und des Wohlbefindens sein; aber vieles von dem Singen und Sichfreuen dieser Welt, von der Ausgelassenheit der Jugend klingt wie das Schreien böser Geister. Das Lachen eines Kreises junger Männer verrät allzuoft, daß es nichts anderes ist als das Wiehern unreiner Lüste.

und schädigte sich selbst. Wie viele der Traurigen gehen auch unter uns umher, die Freude haben an *Selbstquälerei!* Auch das kommt vor, daß sie sich tatsächlich körperlich Schmerzen bereiten und sich peinigen. Aber wenn es auch so weit nicht geht, wie viele gönnen sich keine Erquickung und Freude, keine Erholung, suchen immer die Schattenseite des Lebens auf, gehen jedem Sonnenstrahl finster aus dem Wege. *Ihr Leben auf Erden ist ein Umherirren über einer Hölle und auf eine Hölle zu, die schon in ihrem Herzen brennt.*

»Du Sohn Gottes, des Allerhöchsten!«

Jesus war ein Magnet für solche Elenden. Er, der die Macht hatte, auch diesen Gebundenen zu helfen und sie zu befreien, wurde von ihnen wie mit geheimer Witterung erkannt und aufgesucht. Es ist bei diesem Besessenen eine eigenartige Zwiespältigkeit zu beobachten. Man sollte meinen, er wäre vor Jesus geflohen; denn die Geister, die in ihm waren, hatten Angst vor Jesus und fürchteten, daß er sie quälen würde. Und doch lief er ihm entgegen. Er lief wohl gegen den Willen seiner Tyrannen, aus innerem Verlangen nach Heilung, zu diesem wunderbaren Helfer. Das ist *der erste Schritt zur Rettung* aus der finsteren Gewalt, daß ein Mensch zum Heiland läuft, ob noch so viele innere Stimmen ihn davon abhalten wollen. Diese Stimmen sind nicht von Gott.

Zwiespältig war das Verhalten des Mannes, der vor Jesus niederfiel, doch wohl sich beugend und anbetend, und der dann laut schrie und sprach: »Was habe ich mit dir zu tun, o Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mich nicht quälest!« Ob der Mann nicht vielleicht, als er zum Heiland lief, etwas ganz anderes hat sagen wollen, als er schließlich wirklich sagte? Ob sich sein Mund nicht öffnen *wollte* zu einem Ruf nach Erbarmen und sich dann öffnen *mußte* zu diesem Schrei der Verzweiflung und der Angst? Liebe Brüder, wir brauchen scharfe Ohren, daß wir es merken, wenn ein Mensch in innerer Zerrissenheit in dem Augenblick, wo er nun vielleicht nach langem Zögern sich endlich einmal aussprechen möchte, etwas ganz anderes sagt, als er wohl eigentlich sagen will; daß einer, der, verzagt und verschlagen, so

gerne um Trost bäte, nun, wenn er vor dem helfenden Bruder steht, entweder in Trotz und Hartnäckigkeit sich verschließt oder sogar in Frechheit und Auflehnung allen Zuspruch ablehnt oder auch nur in Verzagtheit und Angst für unsere Freundlichkeit unzugänglich bleibt. Wohl dem Seelsorger, der Ohren hat zu hören, auch aus verletzenden Worten, und Augen hat zu sehen, auch hinter kränkendem Gebaren, die Seele, die aus der Tiefe nach der festen Hand schreit, die in der Kraft Gottes die Fesseln ihrer Plagegeister von ihr nehmen könnte! Wir ahnen wohl nicht, wie *oft ein ungebändigtes Auftreten nichts anderes ist als die Erregung eines nach Erbarmung sich sehnenden Herzens,* das nicht loskommen kann von der Bindung durch einen finsteren Geist von unten.

Solche Leute sehen oft den Schaden ihrer Seele und merken auch die Tatsache, daß nur Jesus ihnen helfen kann, viel deutlicher, als wir vermuten. Der Besessene nannte Jesus den »Sohn Gottes, des Allerhöchsten«. Es ist bemerkenswert, daß die *Teufel Jesus eher erkannten als die Jünger.* Die Augen des Hasses sehen schärfer als die Augen der Liebe. Den Geistern aus der Hölle war die Front: hier Christus, dort Belial (2. Kor. 6, 15), hier Gott, dort Satan, völlig klar. Sie sahen vor sich den Sohn Gottes; aber der Name des Sohnes Gottes war für sie keine Erquickung. Es erhöhte ihre Angst und damit die Angst des Menschen, den sie beherrschten, daß dieser Herr so mächtig vor ihnen stand. Sie erkannten in ihm mit zitternder Furcht den Richter und König.

Der Name des Sohnes Gottes ist für die, die nicht an ihn glauben, keine Erquickung. Es ist ihre Qual, daß sie es mit Jesus zu tun haben und immer und überall ihnen dieser Jesus begegnet. Sie kennen ihn, aber sie wissen nur soviel von ihm, daß er ihnen unheimlich ist und sie immer vor seinem Namen verlegen werden. Auch am Jüngsten Tage wird das die Qual der Verdammten sein, daß Jesus kommt und das Gericht hält. Ihn sehen bedeutet für sie ewige Hoffnungslosigkeit; denn sie haben den Heiland nicht als Heiland ergriffen.

»Ich beschwöre dich, daß du mich nicht quälest!«

Befreien wollte Jesus den Gebundenen; aber als Mund der Geister, die in ihm erbebten, mußte dieser so reden. Ihn wollte Jesus nicht

quälen; aber durch sein Dasein allein schon quälte Jesus die Geister der Hölle. Nach Matthäus 8, 29 hatten sie Angst, *daß er sie quäle, »ehe es Zeit ist«*. Sie wissen also von einer ewigen Qual, die ihrer wartet, und fürchten sich vor vorzeitiger Strafe. Ob es nicht auch eine Art Verfinsterung des Geistes durch die Macht des Satans ist, daß so vielen Leuten Jesus als einer vor Augen steht, der sie quält, daß das Christsein erscheint als ein dauerndes Bestraftwerden ohne Freude und Glück? Und sie sollen doch gerade aus der Qual in den Frieden kommen. Freilich, das Reißen und Zerren, ehe der Mensch loskommt von der finsteren Gewalt, tut oft sehr weh. Und wenn einer bei diesem Hin und Her zwischen Christus und Satan nicht mit dem gläubigen Griff nach dem Heiland heraustritt und den klaren Bruch vollzieht mit dem, was ihn bindet, dann schlägt er sich, ach, wie oft, schließlich auf die Seite des Teufels. Dies Hin und Her ist tatsächlich für einen Menschen zu schwer, und er ist dann wirklich in einer gewissen Weise für eine Zeit aus dem Zwiespalt herausgekommen: eine schaurige Entscheidung!

»Fahre aus, du unsauberer Geist!«

Wunderbar gnädig erscheint mir der Heiland in dieser Geschichte. Und wenn ich es recht deute, glaube ich, daß seine große Heilandsliebe gleich darin hell ins Licht tritt, *daß er zwischen dem Menschen und dem unsauberen Geist unterscheidet: »Fahre aus, du unsauberer Geist, von dem Menschen!«* Welches Erbarmen liegt in diesem Wort! Wie wird der Mann da aufgehorcht haben! Wie oft hat man ihn als einen Teufel behandelt und ist vor ihm geflohen wie vor dem leibhaftigen Satan. Und er konnte es auch nicht anders von den Menschen erwarten. Hier steht vor ihm der Sohn des Allerhöchsten, der ihn wirklich hätte zu den Teufeln schicken können; und der legt leise seine erbarmende Hand an den gefesselten Geist des Gebundenen, indem er unterscheidet zwischen ihm und den Geistern, die ihn beherrschen.

Jesus sieht die gebundene Seele und bleibt nicht beim äußeren Schein stehen. Er hört durch die angstvollen Worte voller Auflehnung das leise Flehen des Herzens, das so gern herausmöchte aus seinem Gefängnis. Er macht den armen Menschen nicht verantwortlich für al-

les, was er getan und was er gesagt hat. Da ist ein Mann, der versteht ihn. Da ist ein Auge, das unterscheidet bis in die Hintergründe des Geisteslebens hinein zwischen dem satanischen Bösen und der menschlichen Sünde und Gebundenheit, für die es eine Erlösung gibt.

Ist das nicht wunderbarer Trost für uns alle? Haben wir nicht manchmal Stunden, wo wir emporschreien möchten: »Ach, Herr, erbarme dich! *Mir graut vor mir selbst,* vor dem, wozu alles ich fähig wäre. Ich bin so unrein; und doch, Herr, möchte ich manchmal glauben, gegen meinen Willen.« Jedenfalls ist ein Sehnen da, das herausmöchte aus dem Jammer, *ein Durst nach dem lebendigen Gott mitten im Dienst des Satans.* Ist es nicht ein Trost, daß wir wissen dürfen: Jesus weiß alles, und Gott sind wir offenbar? Er kennt unseren verzweifelten Kampf; er kennt auch die Übermacht des Feindes. Er kennt, er wägt mit Gerechtigkeit das Maß der Schuld und das Maß dessen, was Schicksal und Verhängnis, was Macht der Vererbung und der Umgebung, und auch was finstere Gewalt, aus der wir uns im tiefsten Grunde heraussehnen, in unserem Leben angerichtet hat.

Liebe Brüder, wir brauchen in der Seelsorge scharfe Augen, daß wir auch bei andern unterscheiden können in all ihrem Tun und Reden, was dahineingeflossen ist an finsterem Wesen, vielleicht zum Schmerz des Menschen selbst, den längst und tief das reut, was wir so scharf an ihm verurteilen. Wollen wir den Seelen helfen, so müssen wir von dem großen Arzt der Seele lernen, wie man einen Menschen dahin führt, sich auf sich selbst und seine ewige Bestimmung zu besinnen, wie man an dem einen, kleinen Stücklein anknüpft, daß er sich nach dem Heiland sehnt und zum Heiland laufen möchte. Nur dann können wir ihm helfen, *sich aufzuraffen gegen den Zwingherrn seiner Seele.* Nur dann können wir an die tiefste Wunde mit der Salbe Gottes herankommen. Diese Kunst wollen wir uns schenken lassen, in ein hoffnungsloses Auge hineinzuschauen und einem solchen Verzagten unsere Hände auf die Schulter zu legen und ihm in seinen Jammer hinein Mut zu machen: *Es kann noch einmal alles wieder gut werden,* weil ein Heiland kam; du darfst noch einmal ganz von vorn anfangen.

»Wir sind unser viele«

Jesus rechnet mit einem persönlichen Teufel. Darum fragt er: »Wie heißest du?« Er fragt den Menschen und meint den Geist. Und in diesem merkwürdigen Durcheinander und Ineinander antwortet der Mensch: *»Legion heiße ich, denn wir sind viele.«* Ich – wir, eigenartiges Ineinander. Jesus rechnet mit der Wirklichkeit und Wirksamkeit des Fürsten der Finsternis, und wir tun gut, auch damit zu rechnen. Das ist vielleicht ein Zeichen, daß der Kampf zwischen Gott und dem Satan auf den Höhepunkt kommt, daß Gottes Gegner in unserer Zeit einen *künstlichen Nebel* um sich verbreitet, *als gäbe es gar keinen Teufel.*

Erschütternd ist, mit welchem Ernst Jesus hier damit rechnet, daß *teuflische Mächte in gehäufter Zahl* sich in diesem Menschen, der ihnen Raum gegeben hatte, zusammengedrängt haben. Es waren ihrer viele. Wo einer erst Boden faßt, da kommen leicht mehr hinzu. Und Jesu Wort von dem Geist, der ausfährt und umkehrt und sein Haus leer findet und der nun sieben andere Geister zu sich nimmt, die ärger sind denn er – und es wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es zuvor war –, gibt uns immer wieder ernst zu denken (Matth. 12, 43–45). Und dann – wenn so viele in einem Nest sitzen, wie viele gibt es überhaupt, wie viele in der Hölle!

»Und er bat ihn sehr«

Auch die Teufel dürfen Jesus bitten. Hier ist es ihr Wunsch, daß er sie nicht wegschicken möchte aus derselbigen Gegend. In diesem Grenzland, wo Gottes Reich und das Heidentum sich vermischt, fühlen sie sich wohl. Da haben sie Macht. *Wo Gott und die Welt sich mischt, da hat der Teufel Spielraum,* auch in den Menschen, die eine unklare Stellung auf der Grenze lieben.

Lukas 8, 31 bitten die Geister, »daß er sie nicht hieße in die Tiefe fahren«. Es ist, als *ob die Teufel* selbst sich vor der Hölle fürchten und *sich über jede Stunde Urlaub aus dem Abgrund freuen.* Wenn sie nur eine kurze Frist behalten, wo sie dort nicht zu sein brauchen! Aus ihren Worten spricht eine unendliche Angst und Qual. Dazu paßt es freilich nicht, wenn heute manchmal so leichtfertig von der

Hölle geredet wird, als wäre das nicht so ernst zu nehmen oder als könnte man sich dort an der Gesellschaft der andern erquicken. Zu einem Kolporteur, der einer Reihe von Männern von dem Ernst der Hölle sprach, sagte ein leichtfertiger Zuhörer: »Das mit der Hölle, das ist nicht so gefährlich. Komme ich dorthin, dann kommt der Karl auch hin; da leisten wir uns Gesellschaft; dann ist es nur halb so schlimm.« Der schlagfertige Zeuge erwiderte: »Stecken Sie und Ihr Freund Karl doch einmal die Hand in die Gasflamme! Wenn Sie es beide tun, dann ist es nur halb so schlimm.« Da verstummte der Spötter. In der Hölle hat jeder *seine* Hölle, und die Geister werden wohl wissen, warum sie selbst Angst haben vor jenem Ort der Qual.

Warum erlaubte Jesus den Geistern, in die Säue zu fahren? Darüber weiß ich nichts zu sagen. Bei dem Anblick der ins Meer sich stürzenden Herde möchte ich nur auf zwei Punkte hinweisen. *Was muß der Mensch gelitten haben!* Das läßt sich nur ahnen, wenn man die Macht seiner Feinde hier vor Augen sieht. Und weiter: Darum vielleicht hat Jesus diesen Gang der Ereignisse zugelassen, damit für alle und besonders auch für den bisher Besessenen es ganz klar war: *Die teuflischen Mächte sind wirklich von ihm genommen.* Vielleicht hätte nach einiger Zeit die Angst wieder über ihn kommen können, ob denn Jesu Wort ihn wirklich für immer losgebunden habe von seinen Plagegeistern. Gewissermaßen, um ihm dafür einen klaren Anschauungsunterricht zu geben, ein Zeichen, an das er sich halten konnte, *sollte der Mann dort sein Elend in den See stürzen sehen* und es lernen, in das Lob einzustimmen, das in der Matthäuspassion Zion von ihrem Bräutigam singt: *»Er gab uns seines Vaters Wort; er trieb die Teufel fort.«*

»Verkündige die große Wohltat!«

Daß sie wirklich von ihm genommen waren, daß zeigte sich auch darin, daß die Leute aus der Stadt *ihn sitzend* fanden. Er hatte wohl lange nicht gesessen, der arme unruhige Mann. Und *bekleidet* und vernünftig trafen sie ihn an. Wie wird er sich gefreut haben, endlich aus der schamlosen, tierischen Art errettet worden zu sein! Es ist wohl zu verstehen, daß der Genesene nun den Heiland bat, daß er möchte bei ihm sein. In der Nähe des Herrn Jesu fühlte er sich si-

cher vor den Angriffen seiner früheren Feinde, und es war sein Verlangen, nahe bei seinem Befreier zu bleiben. Aber Jesus schickte ihn zurück: »Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen, und verkündige ihnen, wie große Wohltat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat!«

Die Teufel sind wirklich fort, und der Mann braucht sich nicht mehr zu fürchten. Er braucht auch nicht ängstlich etwa über seine Vergangenheit zu schweigen in der Besorgnis, er könnte damit die finsteren Geister reizen, wieder ihre Gewalt über ihn auszuüben. Er ist völlig frei und darf und soll ein froher Zeuge der großen Wohltat und des Erbarmens Gottes sein. *Da, wo ihn alle gekannt haben als den Alten, soll er nun stehen als der Neugewordene.* Wo er als ein Spielball der Hölle umhergefahren ist, da soll er stehen als ein Zeuge des Herrn in der Höhe. Er hat sein Zeugnis treulich ausgerufen, nicht nur in seiner Stadt, sondern auch in der ganzen Umgebung und hat – wie gut verstehen wir es! – des Heilands Wort von der großen Wohltat, die ihm *der Herr* getan hat, fröhlich umgewandelt in das Zeugnis, wie große Wohltat ihm *Jesus* getan hatte. Und jedermann verwunderte sich. Auch vor unseren Augen steht er heute noch als Zeuge der Wohltat und des Erbarmens Gottes. Wohl dem, der anfängt, sich darüber zu wundern, und sich dann von diesem Mann aus eigener Erfahrung zu seinem Heil bezeugen läßt, was darin liegt:

»Die hart Gebundenen macht er frei,
ja, seine Gnad' ist mancherlei!
Halleluja!«

Ach, Herr! Ja, Herr! Aber doch, Herr!

Matthäus 15, 21–31: Und Jesus ging fort von dannen und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidon. Und siehe, ein kanaanäisches Weib kam aus jener Gegend und schrie ihm nach und sprach: Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm

seine Jünger, baten ihn und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreit uns nach. Er antwortete aber und sprach: Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hunde von den Brosamen, die von ihrer Herren Tisch fallen. Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst! Und ihre Tochter ward gesund zu derselben Stunde. Und Jesus ging von dannen weiter und kam an das Galiläische Meer und ging auf einen Berg und setzte sich allda. Und es kam zu ihm viel Volks, die hatten mit sich Lahme, Krüppel, Blinde, Stumme und viele andere und legten sie Jesus vor die Füße, und er heilte sie, so daß sich das Volk verwunderte, da sie sahen, daß die Stummen redeten, die Krüppel gesund waren, die Lahmen gingen, die Blinden sahen; und sie priesen den Gott Israels

Markus 7, 24–30: Und er stand auf und ging von dannen in die Gegend von Tyrus und ging in ein Haus und wollte es niemand wissen lassen und konnte doch nicht verborgen bleiben. Sondern alsbald hörte eine Frau von ihm, deren Töchterlein einen unsaubern Geist hatte, und sie kam und fiel nieder zu seinen Füßen; es war aber eine griechische Frau aus Syrophönizien, und sie bat ihn, daß er den bösen Geist von ihrer Tochter austriebe. Jesus aber sprach zu ihr: Laß zuvor die Kinder satt werden; es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Sie antwortete aber und sprach zu ihm: Ja, Herr; aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder. Und er sprach zu ihr: Um dieses Wortes willen gehe hin; der böse Geist ist von deiner Tochter ausgefahren. Und sie ging hin in ihr Haus und fand das Kind auf dem Bette liegen, und der böse Geist war ausgefahren.

»Ach, Herr!«

Es war ein Schrei aus der Tiefe der Not des Herzens, das mit dem Wort »Ach, Herr!« den Heiland überfiel, überraschend, unerwartet. Jesus hatte sich zurückgezogen aus dem jüdischen Land in die Gegend von Tyrus und Sidon und wollte es niemand wissen lassen, aber er »konnte doch nicht verborgen sein«. Vor dem Haß der Juden, vor dem Heilruf der jubelnden Menge war er hier sicher, aber eine Frau in ihrer Herzensangst, ein Mensch mit einer Not hatte von ihm gehört und kam zu ihm. Es war wohl die ärmste, die hilfsbedürftigste Seele in dortiger Gegend. Ihre Tochter wurde vom Teufel übel geplagt.

Menschen mit einer Not, die hören vom Heiland, die haben scharfe Ohren. Die anderen geben ihm keine Beachtung. Wer keine Not hat, braucht auch keinen Helfer. Wie oft hat Gott durch äußere Verlegenheiten schon einem Menschen die Augen geöffnet für Jesus, und erst recht finden die den Weg zu ihm, die innerlich unter einem Druck stehen. Die Frommen und Satten fragen nicht nach einem Erlöser, aber wen alte Schuld drückt, wen ein unsauberer Geist knechtet, daß er nicht loskommen kann von seiner Sünde, der lernt, ob er nie nach ihm gefragt hat, jetzt nach dem Heiland ausschauen. Oder wenn ein Familienleid einen Menschen bedrängt, wenn uns »ein fremdes Leiden kümmert«, dann hebt der Mensch lauschend sein Haupt, dann forschen seine Augen, ob es keinen Retter gibt aus solcher Not. So wurde diese Frau durch die Not ihres Kindes zu Jesus getrieben.

So finden sie sich alle bei ihm ein, die sonst nichts haben, die unter ihrer Last gebeugt sind, über die die anderen reden oder auf die sie gar mit Fingern zeigen, von deren Armut und Not man spricht. Sie sind alle elend und verloren, die nach Jesus fragen, und die Welt spottet wohl darüber: sie haben alle etwas auf dem Kerbholz. – Es geht so wie bei David (1. Sam. 22), zu dem in die Höhle Adullam allerlei Männer kamen, »die in Not und Schulden und betrübten Herzens waren«.

Solche Leute hören von Jesus. Da kann er nicht verborgen bleiben. Diese Frau hatte nur wenig von ihm gehört, von seiner Hilfe, die er anderen gewährte, auch von seinem Messiasnamen, daß man ihn den »Sohn Davids« nannte. *Es war nur wenig, aber dies wenige war in ein zerschlagenes und bedürftiges Herz gefallen* und trug deshalb herrliche Frucht des Glaubens. Manche hören viel und wissen viel und glauben doch nicht, weil ihr Herz nicht arm und verlangend ist. Und wer bei sich selbst darüber klagt, daß ihm der Heiland so gleichgültig ist, der soll den Herrn bitten um ein hörendes Ohr und ein sehendes Auge, die beide der Herr schafft; um ein verlangendes Herz, daß wir es nicht mehr aushalten können ohne ihn. Wo wirklicher Hunger, wo ein wahres Sehnen nach Gott ist, da kann ein einziges Samenkorn der Verheißung, ja, da kann selbst eine geringe Kunde von Jesus schon den Glauben wirken.

Die Frau kam und *fiel nieder zu seinen Füßen.* Das ist die rechte

Stellung eines Menschen, der nach Jesus verlangt. Manche haben *Stahl in den Knien* und wollen sich vor ihm nicht beugen. Äußerlich nicht, weil sie es innerlich nicht wollen. Gewiß haben sie Gottes Hilfe nötig, aber es ist ihnen noch nicht das Wasser bis an die Seele gestiegen. Es kommt nicht aufs Knien an, aber hohen Hauptes ist wohl noch niemand durch die enge Pforte gelangt. Zu Jesu Füßen, da ist der rechte Ort für ein verlangendes Herz, da ist man mit ihm ganz allein, da geht's uns ganz persönlich an.

Es war eine Heidin, ein griechisches Weib. Sie gehörte zu dem Volk, das sich sonst von den Juden zurückzog und mit ihnen keine Gemeinschaft hielt, ja sich feindselig gegen sie stellte. Jedenfalls gehörte sie nicht zu denen, die ein Anrecht hatten auf die Hilfe des Messias Israels. Und doch kam sie. »Ach, Herr«, das war ihr erstes Wort, *ein Wort aus der Tiefe,* aus der Not heraus. Und dann bat sie den Herrn klar und bestimmt, er möchte den Teufel von ihrer Tochter austreiben. Es war ein wunderbarer Glaube in dieser Frau. Sie bat ihn ganz deutlich und redete nicht drum herum. *Sie bat ihn um das Ganze:* Nicht nur um Erleichterung für ihre Tochter, sondern um deren Heilung. Mit weniger war ihr nicht geholfen; wenn der Teufel nicht ganz ausgetrieben wurde – mit solcher nur halben Hilfe kam sie nicht aus. Wie können wir von dieser Frau lernen, königlich von unserem Heiland zu denken und ihn nicht nur um ein wenig, sondern um viel, um große Gnade zu bitten!

»Ja, Herr!«

Der Heiland wies die Frau ab. Wir wollen im einzelnen jetzt nicht besprechen, warum der Herr seinem göttlichen Auftrag gemäß sich zunächst von den Heiden zurückhielt. Sein Blick ging auch schon damals weithin über Gottes ganze Welt und die ganze Menschheit. Auch die Heiden umfaßte seine Liebe, aber seine Sendung als der Messias Israels hielt ihn zurück. Erst mußte seinem Volk die ganze Gnade, sein ganzes Heilandsleben geweiht sein, bis in den Tod am Kreuz, dann sollten auch die Heiden kommen. Kurz: der Heiland wies die Frau ab. Bei Matthäus sehen wir, daß es zunächst durch stummes Weitergehen geschah, und die Jünger schienen sogar milder zu sein als ihr Meister: »Hilf ihr! Laß sie doch von dir!« Freilich,

an dem erklärenden Wort: »Denn sie schreit uns nach«, sieht man, daß sie sigentlich mehr die Belästigung loswerden als der Frau helfen wollten. *Der Meister hatte tiefere Ziele.* Er wußte wohl, warum er sich zunächst nur ablehnend verhielt. Und auch als die Frau ihm in den Weg trat und vor ihm niederfiel: »Ach, Herr, hilf mir!«, auch da hatte er nur Abweisung für sie und kleidete seine Antwort in eine demütigende Form, indem er das Wort von den Hunden, dem Sprachgebrauch seines Volkes folgend, auf die heidnische Frau anwandte. Es war ein ernster, entscheidender Augenblick, wie immer dann, wenn Gott einen Menschen auf die Probe stellt.

Die Frau besteht die Probe. Sie beugt sich unter die Demütigung, und sie bringt kein Wort hervor, daß doch auch die Heiden Menschen wären und vor Gott doch alle Menschen gleich seien. Sie sucht auch nicht durch Schilderung ihrer entsetzlichen Not den Heiland umzustimmen. Auf seine Abweisung, aus der sie deutlich heraushört, daß sie keinen Anspruch hat auf die Hilfe des Messias Israels, beugt sie ihr Haupt noch tiefer, als die Not es schon gebeugt hatte: *Ja, Herr,* ich habe es nicht verdient, *ich bin's nicht wert.*

Daß wir dieses Wort auch lernen: Ja, Herr, ich bin deine Hilfe nicht wert! *Das ist Gottes Absicht bei der Not,* die er uns schickt, wenn er uns mit seiner Hilfe und der Erhörung unserer Gebete aufs Warten setzt. Wer nur ein wenig Not hat, der ist vielleicht noch anspruchsvoll und wird sogar da, wo die tiefste Beugung uns gebührt, nämlich im Gebet des Kämmerleins, noch so tun, als ob Gott ihn alsbald erhören müßte. Diese Stellung wird wohl noch oft mit frommen Worten begründet, in denen man leicht mit Gottes großen Verheißungen hantiert, als wären es Geschäftswechsel, als gäben sie uns ein natürliches Recht auf schnelle Einlösung. Ja, ein solches Verhalten wird sogar von manchen als das eigentlich erst richtig gläubige hingestellt. Aber dann läßt Gott warten, er lehnt ab, er entzieht sich uns mit seiner Hilfe, nicht nur tagelang, sondern vielleicht auf lange Zeit hinaus, bis der Mensch innerlich ganz arm wird, *bis uns alles genommen ist,* worauf wir uns verlassen haben und unsern Anspruch an Gott gründen wollen. Da wird das Herz gebeugt, da kann man sich auf nichts mehr berufen. Wer in dieser Not ist, der rechtet dann nicht mehr für seine Ehre, der denkt dann nicht mehr an Menschenwürde oder gar daran, daß er Gott gegenüber etwas verdient

habe und auf dies und jenes hinweisen könnte, was er getan hat, und auf manches andere Schlechte, was in seinem Leben doch nicht zu finden sei; der vergleicht sich auch nicht mehr mit anderen, denen Gott doch hilft oder ihr Leben leichter gestaltet; der murrt nicht über anderer Brüder Vorzüge und wird innerlich nicht mehr geplagt durch ein Hadern über solche Ungleichheit, die er früher wohl Ungerechtigkeit nannte; er sieht nur noch seine Unwürdigkeit, er ist innerlich ganz ausgezogen. Läßt Gott uns allein mit unserer Not, dann werden wir zu Bettlern, die nichts mehr fordern und die wissen, daß sie kein Recht haben zu klagen, wenn Gott ihnen nicht hilft. *Er kann es machen, wie er will;* ich habe kein Recht, ihm etwas vorzuwerfen; es ist alles *nur sein Erbarmen,* wenn er mir hilft. Daraufhin will ich ihn bitten, daraufhin ganz allein. Der Pfahl im Fleisch wird uns von Gott oft lange nicht weggenommen, ja, vielleicht nie, damit uns das Verständnis aufgeht für das Wort: »Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig« (2. Kor. 12, 9).

So räumt Gott unter bitteren Schmerzen den letzten Rest des Selbstvertrauens bei uns aus und erschüttert allen falschen Grund, auf den wir uns stützen wollten. *Gott gräbt tief.* Wir ahnten nicht, daß noch soviel ihm Widerstrebendes in unserem Herzen war, noch soviel Trotzen auf eigenes Recht und noch so vieles, das ihm die Ehre raubt und *nicht ganz von Gnade leben will.* Aber Gott hält seine Hilfe zurück, und die Not bleibt und drückt. Ob wir uns lange sträuben – es muß heraus, das: »Ja, Herr!« Ja, Herr, ich habe es nicht verdient, es kommt mir nicht zu. Und wenn du mir hilfst: »Erbarmung ist's und weiter nichts.«

»Aber doch, Herr!«

Aus dieser Spannung: ich habe es nicht verdient – aber wenn du mir hilfst: »Erbarmung ist's und weiter nichts«, aus dieser Spannung springt der Funke des Glaubens, des göttlichen, geistgewirkten Glaubens hervor: *»Aber doch, Herr!«* Das ist nicht eine gefühlsmäßige, optimistische Regung: »Es hat noch immer alles gutgegangen.« – Das stimmt ja bei mir nicht; bei mir wohnt ja die Not. »Es wird noch wieder alles gut werden.« Das ist ja gerade die Frage. Ich muß doch schon so lange warten. Nein, solche Gedankenwelt, die sich allzuleicht als Glauben gehaben will und doch oft nichts ande-

res ist als natürliche, lebensfreudige Gemütsart und leichter Sinn, ist für die, die in solchem Jammer stecken, abgetan. Aber aus der Tiefe der Not greift die Hand des Glaubens in heiligem Ansturm des betenden Herzens, das sich an Gottes Brust wirft, empor: »Ja, Herr!«, »Aber doch, Herr!« Ich bin zwar unwürdig, aber doch lasse ich dich nicht, du segnest mich denn. *Der rechte Glaube zieht die meiste Kraft aus dem Geständnis seiner eigenen Unwürdigkeit.* Gerade weil ich nichts mehr habe, worauf ich mich berufen könnte, nicht trotzdem, nein, gerade *deswegen* habe ich die Freimütigkeit, mich mit meiner ganzen Not dem Herrn ans Herz zu werfen. Wenn einer nichts Eigenes mehr hat, das ihn vor Gott empfehlen könnte, dann darf er mit herzandringendem Flehen zum Heiland kommen, der die *Sünder* sucht. Das sind die Leute, die er annimmt, von denen er sich gerne greifen und festhalten lassen will.

Solches Greifen können wir lernen von dieser Frau. Sie erwidert dem Heiland mit der *eigenartigen Logik eines Glaubens,* der sich nicht abweisen lassen will noch kann. Sie nimmt ihn beim Wort mit dem Gleichnis von den Kindern und den Hunden, in das sie sich demütig an rechter Stelle eingeordnet hat: Ja, Herr, aber doch sind beide nahe zusammen, die Hunde unter dem Tisch, aber doch ganz dicht bei den Kindern; ja, Herr, aber doch können beide satt werden, die Kinder und die Hunde. – *Der Glaube sieht Möglichkeiten, die andere nicht sehen.* Der Glaube läßt sich durch den ersten Eindruck eines abweisenden Wortes nicht abschrecken, sondern greift durch allen widersprechenden Schein, durch alle dem Verstand entscheidend vorkommenden Gegensätze und Widerstände hindurch. So bringt die Frau in ihrer einfältigen Glaubensstellung beides so ganz leicht, so ganz einfach zusammen, was der Heiland in seinem Wort getrennt hatte, die Kinder vom Hause Israel und die Hunde, die Heiden. Und als sie sich so tief beugte unter sein abweisendes Wort und dennoch, dennoch ihn im Glauben festhielt mit Händen, die sich nicht wegstoßen lassen, die das Heilandsherz nicht übersehen, nicht enttäuschen kann, da brach die große, tiefe Freude des Meisters über solchen Glauben hervor: Das ist's, was Jesus sucht! – »Um *dieses* Wortes willen gehe hin!« »Weib, dein Glaube ist groß«, sagte der Herr verwundert und bewundernd und schenkt ihr die Erhörung: »Dir geschehe, wie du willst.« »Der Teufel *ist* ausgefahren.«

Und wie sie das Gleichnis von den Hündlein recht aufgegriffen hatte, so mag der Frau noch ein Wort wichtig gewesen sein, das ihr forschendes Glaubensauge erspäht hatte, das Wörtlein »zuvor«. »Laß *zuvor* die Kinder satt werden.« Ja, Herr, zuvor – aber dann. Ja, Herr, zuvor die Kindlein, aber dann auch die Hündlein. *Ja, Herr, aber doch!* Der Glaube hat ein scharfes Auge, auch unter aller Ablehnung Gottes Zusage zu entdecken. Und sind seine Verheißungsworte noch so klein, daß ein anderes Auge sie nicht bemerkt, und noch so sehr in lauter Nein verhüllt, der Glaube hört aus dem Wort: »Meine Stunde ist noch nicht gekommen«, nur das kleine Wörtchen »noch« heraus: *noch* nicht, aber bald. Das ist es, was der Glaube sieht und hört. – Und wenn sich erst das Herz ganz vor Gott gebeugt hat, dann darf es freimütig umherblicken, um Gottes Verheißungen zu erspähen, die dem zerschlagenen und gedemütigten Geist gelten. Da bricht wohl der Glaube in einem Wort, in einem Schrei durch alle Hinderungen und Bedenken hindurch. *Oft zeigt ein einziges Wort die ganze Kraft einer Seele an, im Bösen wie im Guten.* Wohl dem, dessen tiefste Seelenspannung ausmündet in solch einen gewaltigen Schrei: »Aber doch, Herr!«, und dem der Herr durch dieses kleine Wort hineinschauen kann in ein Herz, das gelernt hat, in schweren, bitteren Zeiten der Not gelernt hat, *sein Vertrauen zu setzen allein auf seinen Gott.*

Zuviel verlangt?

Markus 10, 17–22: Und da er hinausging auf den Weg, lief einer herzu, kniete vor ihm nieder und fragte ihn: Guter Meister, was soll ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? Aber Jesus sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut als allein Gott. Du weißt die Gebote: »Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden; du sollst niemand berauben; ehre Vater und Mutter.« Er aber sprach zu ihm: Meister, das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf. Und Jesus sah ihn an und liebte ihn und sprach zu ihm: Eines fehlt dir. Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm, folge mir nach und nimm das Kreuz auf dich. Er aber ward unmutig über das Wort und ging traurig davon; denn er hatte viele Güter.

Ein junger Mann aus den Kreisen der Obersten des Volkes lief auf dem Wege Jesus entgegen, kniete vor ihm nieder und fragte: »Guter Meister, was soll ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?« Ohne Zweifel war es ein Mann voll guten Willens, der sich in ehrlicher Absicht an den Heiland wandte. Sonst hätte Jesus ihn abgewiesen, wie er es in ähnlichen Fällen wohl tun mußte. Sonst hätte der Evangelist auch wohl nicht schreiben können: »Jesus sah ihn an und liebte ihn.« Ein Mann voll guten Willens, aber ohne Selbsterkenntnis, ein Gemisch von Redlichkeit und Selbstbetrug. Und doch kein oberflächlicher Mensch! Von Jugend auf hatte er nach seiner Überzeugung Gottes Gebote gehalten; aber sein Gewissen sagte ihm, daß es so noch nicht mit ihm stimme. Darum seine Frage: »Was soll ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?« Er wollte der Sache auf den Grund gehen und sich nicht mit halbem Werk zufrieden geben. Deshalb hat Jesus sich seiner so liebevoll und ernst angenommen.

So ernst! Es ist ein sehr ernüchterndes Wort, das ihm der Herr zuerst entgegenhält: Guter Meister? Gut? Du hältst mich für einen guten Menschen und möchtest auch gern so von Stufe zu Stufe emporsteigen zum Gutsein. Mann, *nimm es ernst mit diesem Wort* »gut«! Gut – das ist nur einer: der lebendige Gott! Gut – das ist es, was Gott von den Menschen fordert, und keiner kann es leisten. Jesus will sich nicht so obenhin als »gut« bezeichnen lassen, und ohne daß damit die Frage seiner eigenen Sündlosigkeit überhaupt berührt würde, faßt er den Menschen fest an. Gut? Es handelt sich um Gott! Ihr habt euch angewöhnt, so leichthin von »guten Meistern« zu reden. Aber hier gelten nicht menschliche Maßstäbe, hier gilt nur, was Gott will.

Der Herr will mit seiner scharfen Antwort alsbald herausbekommen, ob dieser junge Mann fragt, um zu fragen, oder ob er wirklich Antwort begehrt. Darum nimmt er ihm zunächst den Vorwand, als ob das nicht klar wäre, wie man das ewige Leben ererbe! Hat Gott das nicht deutlich genug gemacht in seinem Gesetz? Glaubt der andere, er müsse noch nach etwas Weiterem fragen, was er über das Gesetz hinaus tun könnte oder müßte, um selig zu werden? »Was soll ich tun?« »Du weißt ja die Gebote wohl.« Und dann nennt Jesus ihm die Gesetze der zweiten Tafel. Dem jungen Mann muß es

doch im tagtäglichen Leben schon aufgegangen sein, wie arm sein Verhalten im Spiegel des göttlichen Gesetzes ist. Aber ohne Zögern antwortet der Jüngling: »Meister, das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf.«

Ein eigenartiger Augenblick. Wie erstaunt werden die Jünger auf den Meister geschaut haben bei solcher Antwort voller Selbstherrlichkeit! Aber *Jesu Blick* umflorte sich nicht, sondern *hellte sich auf.* Ja, es flog, als er den Jüngling ansah, ein Strahl seiner tiefen, göttlichen Liebe zu dem jungen Mann hinüber. »Er sah ihn an und liebte ihn.« Das war kein Heuchler. Der ging aufrichtig auf Jesu Führung im Gespräch ein und gab sich, wie er war.

Jesus ließ ihm seinen Ruhm der Gesetzestreue und bezweifelte mit keinem Wort die Aussagen des andern. Jetzt ihn mit Blick auf die einzelnen Gebote auf Herz und Nieren zu prüfen, das würde nicht zum Ziel führen. Das hätte den jungen Mann nur in die Selbstverteidigung hineingetrieben. *So hilft man einem Menschen nicht weiter, indem man seine vermeintliche Tugend bezweifelt und ihn in die Selbstbehauptung hineindrängt.* In der Nachfolge Jesu werden dem Obersten die Augen bald aufgehen, und er wird Schritt für Schritt weitergeführt werden, bis er nach Gottes Vergebung verlangen wird.

Jesus wollte den jungen Mann gewinnen, und deshalb trat er ihm mit der zartesten Liebe nahe. Aus dem Blick des Meisters konnte der Oberste schon entnehmen, welche Seligkeit seiner in der Nachfolge Jesu wartete. Das strahlende Auge des Meisters wollte der Traurigkeit des Jünglings zuvorkommen. Er wollte mit seiner Liebe in dem nun folgenden Kampf von vornherein dem jungen Mann zur rechten Entscheidung helfen. Er hatte ihn lieb; deshalb bot er ihm seine Jüngerschaft an; *deshalb bot er sich selbst dem andern an:* »Folge mir nach!«

». . . so wirst du einen Schatz im Himmel haben«

Er hatte ihn lieb. Deshalb aber legte er auch seine Hand *fest an die innersten Ketten des reichen Jünglings* und rüttelte daran mit starkem Griff. Darum seine überaus scharfe Forderung: »Verkaufe al-

les, was du hast!« Aber auch dies wieder nicht ohne viel Liebe: »Gib es den Armen!« Er sollte sein Geld nicht wegwerfen. Jesus tat nicht, als ob sein Reichtum nichts oder gar etwas Schlechtes wäre. Nein, er sollte ihm ein Mittel sein, viel Not zu lindern und seine Nächsten wirklich zu lieben wie sich selbst. Mit diesem Blick auf getrocknete Tränen, auf getröstetes Leid, auf gelinderte Armut machte ihm Jesus die Entscheidung leicht. Welch tiefe, bisher nie gekannte Befriedigung dürfte das sein, wenn er seinen Reichtum dazu benutzen würde, Sonnenschein und Freude zu verbreiten!

Und dann fügt Jesus vielsagend hinzu: ». . . so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm, folge mir nach!« *Einen Schatz im Himmel!* Wenn der Reiche seinen ganzen Besitz fahren lassen muß, das ist in Jesu Augen kein großer Verlust. Er gönnt diesem lieben jungen Mann von Herzen den Schatz im Himmel, den Eintritt in das Reich Gottes, die Gemeinschaft mit der oberen Welt. Ein Schatz im Himmel! Das war für Jesus Wirklichkeit. Das war beides, eine Welt voll Glück und Reichtum, und zwar im Reiche Gottes, ein Zuhausesein in der Welt der Herrlichkeit.

Ein Schatz im Himmel, das ist für uns irdisch gesinnte und in das Sichtbare verflochtene Menschen so leicht ein windiges Wort, eine fragliche Sache. Im Himmel – das ist weit, weit weg; das liegt fern in der Zukunft! Ein Schatz im Himmel – dafür kann man sich hier auf Erden nichts kaufen. Davon hat man heute, jetzt, hier nichts in den harten Gegebenheiten unseres Lebens. *Der Himmel ist für die meisten Menschen keine Wirklichkeit,* sondern mehr eine Ausflucht, ein Verlegenheitswort, im besten Fall eine »letzte Hoffnung«, die aber keine Hoffnung ist. Jesus kommt der Mann nicht arm vor, der alles andere aufgibt, um nur den Schatz im Himmel zu erlangen, um Gottes Kind und Erbe zu werden und – *ihn* zu haben! Er weiß, was der besitzt, der Jesus hat, dem er als Helfer und Heiland die Hand reicht zum Weg in das ewige Leben. Darum dies furchtbar ernste Wort, diese gewaltige Forderung, dieser starke Riß der Retterhand an den Fesseln des Gebundenen. Jesus hat ihn lieb.

Es ist eine entscheidende Stunde. Der erfahrene Seelenkenner faßt den Mann, in dem ein heiliger Anfang eines Gotteswerkes war, *an seiner wunden Stelle.* Um das ewige Leben zu gewinnen, muß er sein irdisches Leben wagen. Der Kampfpreis ist diesen Einsatz

wert. So tritt die Probe an den Jüngling heran. Ein Anfang war da, aber er ist nicht durchgedrungen. »Eins fehlt dir«, sagt Jesus. Und mit diesem einen fehlte ihm alles.

»Eines fehlt dir«

Bei wie manchem Menschen gilt dasselbe Wort: *»Eins fehlt dir«*, und dies eine ist der Schlagbaum seines Lebens, über den er nie hinwegkommt; eine Sünde, an der er hängenbleibt, und er kommt unterwegs um. Die eine Sünde, das ist die Schlüsselstellung, die in das Kernwerk der innersten Burg seiner Seele führt, und weil er da nicht Ordnung geschaffen hat, ist das Licht der Freiheit Gottes nie in seiner Seele aufgegangen. *Eine Sünde,* das ist die Wetterecke seines Lebens. Weil er da gebunden ist, kommt von dorther immer aufs neue zerstörendes und vernichtendes Unwetter über die besten Anfänge eines inneren Erlebens mit Gott. *Eine* Sünde, das ist das Einfallstor des Feindes. Und weil dieser die Schlüssel zu dem Tor in Händen hat, ist der Mensch jeden Augenblick seinen Angriffen und tückischen Überfällen ausgesetzt. Mit einer Sache bleibt der Mensch in der Finsternis, und *die Finsternis reißt den an sich, der nicht ganz in das Licht hineintreten will.* Eines fehlt dir. »Brich durch! Es koste, was es will; sonst wird das arme Herz nicht still.« So sagt Jesus zu dem reichen Jüngling und zeigt ihm auch, wo er gebunden ist.

Da die einfache Erwähnung des Gesetzes den andern nicht in Unruhe gebracht hat, so deckt ihm Jesus jetzt seine verborgene Krankheit auf und rührt an das heimliche Geschwür seines Inneren. Seine Geldliebe, das ist seine Sünde. Aber er kennt sich selbst nicht und sieht nicht die dämonische Macht, die Satan durch das Geld auf ihn ausübt. Darum hilft ihm der Herr. Da der Buchstabe des Gesetzes ihn nicht erschüttert hat, legt er ihm den inneren Sinn der Gebote dar. Das ist also nicht etwas Besonderes, was Jesus von ihm fordert, nicht etwas über das Gesetz Hinausgehendes, nein, das heißt: das Gesetz halten. Das heißt für ihn: der Sünde den Abschied geben und ganz Gott dienen. »Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen!« Der junge Mann *hat sein Leben lang das erste Gebot übertreten* und hat neben Gott sein Geld, seinen Besitz angebetet. Er dach-

te, er wollte noch die letzte Hand der Vollendung an seine Tugend legen, sein schönes Haus noch mit einem letzten Verputz versehen, und er muß erkennen, daß ihm noch das Fundament fehlt, die klare Stellung zu Gott, die ungeteilte Hingabe an den Herrn in der Höhe. »Eines fehlt dir.«

»Er ging traurig davon«

»Er aber ward unmutig über das Wort und ging traurig davon, denn er hatte viele Güter.« *»Wie schnell hat der Jüngling diesen seligen Antrag ausgeschlagen!«*, sagt Johann Albrecht Bengel. Unmutig ging er fort. Hat er den Ruf nicht vernommen: »Komm, bleibe bei mir!« Hat er das Auge der Liebe nicht gesehen voll verhaltener Herrlichkeit, die ihm winkte? Hat er das Wort von dem Schatz im Himmel nicht vernommen? Nein, er hat nur das Wort gehört »verkaufe«, »gib«, »werde arm«. Er hat nicht auf Jesus gesehen und auf den verborgenen Schatz im Reich der Himmel, sondern nur auf seine vermeintlichen Verluste. Was alles und wen alles er aufgeben muß in der Nachfolge Jesu, das stellt der böse Feind einem Menschen in solcher Entscheidungsstunde immer groß und wichtig vor Augen. Und dann wälzt sich die Macht der sichtbaren Welt und aller ihrer Lockungen mit solchem Gewicht auf eine Seele, daß sie unmutig wird über der Forderung Jesu. *Das ist zuviel verlangt!* Das ist zu schwer! Das ist unmenschlich!

Ohne Worte geht er traurig fort, verstummt, der vorher so wortreich und gefällig reden konnte. Er weiß nichts zu sagen. Er ist betrübt. Das andere ist ihm doch lieber als Jesus und das Himmelreich. Jesus läßt ihn gehen. Er hält niemand mit Gewalt fest, der seinen Ruf ausschlägt.

Er ging traurig davon. Welche Marter und Qual, wenn ein Herz lange so in der Entscheidung steht zwischen der Liebe zur Welt und einem auf den Himmel gerichteten Sinn! Gott greift die Menschen an der Hand, um sie aus Sodom zu retten; aber sie sehen zurück und werden zur Salzsäule wie Lots Weib. Der Tod überfällt sie in ihrer Unentschlossenheit, während sie nach dem Weg des Lebens fragen, aber doch die Wurzel der Liebe zu den Dingen dieser Welt nicht aus ihren Herzen reißen können. Er ging traurig davon. Das wird das

ewige Geschick derer sein, die wie dieser reiche Jüngling nicht loskamen von ihren Sünden, und die der Heilandshand, die nach ihren Ketten griff, wehrten.

Traurig ging er davon, *nicht mehr sicher und hochgemut* wie vorher, nicht mehr in seiner Gerechtigkeit mit sich selbst zufrieden. Wer Jesus einmal so begegnet ist und ihn abgewiesen hat, der ist angeschossen von Gottes Pfeil, der ist verlegen, solange er lebt, verstummt und wortkarg, wenn auf diese Dinge die Rede kommt. Er kann nicht mehr harmlos tun, als wäre er auf rechtem Wege. Er weiß, daß es ihm fehlen wird an jenem Tage, weil ihm eins fehlt. Er hat sein Urteil in der Brust. Manche unter uns haben schon seit Jahren und Jahrzehnten, seit jener Begegnung mit Jesus, bei der sie ihm ausgewichen sind, keine Ruhe mehr, auch nicht einmal den scheinbaren Frieden der Selbstgerechtigkeit, sondern sie sind, kurz gesagt, – *traurig*. Nicht nur die Hölle, auch der Weg zur Hölle ist traurig, sehr traurig. Darum sind so viele verbittert und feindselig gegen Gottes Wort: Man kann doch nicht immer aufs neue sein Todesurteil hören; das hält keiner aus. Darum muß man dem Zeugnis Gottes aus dem Wege gehen. Ein trauriges Dahingehen! Da siehe du zu!

Unmöglich?

> Markus 10, 23–27: Und Jesus sah um sich und sprach zu seinen Jüngern: Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen! Die Jünger aber entsetzten sich über seine Worte. Aber Jesus antwortete wiederum und sprach zu ihnen: Liebe Kinder, wie schwer ist's für die, so ihr Vertrauen auf Reichtum setzen, ins Reich Gottes zu kommen! Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Sie entsetzten sich aber noch viel mehr und sprachen untereinander: Wer kann dann selig werden? Jesus aber sah sie an und sprach: Bei den Menschen ist's unmöglich, aber nicht bei Gott; denn alle Dinge sind möglich bei Gott.

»Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen!«

Traurig ging der reiche Jüngling von Jesus fort. Tief erschüttert von diesem Ereignis steht Jesus im Kreis seiner Jünger. »Und Jesus sah

um sich« (V. 23). *Diesen Blick haben die Jünger nie wieder vergessen.* Eine tiefe, ahnende Vorschau, wie es ihm, dem Heiland, gehen wird unter den Menschen, die ihn ablehnen und ihn dann hassen müssen, liegt darin – das führt zu seinem Kreuz – eine Welt von Weh und enttäuschter Liebe, ein heimliches Beben der Trauer über einen Menschen, der an seinem ewigen Heil vorübergeht und seinen Heiland von sich weist.

Jesus sah um sich und sprach zu seinen Jüngern: »Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen!« »Die Jünger aber entsetzten sich über seine Worte.« Sie brachten kein Wort heraus; aber ihre Blicke sprachen beredter als viele Worte. Der Schauer einer Ewigkeitsstunde hatte sie ergriffen. Diese Blicke forderten, wiewohl sie stumm waren und nichts sagten, eine Antwort. Jesus antwortete wiederum und sprach zu ihnen: »Liebe Kinder, wie schwer ist's, daß die, so ihr Vertrauen auf Reichtum setzen, ins Reich Gottes kommen! Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.« »Sie entsetzten sich aber noch viel mehr« – und brachten immer noch kein Wort an ihren Meister heraus. Aber untereinander zuckten sie die Achseln: »Wer kann dann selig werden?«

»Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen!« Ja, kann uns denn das Äußerliche so unrein machen? Hängt denn die Sünde so an dem, was ich besitze? Laßt uns wohl darauf achten, daß der Herr nicht das Geld tadelt, sondern die falsche Stellung des Menschen zum Gelde: »die auf Reichtum ihr Vertrauen setzen«!

Geld ist in dieser Welt notwendig. Geld ist Gottes Gabe für uns, damit wir leben können. Besitz ist nicht Unrecht. Jesus hat durchaus nicht allen Reichen geboten, ihre ganze Habe zu verkaufen und den Armen zu geben. *Es kommt auf die Stellung zum Gelde an,* ob das Geld uns zum »Mammon« wird, zum Götzen, der uns beherrscht und unser Leben und Denken regiert, ob unser Besitz uns hat oder wir ihn. Deshalb ist es unrecht, immer vom »Mammon« zu reden, scherzhaft, leichthin, wenn man vom Gelde spricht. Wir dürfen das Geld nicht einfach den Mammon nennen, etwa den »elenden Mammon«. Das Geld ist nichts Elendes. Es ist oft genug der Gesprächsstoff eines betenden Herzens vor Gott. Das Wort

»Mammon« paßt in keinen Scherz hinein, so wenig wie der Teufel in einen Scherz paßt; denn in Jesu bekanntem Wort steht der Mammon an Stelle des Teufels, weil das Geld solche bezaubernde und berauschende Macht ausübt und das Herz des Menschen in der Sünde gefangennimmt. Wenn wir dem Mammon dienen und an unseren Besitz das Herz hängen, dann trifft uns das Wort des Herrn: »Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen!«

Das Wort hat seine Bestätigung gefunden durch die Jahrhunderte. Es ist wohl zu beachten, daß gerade am Geld und Besitz dieser edle junge Mann zuschanden wurde. Die Liebe zum Geld hat dem Heiland einen von seinen Jüngern aus seinem engsten Kreis geraubt, das verlorene Kind, und machte es zu einem Dieb, ja zu einem Teufel. In der ersten Gemeinde hat sich die Sünde ihr Heimatrecht erschleichen wollen, indem sie mit dem Geld einige Herzen betrog: Ananias und Saphira. Und ähnlich ist es gegangen in allen Zeiten der Geschichte der Gemeinde.

In diesem Wort unseres Heilandes liegt für uns alle eine ernste und durchdringende Mahnung, daß wir doch auf der Hut sein möchten gegen jede innere Gebundenheit durch irdisches Gut, ob es nun viel oder wenig sei, da uns der Blick auf Gott und sein himmlisches Reich verdunkelt wird durch die dämonische Macht, die im Geld und im Besitz steckt, so daß wir unser Vertrauen setzen und unser Dasein gründen nicht auf den lebendigen Gott, sondern auf das Geld. Von hier aus kommt in das Herz der Kinder Gottes so leicht auf der einen Seite die Selbstsicherheit des Mannes, der sein Auskommen hat, und auf der andern Seite der Sorgengeist, der nur noch mit Tarif und Gehalt und Pension, mit Konjunktur und Wirtschaft rechnet und den lebendigen, allmächtigen Gott nicht mehr sieht.

Solche Knechtschaft unter der Macht des Besitzes ist nicht gebunden an viel Geld. Als die Jünger dieses ernste Wort des Meisters vernahmen, haben sie nicht gesagt: »Nun denn, so können wir uns ja freuen, denn wir sind arm, wir sind also nicht in Gefahr.« Nein, ihr Wort: »Wer kann dann selig werden?« zeigt es deutlich, daß es ihnen ganz klar war, wie sie alle durch diese Mahnung ihres Herrn getroffen wurden, obwohl sie nur wenig besaßen oder nichts. Es gilt

dieses Wort also nicht nur den Reichen – dann wäre es heute ja nur für wenige Leute da. Als ob die Armen nicht ebenso ans Geld gebunden sein könnten! Mancher mit einem Millionenbesitz ist mehr von seinem Geld gelöst als ein anderer, der einen Strumpf mit etlichen Talern irgendwo verbirgt. Den Jüngern ist auch klar, daß nicht das Geld der einzige Fallstrick ist, durch den ein Mensch seine Seele verlieren kann. Aus Jesu Wort hören sie klar und deutlich die Warnung vor mancherlei Gebundenheit an die Macht der sichtbaren und sinnlichen Welt. Da ist der Boden bereitet, daß Jesus das Gespräch in die letzte Tiefe führen kann.

»Wer kann dann selig werden?«

So fragen die Jünger. Der Anblick des aufrichtigen, feinen jungen Mannes, der so traurig wegging, hat ihnen einen tiefen Eindruck gemacht. *Wenn der Herr den gehen läßt, ja, wer soll dann selig werden?* Jesus muß sowohl zu dem reichen Jüngling, als auch hernach zu seinen Jüngern mit vielsagendem Blick und mit großer Vollmacht gesprochen haben. »Sie entsetzten sich aber noch viel mehr.« *Da gehen ihnen alle natürlichen Wege zum Himmel zu, und sie sind tief erschrocken.* Wie *schwer* ist es, sagst du, Meister? *Nicht so leicht?* Nein, wenn es so ist, dann kann *niemand selig werden. Ja, sagt Jesus, nun habt ihr mich verstanden, »bei den Menschen ist es unmöglich,* aber nicht bei Gott; denn alle Dinge sind möglich bei Gott«. Will der Heiland mit diesem Text andeuten, daß der reiche Jüngling doch noch zurechtkommen wird? Ist es ein Rückzugsgefecht? Eine Verlegenheitsauskunft? Gott wird ihn doch noch retten? Nein, und abermals nein! Davon ist nichts angedeutet.

Der Herr will mit diesem Wort in keiner Weise die Wichtigkeit der eben gefällten Entscheidung abschwächen. Es kommt auf die richtige und klare Entscheidung für Gott an, und davon hängt eines Menschen ewiges Heil oder Unheil ab. Es kommt an auf einen Bruch mit jeder erkannten Sünde, auf ein heiliges Wollen, wenn Jesus ruft. Daß der Jüngling nicht durchbrach, war nur eine Auswirkung davon, daß er überhaupt seine Lage nicht in ihrem ganzen Ernst erblickte. Er glaubte, das Gesetz mit seiner eigenen Kraft gehalten zu haben. So stand er jetzt vor der Aufgabe, auch diese

»übermenschliche« Forderung zu erfüllen mit seiner eigenen Kraft. *Da konnte nur ein Wort fallen:* unmöglich! »Herr, was du da von mir forderst, das kann kein Mensch.« Von da aus wäre der Weg nur kurz gewesen zu dem nächsten Wort: »Wenn das heißt, das Gesetz halten, dann ist es unmöglich, bei Menschen unmöglich, gut zu sein und Gottes Gesetz zu erfüllen.« Und dann war der Weg noch kürzer zu dem letzten Schrei: »Ich bin verloren, Herr, hilf mir!« »Niemand ist gut als Gott allein.« Und niemand kann selig werden und niemand in Gottes Reich eingehen und das ewige Leben ererben, niemand. Alles, was ich bisher darüber dachte, war nach menschlicher Weise gedacht. Ich fand es nicht leicht, das alles zu erfüllen; aber ich mühte mich nach Kräften. Aber das war ja alles umsonst. Es handelt sich um Gott und um mich, um den dreimal Heiligen und um den Sünder mit den tausend Fesseln seiner Gebundenheit. *Unmöglich!* Sie können nicht zusammenkommen.

»Alle Dinge sind möglich bei Gott«

Wenn einer zu diesem »unmöglich« hindurchgedrungen ist, *dann beginnen Gottes Möglichkeiten.* Wäre der reiche Jüngling nicht unmutig, traurig weggegangen, sondern wäre er wie die Jünger entsetzt gewesen, entsetzt über den Abgrund, an dem er wandelte, über die Tiefe der Sünde, die sich in seinem Leben zeigte, über die Härte der Gebundenheit, in die auch ein gottesfürchtiges Herz geraten kann – wäre er an sich selbst zuschanden geworden und hätte nachgegeben, seine Sünde und Gottesferne bekannt, als Jesus sie ihm durch seine Forderung klarmachte, dann hätte Jesus ihm helfen können.

Er ging fort. Er wählte weiter den Weg, »so gut wie möglich« Gottes Gesetz zu erfüllen. Er blieb in menschlichem Mühen und in der Werkerei, in den Kompromissen, in den Halbheiten stecken. Nein, so ist es unmöglich, in das Reich Gottes zu kommen; denn niemand ist gut und kann vor Gott bestehen. Wem aber über der Offenbarung seiner Gebundenheit der Blick aufgegangen ist in die dämonischen Mächte der Sünde, in die Gewalt des Satans, der uns in seinem Strick gefangenhält zu seinem Willen, dem kommt darüber ein Entsetzen, ein Entsetzen über sich selbst: »Herr, hilf mir, ich verder-

be!« Es geht ja nicht um ein bißchen mehr oder weniger guten Strebens, um einen Grad höher oder tiefer in meinem frommen Werk, hier muß *etwas ganz Neues,* etwas ganz anderes, Göttliches mir geschenkt werden. Wer so aus der Tiefe schreit, der soll erfahren, daß alle Dinge möglich sind bei Gott, auch das schwerste Ding, das unmöglichste, daß Sünder selig werden. Da geht einem Menschen über dem Zusammenbruch seiner eigenen Kraft und Güte die Sonne der Gnade auf. Gott nimmt sich meiner an. Der Allmächtige legt seine Hand an meine Ketten. Die Gnade will mich zum erwünschten Ziele führen.

Nicht, als ob mich das nun nichts mehr anginge und ich mich sorglos diesem Gedanken überlassen könnte, nein, ich weiß, ich komme nicht durch, unmöglich, aber wenn und weil Gott die Hand seiner Gnade um mein Leben gelegt hat, darum komme ich durch. Er läßt das Werk seiner Hände nicht fahren. Darum will ich aufstehen aus meiner Sünde. Darum will ich lauschen auf meines Meisters ernstes Wort darüber, wie ich das ewige Leben ererben kann. »Eines fehlt dir!« Herr, zeige mir dies eine! Hilf mir an diesem einen entscheidenden Punkt meines Lebens, auf den jetzt, *jetzt* alles ankommt, und dann auch in den andern Nöten! Wenn ich auf mich selbst gestellt bin, dann ist die Sache hoffnungslos und unmöglich; aber weil ich deinen Schritt in meinem Leben vernehme und deinen Griff an meinen Ketten spüre, darum, weil du in mir wirkst das Wollen und das Vollbringen nach deinem Wohlgefallen, darum will ich meine Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern, will ich brechen mit der erkannten Sünde und mich aufmachen zum Kampf und zum Lauf und dir mich selbst und mein Alles ergeben: »Für einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz!«

Wie einer sehend wurde

Markus 10, 46–52: Und sie kamen nach Jericho. Und da er aus Jericho wegging, er und seine Jünger und eine große Menge, da saß ein Blinder, Bartimäus, des Timäus Sohn, am Wege und bettelte. Und als er hörte, daß es Jesus von Nazareth war, fing er an zu schreien und zu sagen: Jesu, du Sohn

> Davids, erbarme dich mein! Und viele bedrohten ihn, er sollte stillschweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich mein! Und Jesus stand still und sprach: Rufet ihn her! Und sie riefen den Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, stehe auf! Er ruft dich! Und er warf seinen Mantel von sich, sprang auf und kam zu Jesus. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was willst du, daß ich dir tun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Rabbuni, daß ich wieder sehen kann. Jesus aber sprach zu ihm: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsbald konnte er wieder sehen und folgte ihm nach auf dem Wege.

»Da saß ein Blinder am Wege«

Es ist des Schreiens viel auf dieser Welt, vom ersten Schrei der Eva an, als sie ihren blutigen Sohn, von Bruderhand erschlagen, zu ihren Füßen liegen sah – bis auf den letzten entsetzlichen Schrei, mit dem einmal am Jüngsten Tage diese Erde sterben wird.

Es ist viel Not auf dieser Erde seit den Tagen des Noah, den sie »Noah« nannten; »denn er wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf der Erde, die Gott verflucht hat« (1. Mose 5, 29), und sie hatten sich doch so sehr getäuscht; denn zu seiner Zeit gerade kam die große Flut – xis auf den Tag, da diese Erde und die Werke, die darauf sind, mit Feuer verbrennen werden.

Gott sieht all diesen Jammer, und er hört das Schreien, und ihm geht all das Elend nah, das sich die Menschen zugezogen haben durch ihre Sünde. Aber sein Ohr lauscht besonders auf *einen* Ton: Ob aus all diesem Schreien und dieser Not heraus sich ein Notschrei zu ihm finde von Menschen, denen die innerste Not hineingeschlagen ist in ihr Schreien: die, da ihnen in Schuld und Sünde alle Wege ausgegangen sind, einen Weg suchen zu einem Heiland, einen Schrei tun nach einem Erretter.

Ob sich solcher Notschrei unter uns findet? Ich möchte suchen, ihn zu wecken durch diese Geschichte von dem Blinden, der sehend wurde, sie soll ein Gleichnis sein dafür, wie Jesus, der hier zeitliche Not heilte, ewiges Leid der Seele stillt.

Oder ist der Blinde nicht ein treues Bild derer unter uns, die noch nicht zur Ruhe gekommen sind in ihrem Gott? Er war *bettelarm,* doppelt arm deswegen, weil er nicht einmal wie andere sich erquik-

ken konnte an den Schönheiten der Schöpfung Gottes, und er konnte sich nichts verdienen. Er saß immer im Dunkeln wie in einem Käfig, immer nur mit sich allein und allein mit seinem Kummer. Der saß ganz nahe bei ihm. Er konnte ihn immer fühlen. Er konnte ihn nie vergessen.

Solche Blinde sind auch unter uns. Sie sind so arm! Sie haben die Welt gesehen, vielleicht mehr als gut war, und können von viel Schönem berichten, das ihr Auge schaute. Aber sie sind blind für die Welt der Ewigkeit, der unsichtbaren Dinge. Sie haben noch nie ihren Heiland gesehen, nie gesehen die Herrlichkeit Gottes auf dem Angesichte Jesu Christi. Sie haben nie gesehen das Kreuz von Golgatha als *ihres* Heilandes Kreuz, haben nie geblickt durch den Horizont dieser armen engen Welt auf das herrliche Erbe der Kinder Gottes. Wie arm sind sie!

Das läßt man freilich andere nicht merken. Aber in der Einsamkeit, da sitzen sie wie in einem dunklen Kerker, und ganz nahe bei ihnen hockt ihr Jammer, harter Jammer, gebranntes Herzeleid: Kein Glück kein Friede über all den Anklagen des Gewissens, kein Lied! Ja, vielleicht früher mal ein Lied, das ist gestorben, erloschen und verglommen unter der Asche von viel Sünde und Schuld, die sich darauf gelegt hat seither. Und keine Hoffnung!

Ja, solcher sind viele unter uns. Junges Volk, junge Mädchen und junge Männer, lachend und vergnügt und doch weinend und tief, tief traurig, wenn ihre Seele sie besucht im Kämmerlein und sie mit großen, bangen Augen anschaut. Männer und Frauen auf der Höhe des Lebens, treu und fleißig für ihr Haus besorgt. Aber manchmal legen sie müde die Hände ineinander und setzen sich nieder mit der Klage: »Was soll all der Schmerz, die Lust? Es ist doch alles nichts.« Und alte Leute, ganz langsam, ganz allmählich und unbemerkt alt gewordene Leute. Gibt es einen wehmütigeren Anblick, als alte Leute zu sehen, die immer in die Vergangenheit schauen und immer von der Vergangenheit reden, weil sie Angst haben vor der Zukunft?

»Immer enger, leise, leise
ziehen sich des Lebens Kreise,
schwindet hin, was prahlt und prunkt.
Schwindet Hoffen, Hassen, Lieben,

und ist nichts in Sicht geblieben
als der letzte dunkle Punkt.«

Solcher armen Blinden sind viele unter uns, und auch darin gleichen sie jenem Bartimäus: Sie sitzen an dem Wege, auf dem Jesus vorübergeht. Ja, an *dem* Wege sitzt ihr hier, und ihr habt ihn oft vorübergehen hören, seinen Schritt, seine Stimme vernommen und die Jubellieder derer, denen er ihr Heiland geworden war. Und auch heute – hier – geht Jesus von Nazareth vorüber. Es ist eine Stunde der Gnade, wenn von ihm geredet wird.

». . . *fing er an zu schreien*«

»Und als er hörte, daß es Jesus von Nazareth war, fing er an zu schreien und zu sagen: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich mein!« Blinde sind feinhörig. Alle die Schritte, die vielen Stimmen! Das ließ dem Mann keine Ruhe. Er fragte und hörte, daß es der große Arzt und Rabbi sei. Da schrie er.

Er schrie, denn er kannte seine Not und ihre Größe. So blind war er doch nicht, *daß er nicht gewußt hätte, man kann auch sehend sein.* Wie viele sind unter uns innerlich so arm, daß sie ihre Armut nicht einmal mehr merken! Wie blöde Kinder mit Glasperlen und Kieselsteinen spielen, so freuen sie sich an den toten Lichtern dieser Welt und ihren armen Schätzen, und als Tote fühlen sie nicht einmal ihren Tod.

Er schrie, denn er wußte nicht nur von seiner Not, sondern hatte auch nach einem Arzt gefragt. Und nach allem, was er von Jesus gehört hatte, war ihm das eine klar: *Dies Auge muß auf mich sehen, dann werden meine Augen heil.* Wenn diese Hand sich auf mein Elend legt, dann sind die Tage meines Jammers vorbei. So mag manch einer unter uns nicht nur es ahnen und fühlen, sondern es auch wissen, und hat ein Zeugnis in der Brust, das ihm sagt: Jesus, das ist der eine, wenn ich den hätte, dann wäre mein Friede groß.

Er schrie, denn er war *nicht zu stolz,* als Bettler zu Jesus zu kommen. Seine Blindheit konnte ja jeder sehen, an seiner Armut war nichts zu verbergen, drum scheute er sich nicht, sein Elend dem Heiland entgegenzuschreien, und warf sich dem Königssohn in den

Weg mit seinem Ruf: O Herr, ein Strahl deiner Herrlichkeit nur, ein Brosamlein von deinem Königstisch, erbarme dich meiner!

So arm, so demütig, so ganz als Bettler müßt ihr zum Heiland kommen. Wenn dies eine ihr erkannt habt: »Sünder bin ich, ja, das weiß ich, ein geborener Jesusfeind«, dann laßt auch dies eure Bitte sein: »Brüder, sagt, o sagt mir fleißig von dem Armensünderfreund.« Laßt euren Stolz fahren! Ja, es wär' zum Weinen, wenn kein Heiland wär'. Aber Jesus von Nazareth geht vorüber. Drum schreit und werft euch ihm vor die Füße: Herr, laß mich nicht liegen, gehe diesmal nicht wieder an mir vorbei, erbarme dich mein! *Aufs Schreien kommt's an.*

»Und viele bedrohten ihn«

»Und viele bedrohten ihn, er sollte stilleschweigen.« Da waren Leute, *die wollten nicht, daß Jesus diesen Königsnamen trage:* Du Davidssohn. So ist es immer gewesen, wenn ein Jüngerjubel durch die Lüfte scholl: »Hosianna, dem Sohne Davids«, daß selbst die Steine an sich halten mußten, daß sie nicht mit aufschrien, dann sah man verkniffene Pharisäergesichter und entrüstet zusammengeraffte Mäntel der Schriftgelehrten: »Meister, strafe doch deine Jünger!« Und wenn heute ein Sünder nach dem Heiland schreit, dann hört man dieselben Stimmen: »Was wollt ihr immer mit eurem Jesus?« Der Name ist ihnen ärgerlich, man stößt sich daran. »Redet doch von Gott, dem lieben Vater im Himmel.« Ach, sie verstehen nicht, wie einem verlangenden Sünderherzen Jesus über alles geht, und wie all das Dürsten nach Gott, dem lebendigen Gott, sich ihm zusammenfaßt in dem Schrei nach dem Heiland Gottes.

Und da waren wohl noch andere, die ihn bedrohten. *Die stille Stunde wurde gestört durch dies aufgeregte Schreien.* Denn der Mann rief nicht, er schrie! Was ist das für ein Geschrei! Ist es denn so schlimm? Und diese Stimmen hört man auch heute. »Ist es denn so schlimm, daß ihr so schreit und weint? Es klingt ja fast, als ob ihr nicht mehr leben könntet ohne Jesus.« Und dann reden sie von Aufregung und von Schwärmerei, von unnüchternem Wesen. Ach, wenn jene die Augen des Blinden gesehen hätten! Auch blinde Augen können einen anblicken. Da, wo statt des Lichts und des Feuers

die Leere sitzt, da schaut es uns an, o so traurig, daß man das Auge des Augenlosen nie wieder vergißt. Und wenn die Leute, die suchende Seelen beschwichtigen wollen, etwas wüßten und kennten von der Not der Sünde und einem gequälten Gewissen, sie würden nicht mehr fragen: »Ist es denn so schlimm?« und nicht mehr reden von Aufregung und Schwärmerei, wenn es Menschenkindern darum geht, dem ewigen Verderben zu entfliehen.

Vielleicht haben *auch einige Jünger des Herrn Jesu* den Blinden zu beruhigen gesucht. Sie waren wohl gerade in einem tiefen Gespräch mit dem Meister über die Geheimnisse des Reiches Gottes. Nun schreit der Mann dazwischen und stört sie. Sie wissen es: jetzt bleibt der Meister stehen und ist nur noch für ihn da. Vielleicht sind auch unter uns einige, die so sehr in stillen Stunden im Bruderkreis nur auf die eigene Erbauung sinnen, daß es sie fast stören würde, wenn einmal dies Schreien nach Jesus ausbräche. Oh, gebe Gott, daß unsere stillen Bibelbesprechstunden wieder einmal unterbrochen würden durch solches Weinen, das nach Jesus weint! Wir würden uns freuen, so wie sich auch die Jünger dort hernach über des Bartimäus Augenlicht gefreut haben.

Alle die Leute wollten *sich zwischen Jesus und den Blinden stellen,* und zwischen Jesus und den Sünder stellen sich auch heute alle die, die ich eben nannte. Alle die Eltern, die in ihren Kindern das erste Fragen nach dem Heiland unterdrücken und ersticken, weil sie fürchten, sie könnten »fromm« werden. Alle die Kameraden, die über den einen aus ihrem Kreise spotten, der sich nicht mehr genügen lassen will an den Dingen dieser Welt und nach einem anderen Frühling suchen geht und nach ewigem Frieden. Alle die Ratgeber, die den erweckten Seelen gut zureden: »Das gibt sich wieder! es ist nicht so schlimm«, und sie sprechen doch nur so, weil das Suchen der anderen sie selbst innerlich verklagt. Sie alle stellen sich zwischen Jesus und die suchenden Seelen. Furchtbare Verantwortung! Ich will nur ein Wort sagen: Ihr seid die Leute, von denen Jesus spricht, es wäre euch besser, daß ein Mühlstein um euren Hals gehängt würde und ihr würdet versenkt im Meer, da es am tiefsten ist! Dann wäre Hoffnung, daß ihr nie wieder hervorkämet. Nun aber werdet ihr Antwort geben müssen an jenem Tag über die Seelen, die ihr irregemacht habt auf ihren Wegen zu Jesus.

»Er aber schrie viel mehr«

Oh, das lesen wir gern. Wir werden erleichtert. Er aber schrie viel mehr! Ja, ihr sehenden, gesunden Leute, ihr könnt dem Heiland nachwandern, ihr könnt ihn alle Tage haben. Ihr habt gut reden. Aber für mich gilt es: *Jetzt oder nie.* Heute ist Jesus an meinem Weg. Und er schrie viel mehr. Und ihr, die ihr gerne zum Frieden kommen möchtet, es gilt: heute oder nie, ihr dürft euch nicht irremachen lassen, ihr dürft nicht stille sein, bis Jesus stillesteht bei euch.

»Und Jesus stand stille und ließ ihn rufen«

Jesus kann nicht vorübergehen, wenn einer nach ihm schreit. Er »muß heute in diesem Hause einkehren«. Ihn stört es nicht, dies Schreien, es ist ihm wunderbare Musik. Dem Schreien war er nachgegangen, als er aus des Vaters Haus zur Erde stieg. Ihm war es nicht lästig, einen Aufenthalt zu haben, denn sein ganzer Aufenthalt auf dieser Erde galt ja nur den Mühseligen und Beladenen. Er ließ den Blinden rufen.

Wunderbarer Augenblick! Es lohnt sich drum! Schreien, bis Jesus stillesteht! Da rauschen all die vielen Schritte nicht mehr, da verstummen all die Stimmen, die dich irremachen wollten, da merkt der Blinde selbst, trotz seiner Blindheit, daß Jesus ihn jetzt ansieht und sich um seine Not kümmert. Wie war es doch, ihr Brüder, als wir zum Heiland kamen und das Kämmerlein wurde zu einem heiligen Zelt der Zusammenkunft? Und es ward eine Stille, und wir wußten es: jetzt ist Jesus da für mich, hat Zeit für mich und macht sich zu schaffen mit meiner Not. Er hat es nur mit mir, ich habe es nur mit ihm zu tun.

Da kann man das Wort wohl verstehen: *»Sei getrost!* stehe auf, er rufet dich.« Noch ist der Mann blind und soll doch getrost sein? Ja, es ist schon Grund, die Angst fahren zu lassen, wenn Jesus ihn ruft. Das möchte man auch manchem zurufen, der gejagt von seiner Not nach dem Heiland schreit: nun sei getrost, er ist da, er wartet auf dich. Es ist ein wunderbar lindes Wort: sei getrost! Es ist wie der Wächterruf des Morgensterns, der einem sehr hellen Tag voran-

geht: »Hoch oben Sonnenglockenklang, die *Sonne, Sonne kommt,* die Nacht war lang.« Es ist wie das erste Schneeglöckchen im Winterschnee: Nun muß sich alles, alles wenden! Mehr als das, es ist wie eine mütterlich tröstende Stimme, die dir zuspricht: »Der Mann wird nicht ruhen, er bringe es denn heute zu Ende« (Ruth 3, 18). Sei getrost, er ruft dich. Und wenn du nichts weiter weißt und bisher hast, so danke ihm schon dafür, daß er dich ruft.

Aber dann *steh auf!* »Sei getrost, *stehe auf,* er ruft dich.« Wenn der Bettler nicht aufgestanden wäre, so wäre er blind geblieben. Mir scheint, unter uns sind viele, die sind einmal gerufen worden und haben den Trost gefaßt, daß Jesus ihr Heiland sein wollte, und sind doch nie, nie zu ihm gekommen. Bis heute nicht. Sie haben nie den letzten Schritt getan! Die können nicht getrost sein und wissen es auch.

». . . *und kam zu Jesus*«

»Er aber warf seinen Mantel von sich, *sprang* und kam zu Jesus.« In Eile und Freude sehen wir den Bartimäus stolpern und tasten. Und über seinem Haupt ein einziges Losungswort: Nur hin zu Jesus! Wollt nicht auch ihr aufstehen und zu Jesus gehen? Und wenn du auch dein Kleid und dein Geschäft und deine Hantierung für einen Augenblick aus der Hand legen und vielleicht manches sogar einbüßen mußt – das kannst du alles später wieder in Ordnung bringen: Dir soll nichts mangeln. Aber stehe auf! Und nun wird's ernst. Aufstehen, das heißt brechen mit lieber, süßer Sünde und böser Gewohnheit. Aufstehen, das heißt fahren lassen die Welt und ihre Lust, einmal für immer und nicht auf Widerruf. Aufstehen, das heißt verlassen die Kameraden, die dich von Jesus abhalten wollen: Ich kann euer Freund nicht länger sein, es sei denn, daß wir uns wiederfinden zu Jesu Füßen. Aufstehen! So kommst du zu Jesus.

Und *er kam zu Jesus.* Und wie hat der Herr ihm geholfen! Er fragte ihn: »Was willst du, daß ich dir tun soll?« Eine eigenartige Frage. Jesus wußte, was dem Blinden fehlte. Aber was der Herr mit seiner Frage erreichen wollte, das hat er erreicht. Es wurde offenbar: Ja, der Blinde glaubte an Jesu Heilandsmacht. »Rabbuni, daß ich sehend werde!« Ein Schrei aus der Tiefe in die Höhe hinauf, ganz in die Höhe; damit warf er sich an des Meisters Herz – »daß ich sehend

werde«. Das war eine ganz *bestimmte Bitte.* Nicht mehr und nicht weniger, nichts drum herum und keine Redensart! Seine Not gestellt in das Licht der Allmacht des Herrn! Da fing der Glaube Funken: Herr, daß ich sehend werde!

Eine Riesenbitte und doch das eine, das er wenigstens haben mußte, sonst blieb er blind. *Mit weniger kam er nicht aus.*

Und unsere Bitte, wenn wir zum Heiland kommen? Ein Schrei aus der Tiefe unserer Schuld nach dem einen, nach der Vergebung der Sünde. Herr, daß ich sehend werde! Und wo willst du hin mit solchem Schrei? Es gibt einen Ort, da werden Augen aufgetan, es gibt einen Berg, da nimmt Gott die Hüllen hinweg von dem Angesicht der Menschen, daß sie Zions Herrlichkeit schauen (Jes. 25, 7). Komm! Ich will dich führen auf jenen stillen Hügel Golgatha, und dann will ich beiseitetreten, denn das geht dich ganz allein an. Aber nun sprich, stoß aus deinen Schrei. Jetzt geht es drum. Bitte um das eine, das Riesengroße, *aber mit weniger kommst du nicht aus.* Tritt hin vor den gekreuzigten Heiland: »Unrein, Herr, flieh ich zu dir, wasche mich, sonst sterb ich hier.« Und dann schau hin auf den, den uns Gott gemacht hat zum Tilger unserer Schuld, solange, bis er auch dir sagt – und das Wort wird dir nachklingen in Ewigkeit –: »Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.« Dann geht dir die Sonne auf, und deine Seele ist genesen. »Und alsbald ward er sehend.«

»Und folgte ihm nach auf dem Wege.« Das ist dann ein getrostes Wandern durch diese Zeit mit all ihrer Mühe und ihren Tränen. Sehenden Auges, auf Jesus schauend, der vorangeht.

Und wie geht die Geschichte weiter? Sie geht noch weit. Die Entwicklung der Menschen geht weiter durch den Horizont dieser Welt hindurch bis in die Ewigkeit, und es geht geradlinig nach dem Gesetz von Saat und Ernte. Die hier dem Heiland fern waren, werden ihm dort nicht auf einmal nahe sein, und Torheit ist all das Gerede der gleichgültigen Leute, daß sie doch auch einmal »hoffen, in den Himmel zu kommen«. Jesus von Nazareth ging auch an ihrem Hause vorüber. Jetzt ist er vorbei. Sie sind blind geblieben, und immer dunkler wird ihr Leben. Und zuletzt: Äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappen! Das ist gewißlich wahr.

Und die anderen? Die Leute, denen die Augen aufgetan sind? Wie

ahnungsvoll drückt es der treue Knecht des Herrn, der Däne Kierkegaard, in dem Spruch aus, den er sich selbst auf den Leichenstein gedichtet hat: »Noch eine kurze Zeit, dann ist's gewonnen, dann ist der ganze Streit in nichts zerronnen, dann darf ich laben mich an Lebensbächen und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.«

Und zwischen heute und dem Land der Herrlichkeit, da, wo der Weg sich senkt, die Nebel ziehen und die Wolken liegen? Ja, es werden sich unsere Augen noch einmal schließen im Sterben. Aber was ist die Sterbestunde der Kinder Gottes? Wir sagen es in Ehrfurcht und doch mit freudigem Glauben: Ja, im Sterben werden auch Gottes Kinder für diese Erde ganz, ganz arm und blind. Aber wie wird es sein, wenn wir die Augen wieder aufschlagen am anderen Ufer? *»Sonne, die durch Wolken bricht.«* Ein ewiger Morgen, der große, große Sonntag in unsers Vaters Haus! Die Erfüllung der Bitte: Herr, daß wir sehend werden! Daß wir dahin kommen, daß wir dort mit allen Frommen schau'n dein holdes Angesicht!

Licht und Finsternis

> Johannes 3, 19–21: Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht zu dem Licht, auf daß seine Werke nicht an den Tag kommen. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt zu dem Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan.

Das Licht ist in die Welt gekommen

»Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.«

In diesem uns so lieben und bekannten Vers berühren sich Himmel und Hölle. In ihm werden wir vor die gewaltige Entscheidung gestellt zwischen dem ewigen Leben und dem Verlorenwerden.

In diesem Vers steht auch vor unserem Auge das Ineinander des Handelns Gottes und des Anteils des Menschen an der Sache seines

Seligwerdens. Gott liebt und gibt, der Mensch glaubt. *Gott wirkt unser Heil, aber der Mensch ist mit dabei.* Wer nicht glaubt, der wird verloren werden.

Immer wieder wacht bei solchen Worten die Frage auf, wie es miteinander vereinbar ist, dies Wirken Gottes, das doch allein uns rettet, und dies Nehmen, von dem doch für den Menschen alles abhängt. Wie kommt es, daß nicht alle Menschen selig werden, wenn Gott *doch die Welt* also geliebt hat?

Vielfach ist solches Fragen müßiges Spiel, auf dem kein Segen ruhen kann; manchmal ist es aber auch einem Menschen zum Hindernis auf dem Weg zum Glauben, weil er von der Vorstellung beherrscht wird, daß er durch irgendeinen Spruch oder eine Verordnung Gottes von vornherein vom Heil ausgeschlossen sei. Ich möchte deshalb über diese Dinge einmal reden, damit ganz klar zutage tritt, wo die Entscheidung in diesen alles entscheidenden Fragen liegt.

Dies eine sagt uns Jesus in dem vorliegenden Abschnitt ganz klar: *Gott ist nicht schuld,* wenn Menschen verlorengehen. Die Welt, in der die Finsternis seit dem Sündenfall durch Schuld der Menschen sich auswirkt, ist von Gott geliebt mit ewiger Liebe. Er hat als seine Gnadengabe in die Finsternis hinein das Licht gesandt. Damit kam freilich die Scheidung in die Welt, die Scheidung zwischen Licht und Finsternis.

Ehe Gottes Licht leuchtete, war alles dunkel. Die Menschen wußten nicht einmal, was gut und böse war. Als Gott seine Wahrheit offenbarte durch sein Gesetz und durch seinen Sohn, da kam das Licht in die Finsternis. Da brach auch in der Menschheit die gewaltige Kluft auf, daß die einen selig werden und die anderen verlorengehen.

Aber so wahr *die Sonne nicht scheint,* damit es *Schatten* gibt, sondern daß es *hell* werde, so kann Jesus sagen, daß Gott seinen Sohn *nicht* gesandt hat in die Welt, *daß er die Welt richte,* sondern *daß die Welt durch ihn selig werde.* Wenn die Sonne scheint, so gibt es allerdings Schatten, dadurch nämlich, daß sich Körper der Sonne entgegenstellen und ihr Licht nicht durchdringen lassen. So gibt es auch Gericht, seitdem das Licht gekommen ist in die Finsternis der Welt, dann nämlich, wenn sich Menschen dem Licht entziehen und wi-

dersetzen. Dann bleibt für sie nur die Finsternis in Zeit und Ewigkeit. Darum kann Jesus, wenn er auf diese Auswirkung seiner Erlösungstat schaut, sagen: »Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist.« An Gottes Licht vollzieht sich die Scheidung und Entscheidung für alle Menschen.

Denn es ist *wirklich Licht,* was Gott uns geschickt hat. Hätten wir es nur mit Gedanken, mit Vermutugen der Menschen, mit Lehranschauungen oder Ideen zu tun, so könnten wir uns nicht wundern, wenn dadurch viele Menschen nicht überführt würden. Diesem Licht könnte man sich leicht entziehen. Aber Gott hat nicht Gedanken und Worte geschickt, sondern Jesus, seinen Sohn. Er ist das Licht. Sein Leben voller Tatsachen, seine Heilandswirklichkeit, die fleisch- und blutgewordene Wahrheit Gottes, Jesus; greifbar und verständlich für jeden, in seiner Liebe sondergleichen, in seinem heiligen Ernst, in seiner Hingabe bis in den Tod. Jesus, der unter seinem Volk umherging als ihr wandelndes Gewissen, und der heute noch durch die Welt geht als *das heimliche Gericht aller Menschen,* vor dem sich jeder schämen muß, der seinem Auge begegnet, dem sein Wort ans Herz greift. Jesus ist gekommen als Gottes Licht, daß er uns Klarheit schaffe über Gott, Klarheit über das eigentliche Bild des Menschen und Klarheit über den Abstand zwischen dem Menschen und dem Heiligen in der Höhe. Jesus, der alles beim rechten Namen nennt und ins rechte Licht stellt und ohne Nachsicht und Schonung straft, was Gottes Licht nicht verträgt.

Das ist das Licht. Und dies wahrhaftige Licht erleuchtet *jeden Menschen,* der in diese Welt kommt (Joh. 1, 9). Es erleuchtet jeden Menschen. Das heißt nicht, daß Jesus sie alle zum Glauben führt, aber daß er sie alle zum Glauben beruft, die sein Wort erreicht. Da ist niemand, in dem nicht ein Verlangen nach dem Licht geweckt worden wäre, der nicht ein Bedürfnis hätte nach Gottes Heil. Auch unter denen, die verlorengehen, wird keiner sein, der nicht Züge zum Licht Gottes verspürt hätte in seinem Leben.

Die Finsternis lieben?

Das liegt ja auch in dem Wort, das Jesus sagt: »Die Menschen liebten die Finsternis *mehr* als das Licht.« Also etwas liebten sie auch

das Licht. Da ist keiner, der ganz ohne Liebe zum Licht gewesen wäre. Das Licht ausschließlich hassen, das wäre teuflisch. Nein, bei allen hat das Licht angeklopft, bei allen hat es irgendwie ein Verständnis, ein Echo geweckt.

Aber dann zeigt sich die Art des Lichts. *Gottes Licht hat einen kriegerischen Geist:* es greift uns an, es läßt niemand so, wie er zuvor war, es offenbart unser Verderben und ruft uns aus der Sünde heraus, daß wir mit einem Riß und Ruck brechen sollen mit der Fleischeslust, dem Weltsinn, der Selbstsucht, die uns alle beherrscht. *Das Licht fordert Entscheidung.*

Und wenn der Mensch vor diese Entscheidung gestellt wird, dann kommt es immer wieder zu dem Ergebnis: »Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht.« *Sie wollen ihre liebe Sünde nicht lassen.* Da sehen wir den Landpfleger Felix sich verlegen abwenden, als Paulus von der Gerechtigkeit sprach und von der Keuschheit und vom zukünftigen Gericht: »Gehe hin für diesmal; wenn ich gelegenere Zeit habe, will ich dich herrufen lassen.« Da hält ein Judas seine Hand krampfhaft und zäh über dem gestohlenen Gut, das ihm Jesus durch sein Wort der Warnung entwinden will. Da bleiben so viele hängen in ihren Sünden, von denen sie weggerufen werden durch Jesu lockendes und strafendes Wort. »Sie lieben die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke sind böse.« *Sie stehen auf der Seite der Sünde.*

Darum zieht es sie hinein in die Finsternis. »Wer Arges tut, der hasset das Licht und *kommt nicht an das Licht,* auf daß seine Werke nicht gestraft werden« (Vers 20). »Wer Arges tut« – laßt uns dabei nicht an schauderhafte und entsetzliche Laster und Verbrechen denken! Die Arges tun, das sind die, die sich in ihrem sündigen Treiben nicht stören lassen wollen von Gott. Äußerlich mögen solche Leute ein feines Leben führen, in manchem vielleicht die Jünger des Herrn beschämend, aber Jesus, der in das Innerste des Herzens sieht, spricht über sie das furchtbare Urteil: »*Sie lieben die Finsternis.*«

Sie fühlen sich wohl im Dunkeln. Da im Finstern ist alles gleichmäßig grau oder schwarz, da gibt es nicht einmal Schattierungen oder Abstufungen, da braucht sich keiner vor dem anderen zu schämen. Man verzeiht sich untereinander alles, denn man hat ja gar kein

Gewissen über der Sünde, weil man Gottes Licht und Wahrheit ablehnt. Man sieht lieber nichts, nicht was Gott und nicht was der Mensch ist, um die Wahrheit nicht sehen zu müssen, die so wehe tut. Man liebt sein Versteck und hilft sich gegenseitig, Ausflüchte zu machen Gott gegenüber.

Ja, *Ausflüchte Gott gegenüber* braucht man, denn das ist die Qual solcher Menschen: Das Licht greift auch in ihre Finsternis hinein. Wenn man kein Licht hätte, so wäre das Leben erträglich. Aber: Jesus geht durch die Welt von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Stunde zu Stunde. Das wahrhaftige Licht erleuchtet jeden Menschen, der in diese Welt kommt. Und dies Licht quält die Menschen. Sie werden in ihrem Gewissen beunruhigt, und man will doch seine Ruhe haben. Darum schlagen sie nach dem Licht, um es auszulöschen: Kreuzige, kreuzige ihn! Darum ist es heute noch so: *Man haßt das Licht.*

Wenn die Menschen so sicher wären in ihrer Ablehnung Gottes, in ihrem Spott über Jesus, dann könnten sie ja der Wahrheit Gottes gegenüber ganz gelassen sein. Aber sie hassen das Licht. Sie hassen Jesus. Sie hassen seine Jünger. Sie hassen das Wort Gottes. Hinter der schlecht gewahrten Gleichgültigkeit brennt ein Feuer des Hasses voller Glut gegen diesen Jesus. Sie sind doch getroffen von seinem Strahl, sie werden doch von ihm gestört in ihrer Sünde, und sie wollen sich nicht treffen und stören lassen.

Darum verkriechen sie sich tiefer ins Dunkel hinein. »Sie kommen nicht an das Licht, damit ihre Werke nicht gestraft werden.« Man will sich nicht beugen, nicht als Sünder offenbar werden, und da man bei jeder Begegnung mit diesem Heiland im Gewissen überführt wird und Schmach und Schande offenbar werden, darum meidet man das Licht. Goethe sagt: »Wir sind das Geschlecht, das immer aus den Dunkeln in das Helle strebt.« Die Schrift sagt, und die Erfahrung gibt ihr recht: »Wir sind *das Geschlecht, das immer aus dem Hellen in das Dunkle strebt.«*

Sie kommen nicht an das Licht. Das ist der Ausdruck ihres Willens. Es ist auch der Ausdruck *des Gerichts,* das über ihnen liegt. Es geht unaufhaltsam vorwärts auf diesem Weg in der Finsternis, in die Finsternis hinein. Was sie anfangs nicht *wollten,* das *können* sie hernach nicht mehr: »Sie kommen nicht an das Licht.« Ihr Unglaube ist

nicht ein Verhängnis, daß sie nicht glauben können, nein, *sie wollen nicht* glauben. Sie lehnen Jesus ab und gehen darüber verloren. Aber das ist dann nicht ihr *Schicksal,* dem sie nicht entrinnen könnten, sondern ihre *Schuld.* Sie lieben die Sünde, sie tun das Arge. »Wer Arges tut, der kommt nicht an das Licht.«

An das Licht kommen

»Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan.« Das sind die anderen, die tun die Wahrheit. Es heißt *nicht,* die die Wahrheit *suchen.* Die Wahrheit ist da, man braucht sie nicht zu suchen. Das Licht ist in die Welt gekommen. Wie manche von denen, die das Licht hassen, verstecken sich hinter die Ausflüchte, daß sie Gottsucher seien, nach der Wahrheit forschten, sie aber nicht finden könnten. Das ist eine Ausrede.

Die große Frage, die durch die ganze Heilige Schrift hindurchklingt, ist nicht die Frage: »Gott, wo bist du?« Manche andere Religion mag sich darin erschöpfen, daß sie Gott suchen will. Durch die Heilige Schrift klingt immer wieder die eine Frage: »Adam, wo bist du?« Gott ist da, aber: Mensch, wo bist du? Der du dich versteckst vor deinem Gott. Mit einer Art von Taktik des Spitzbuben, der, wenn er gefaßt werden soll, den Anschein erweckt, als ob er einen anderen greifen müßte: Haltet den Dieb!, hat der gefallene Mensch die Sache umgedreht. Er wird von Gott gesucht. Und weil er sich nicht finden und fassen lassen will, so tut er so, als ob er mühsam Gott suchen müßte und verschanzt sich hinter sein vermeintliches Gottsuchen. Da siehe du zu!

Nicht wer die Wahrheit sucht, sondern wer die Wahrheit tut, kommt an das Licht, sagt der Herr. Da steht vor uns die große Scheidung unter den Menschen. Wie sich in ein und demselben Walde in der Nacht allerlei Gevögel verbirgt, aber wenn die Morgensonne aufgeht, kneifen die einen die Augen zu und suchen das dunkelste Dickicht auf, die anderen aber fliegen der Sonne entgegen und begrüßen sie mit jubelndem Gesang, so ist es auch bei den Menschen. Es gibt Menschen der Abenddämmerung, die gehen immer tiefer in die Nacht hinein; es gibt aber auch Menschen der

Morgendämmerung, die gehen in das Licht. *Sie lieben das Licht.* Sie kommen in das Licht, daß ihre Werke offenbar werden. Das ist freilich das erste, daß auch sie sich strafen lassen müssen von Gottes Licht. Man kann der Wahrheit Gottes nicht recht geben, ohne sich selbst aufzugeben, ohne daß es uns in tiefe Buße hineinführt. Aber weil das Arge, das auch ihnen anhängt, nicht ihre Liebe ist, sondern ihre Not, und weil sie sich aus der Verkettung in die Unreinheit hinaussehnen nach Gottes Reinheit und lieben das Licht und das Helle, darum ist es für sie nicht Verlust, sondern Gewinn, wenn das Böse offenbar und gestraft wird. Sie haben ja Partei genommen für Gott gegen das Arge und damit gegen sich selbst. Sie kommen an das Licht und *flüchten immer wieder ins Licht hinein:* »O Geist, dem keiner kann entgehen, ich laß dich gern den Jammer sehen.«

Buße, das ist das erste Wahrheitswerk, und das zieht sich durchs ganze Leben derer, die die Wahrheit tun. Vor Gott gebeugt, kommen sie an das Licht, aus Licht in Licht hinein. Wie sich dort das Gericht vollzieht, daß die Finsternis in immer tiefere Finsternis hineinführt, so wirkt sich hier *Gottes Segen* aus. »Wer die Wahrheit tut, der kommt an das Licht«, kommt immer heller in die Wahrheit hinein. Wer der von ihm erkannten Wahrheit gehorsam ist, Schritt für Schritt, und dem inneren Befehl Gottes folgt, den wird der Herr weiterführen von einer Klarheit zur anderen.

Gott wird es tun. Gott ist es ja, der diese Menschen im innersten Grund erfaßt hat, dem sie ihr Herz ergeben haben. Gottes vorlaufende Gnade hat sich schon in ihrem Leben zu schaffen gemacht, ehe sie an das Licht kamen. Aus Gott heraus, aus seiner Kraft, in seinem Licht, aus seinem Geist haben sie Stellung genommen für den Herrn und für sein Licht. *In Gott ist all ihr Werk getan,* wenn sie nun immer aufs neue vor ihm offenbar werden, immer tiefer in sein Licht und seine Wahrheit mit ihrem ganzen Leben hineinschreiten. Er wird sie führen, daß sie »glauben an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes«.

Ihn nicht haben, das ist das Gericht. Ihn haben, das ist das Leben. Das Licht ist gekommen in die Welt. Jesus ist da, daß man durch ihn selig werde. An ihm entscheidet sich unser aller ewiges Geschick. Man kann selig werden nur durch Jesus. *Man kann verlorengehen nur an Jesus.* Nicht weil wir von Natur in der Finsternis sind, kom-

men wir nicht an das Licht und gehen verloren. Dann müßten alle verlorengehen! Verloren geht nur, wer die Finsternis *liebt,* wer den Heiland Gottes ablehnt, der ihn in das Licht führen will, wer den von sich stößt, den Gott gesandt hat in die Welt, weil er uns durch ihn retten will. Ja, er will uns retten, denn das ist gewißlich wahr, daß Jesus gekommen ist, »auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben«.

Wir haben ein Gesetz

Johannes 19, 7: Die Juden antworteten ihm: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht.

Im Schuldturm Gottes

»Nehmt ihr ihn hin und kreuzigt ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm.« So hatte Pilatus geantwortet auf den Ruf: »Kreuzige!« Die Juden antworteten: »Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muß er sterben; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht.« Ja, er mußte sterben nach dem Gesetz. Aber dies »Muß« ist nicht ein Muß der Schuld, sondern *ein Muß göttlicher Notwendigkeit,* ein Muß der Gnade, der freiwilligen Stellvertretung. Ja, er mußte sterben nach dem Gesetz, aber nicht, weil er sich selbst zu Gottes Sohn gemacht hatte, sondern weil er, Gottes Sohn, zum Menschensohn geworden war, um der Bürge zu werden vor Gott für die, die sterben mußten nach dem Gesetz.

Trotzig und stolz klang damals dieser Ruf: »Wir haben ein Gesetz!« Und doch riefen die Juden damit das Wort aus, das für sie das schrecklichste war, ohne daß sie es freilich einsahen; denn *im Gesetz liegt das Urteil des Todes für die Menschen.* Das Gesetz ist Gottes Staatsanwalt und führt mit unerbittlicher Strenge den Prozeß für Gott. Und diesen Prozeß verlieren die Menschen, verlieren alle Menschen; denn sie sind schuldig als die, die das Gesetz verletzt haben. Deshalb stehen wir alle unter dem Fluch des Gesetzes, das uns das Brandmal auf die Stirne drückt: »Übertreter«. Deshalb hängt

über uns allen das Gericht Gottes, deshalb lastet auf dem ganzen Menschengeschlecht und über allen Verhältnissen jedes einzelnen Menschen wie ein Bann der Zorn Gottes. *Er will uns nicht.* Er kann uns nicht wollen um unserer Sünde willen. Ausgestoßen aus seinem Paradies! *Auf Gottes Grund und Boden ist unseres Bleibens nicht mehr.* Das ist der Fluch des Gesetzes, das uns verdammt, von dem uns zu erlösen sich Jesus damals dem Gericht des Todes darbot.

Laßt uns wohl darauf achten! Wenn wir von der Not der Sünde reden, haben wir leicht zunächst alle die mancherlei Verzweigungen und Verästelungen und Auswirkungen der Sünde in unserem Leben vor Augen, alle die traurigen Folgen, die sie mit sich bringt, all das Elend und den Jammer, alle die Tränen und das Herzeleid, die Knechtschaft unter Satans Gewalt. Und es haben wohl manche gemeint, Jesus habe sein Leben dem Satan zum Lösegeld bezahlt, um uns aus diesem Jammer zu erretten. Das ist nicht biblische Anschauung. Die Knechtschaft unter Satan und das daraus sich ergebende Elend ist erst die Folge. *Das eigentliche Gefängnis,* aus dem uns Christus erlöst hat, ist der *Schuldturm Gottes,* das Urteil des Gerechten in der Höhe gegen uns, der Zorn seiner Heiligkeit über uns, die Übertreter. Das ist die eigentliche Not in all unserer *Not: alle unsere Not kommt her von Gott,* für uns, die wir Gott verlassen haben. Das ist die brennende Flamme in dem Leid unserer Sünde: Gott will uns nicht! Er hat uns aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen, und nun sind wir dahingegeben in die Knechtschaft des Teufels.

In Satans Ketten

Ja, nun konnte Satan zugreifen mit der Macht der Hölle und des Todes und konnte uns in seine Ketten schlagen. Und *Satan hat zugegriffen.* So wurden wir ein Spielball der Mächte der Finsternis. Weil Gott uns verworfen und von sich hinausgetan hat, deshalb sind wir in der Unseligkeit in mancherlei Gestalt, wandernd mit einem stummen Fluch und Bann in unserer Brust, in der Angst des bösen Gewissens, im Dienst der Eitelkeit, in der Furcht des Todes. *Das alles ist die Folge* davon, daß Gottes Urteilsspruch, Gottes Zorn auf uns lastet nach dem Recht seines Gesetzes. *Und von diesem Fluch des Gesetzes hat uns Christus erlöst.*

Wie ist das zugegangen? Jesus hat nicht dem Satan, sondern Gott sein Leben dargebracht zum Lösegeld für viele. Er hat das Wort anerkannt: »Wir haben ein Gesetz.« Jesus hat dem Gesetz Gottes recht gegeben, und zwar mit der Tat. Die Menschen stimmten ihm zu mit dem Munde und dem Gemüt; aber mit der Tat verleugneten sie Gottes Willen und übertraten ihn. *Christus hat das Gesetz erfüllt.* Er war der zweite Adam, der unter den Menschen stand in einem Leben, wie der erste Adam es hatte führen sollen, ein Leben ohne Flecken und Falten, ohne Naht und Narbe im Gehorsam gegen Gott und sein Gesetz. Keiner konnte ihn einer Sünde zeihen. Auch Judas hatte den Feinden keine Handhabe gegen ihn verschaffen können. Die Hohenpriester kamen mit erkauften falschen Zeugen nicht zu ihrem Ziel, und der Landpfleger wiederholte es mehrmals: »Ich finde keine Schuld an ihm.« So war es – und das greift viel tiefer – auch Gottes Urteil. Es war der Sohn, an dem Gott Wohlgefallen hatte. Und gibt es ein Zeugnis, das mehr für Jesu Sündlosigkeit spricht als sein Ruf: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Nie hätte er in seiner Todesnot so fragen können, wenn er sich auch nur der geringsten Sünde vor Gott bewußt gewesen wäre. *Jesus gab dem Gesetz Gottes recht mit seinem Leben;* Jesus gab dem Gesetz Gottes recht mit *seinem Sterben.* Er hat sich dem Todesurteil unterworfen, das das Gesetz über die Menschen aussprach, weil er für die Menschen stand. Er, der Reine, für uns, die Unreinen!

Freilich, das sagt sich schnell. Aber was darin lag, das ist nicht so leicht zu verstehen. Wir ahnen es kaum, welch harte Arbeit sein Sterben war. Wir sehen ihn leiden; aber wir sehen meist nur die Außenseite: den blutigen Schweiß, den Speichel und die Schläge, das Holz und die Nägel, das Blut und die Wunden. Das ist es, was unser Herz erbeben läßt. Aber das ist alles nur die Außenseite. Wir ahnen es nicht, was es ihn innerlich für Mühe gekostet hat, daß er Gottes Rechte, die gegen uns gingen, nach dem Gesetz gegen sich hat gehen lassen in den Stunden der inneren und äußeren Finsternis.

Was da vorging, als Gott sich an den Bürgen hielt, daß er auch den letzten Heller bezahle der Schuld der Menschen, für die er gutgesagt hatte, was da vor sich ging an Höllenqual und Pein, als er von Gott

verlassen war, wir ahnen es nicht. Aber wir wollen es mit tiefem Dank annehmen, was die Schrift darüber sagt: *»Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten,* und durch seine Wunden sind wir geheilt.« Er hat die Schuld bezahlt, die auf unseren Namen eingetragen war in Gottes Schuldbuch nach dem Gesetz. »Christus hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns.«

»An dir allein habe ich gesündigt«

»Wir haben ein Gesetz.« Dies Wort muß wie Schwert und Spieße durch die Seele dringen dem Menschen, der Frieden sucht mit Gott. Wer die Gemeinschaft Gottes begehrt, der fragt nach Gottes Willen. So kommt er zu Gottes Gesetz. Das ist Gottes Wille: »Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.« Nur, wer *im Licht dieses Gesetzes seine Sache vor Gott im reinen* hat, nur der hat Frieden mit Gott und ist aus dem Krieg gegen Gott heraus. Wenn wir uns an anderen Maßstäben messen, so werden wir nie unsere Not gründlich gewahr. Mit den Regeln der Moral verglichen, werden wir ja auch bald das allgemeine Gefühl haben: *Es war doch nicht alles* in meinem Leben, *wie es sein sollte.* Aber das ist etwas ganz anderes als Erkenntnis der Sünde. Über dieses schwache Gefühl des Unbehagens werde ich mich bald mit billigen Trostgründen hinwegsetzen. Wenn ich das Elend und das Herzeleid ansehe, das die Sünde mir und allen Menschen eingetragen hat, so kann es sogar kommen zu einem *Haß gegen die Sünde,* wenn ich immer wieder im Kampf gegen sie unterliege, auch wohl zu einem *Ekel vor der Sünde* oder auch zu einem traurigen Blick der *Reue* auf mein vergangenes Leben. Aber solch menschliche, gefühlsmäßige Reue ist noch nicht Buße vor Gott. Dabei kann alles Leid, das ich über die Sünde trage, doch dem Trachten nach meinem eigenen Nutzen entspringen; denn daß die Sünde mir schadet und mich schändet, sieht auch der Blinde. Darum, daß ich Gott gekränkt habe und seine Ehre, daß Gott bei mir nicht zu seinem Recht gekommen ist, war es mir dabei noch gar nicht zu tun. Und ob ich bitte und flehe um Erlösung von der Sünde, so entziehe ich mich dabei doch noch im innersten Grunde dem gerechten Urteil Gottes. Es ist so schwer, und es dauert so lange, bis ein Mensch vor Gott wirklich zum Sünder wird. Soll es *zu einer*

gründlichen Sache kommen mit meiner Stellung zu Gott, so muß ich dies Wort erst einmal fest in die Hand nehmen: »Wir haben ein Gesetz.« Ja, wir haben ein Gesetz, vom Himmel herab uns gegeben. Und das sollte in uns zu Geist und Leben werden durch unseren Gehorsam in der Hingabe an Gott. Tatsächlich wurde es in uns erst lebendig – und dann freilich sehr lebendig –, als es uns verklagte und verdammte. »Ja, wenn kein Gesetz wäre!«, so hat schon mancher gewünscht. Wenn man Gott nach seinem Gutdünken und seines Herzens bester Meinung dienen könnte, was hätten wir dann einen breiten und lustigen Weg zu unserem vermeintlichen Himmel! Denn gibt es kein Gesetz, keinen unbedingten Maßstab, dann gibt es auch keine Übertretung, keine Sünde. Dann gibt es auch keine Anklage und kein böses Gewissen; dann gibt es auch kein Gericht.

Aber wir haben ein Gesetz. Wer mit diesem Gesetz Ernst macht, wird erfahren, was Tausende vor ihm erfahren haben: *es tötet uns. Es bringt dich um alle Freude und allen Frieden deines Lebens.* Es wirft dich in Tiefen der Angst, in denen der Mensch sich bemüht, dem Gesetz doch genugzutun. Vergebens! Es macht uns so zuschanden, daß selbst die schwarzen Schwingen der Schwermut um unser Haupt schlagen und wir fast verzagen, weil wir nur noch das eine vor Augen haben: Wir haben ein Gesetz – und nach dem Gesetz muß ich sterben. So hat es David erlebt, als er sich endlich vor Gott schuldig gab: »An dir allein habe ich gesündigt« (Ps. 51, 6). »Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen« (Ps. 32, 3). Verschweigen? Was war denn da zu verschweigen? Seine Sünde war doch offenbar vor aller Welt. Ja, vor Menschen! Aber er wollte sie nicht bekennen vor Gott. Da hat das Gesetz ihn mit seinen festen Händen gefaßt: »Denn deine Hand lag Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird«, bis es *endlich, endlich herauskam, dies eine Wort: Sünde!* »An dir allein habe ich gesündigt.« An wem allem hatte er gesündigt, an seinem Weib, an dem treuen Uria, an seinem Feldhauptmann Joab, an seinem Volk, an seinen Kindern, ja sogar an den Feinden des Herrn, die er durch seine Tat zum Lästern brachte! Aber dies war schließlich das einzige Bekenntnis, das ihm übrigblieb: »*An dir allein habe ich gesündigt.*« Ja, dahin bringt uns das Gesetz, wenn Gottes Geist es unserem Gewissen bezeugt, daß wir alle Widerstände gegen die Wahrheit, die uns überführt, aufge-

ben und es erkennen: alle Sünde ist wider Gott getan, ist die geballte Faust, die emporfährt gegen ihn. *Wir haben es auch bei unserer Sünde immer nur mit Gott zu tun.* Das bringt das Gesetz fertig, daß aller Mund verstopft werde und alle Welt Gott schuldig sei.

Unter der Gnade

Wo es aber einen Sünder zu diesem Punkt getrieben hat, da ist die Morgenröte des Tages der Gnade nicht fern. Wo der Sünder sich vom Gesetz Gottes richten läßt und nichts, nichts mehr zu seiner Entschuldigung vorbringen kann vor Gott, da ist in ihm die Voraussetzung gegeben, daß er Jesus erkennt als seinen Heiland, den Bürgen und Stellvertreter, der des Gesetzes Forderung zum Schweigen gebracht hat, weil er durch sein Leben und Sterben es erfüllt hat für uns. Wer so *durch das Gesetz zerschlagen* wurde, der wird *durch die Gnade aufgerichtet.* Das ist die frohe Botschaft für die, die unter dem Urteil des Gesetzes Gottes zusammensanken und sich vor Gott völlig preisgaben und verurteilen mußten. Da geht die Sonne auf in diesem wunderbaren Wort des Apostels, der aus eigenster Erfahrung das Jubellied sang: »Christus ist des Gesetzes Ende. Wer an den glaubt, der ist gerecht.« Er hat sich richten lassen nach dem Gesetz, damit wir loskämen nach der Gnade von des Gesetzes Spruch und Fluch. Das ist Gnade auf Grund des Gerichts, *Gnade, die über uns geht auf Grund des Gerichtes, das über unseren Bürgen gegangen* ist. Das hält Stich. Das ist der Felsengrund, der in Gottes Gnadenrat und -tat, in Christi Kreuz liegt, der unsern Anker ewig hält. Da sind wir nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade, nicht mehr im knechtischen Geist, daß wir uns abermals fürchten müßten, sondern Kinder an unseres Vaters Tisch, in unseres Vaters Haus.

Der neue Wandel

Die Kinder im Vaterhaus, erfahren es dann auch, daß sie *durch die Gnade erneuert* werden zum neuen Wandel. Durch die Verbindung mit dem Herrn in der Höhe wacht ein neues Leben in ihnen auf. Nun heißt es in einem ganz anderen Sinn: »Wir haben ein Gesetz.«

Seitdem dieser Bann und Fluch, der uns von Gott hinwegtrieb, gebrochen ist, sind alle anderen Ketten zu brechen. »Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes« (Röm. 8, 2). Aus dem Gnadenspruch folgt dann, so wie unter dem Fluch die Sünde und Todessaat keimt und wächst, der Dienst der Gerechtigkeit, daß wir nicht mehr nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Ist unser *Verhältnis* zu Gott in Ordnung gekommen, so schenkt er durch seine Gnade dann auch ein neues *Verhalten* Gott gegenüber, daß wir in Dankbarkeit nach seinem Willen fragen, in seinen Geboten wandeln und seine Rechte halten und danach tun. Nicht als ob wir nun durch Erfüllung des Gesetzes zeigen müßten, daß wir der Gnade Gottes wert seien, daß Gott sein Geschenk keinem Unwürdigen dargereicht habe. Wenn wir uns in solchem vermeintlich frommen Eifer darangeben, Gottes Gesetz zu halten, um unseren guten Willen zu zeigen, dann werden wir immer wieder als die Unwürdigen offenbar. Wer sich mit dem Gesetz einläßt, um es zu erfüllen und dadurch Gott zu gefallen, der stirbt am Gesetz. Zum Leben kommen wir nur durch die Gnade. *Wir werden geschenkweise gerecht, oder wir werden überhaupt nicht gerecht,* sondern es ist aus mit uns, und wir sind verloren. Die aber durch die Gnade gerecht geworden sind, werden erneuert durch den Heiligen Geist. Nicht, daß sie keine Sünde mehr hätten oder täten! Gottes Kinder sind nicht Menschen, die keine Sünde mehr *haben,* sondern Menschen, die keine Sünde mehr *liebhaben.* Ihr tägliches Gebet ist: »Kein Sünde tun, ach Gott, verhüt's!« »Ewig entsag' ich der Sünde.«

Gegenüber dieser Botschaft von der freien Gnade und dem daraus fließenden neuen Leben gilt es nun, nichts mehr zu tun, nichts auszurichten, nichts hinzuzufügen, mit nichts »Ernst zu machen«, in nichts sich anzustrengen, auf nichts Fleiß zu verwenden; das alles bringt wieder in den Tod, da wir doch nicht vor dem Gesetz bestehen können. Wir sind nicht gerecht, *wenn* dies und das von uns erfüllt wird. Es heißt nicht: wir sind zwar gerecht, *aber* dies und das ist nun unsere Pflicht. Wir sind gerecht aus Gnaden, und *Gnade ist ohne Wenn und Aber.* Da gibt es nur eine Frage: *Annehmen oder verwerfen?* Annehmen die Vergebung der Sünde um Jesu willen mit den ewig geltenden Rechten einer Gotteskindschaft, zu deren Voll-

endung er uns führen will durch seine Gnade und will unsere Kleider rein erhalten durch sein Blut, bis unsere Füße stehen in den Toren des Vaterhauses. Annehmen oder verwerfen? Verwerfen die Erlösung mit den ewig geltenden Rechten der Verworfenheit und Verdammnis in der äußersten Finsternis. Wer den Heiland und seine Gnade verwirft, hat es mit Gottes Gesetz zu tun, und das bedeutet den Tod. Nein, nicht »verwerfen« sei unser Wort, sondern *»annehmen«!*

Jesus
und seine Jünger

Sein Ruf

> Markus 3, 13–19: Und er ging auf einen Berg und rief zu sich, welche er wollte, und die gingen hin zu ihm. Und er ordnete die Zwölf, daß sie bei ihm sein sollten und daß er sie aussendete, zu predigen, und daß sie Macht hätten, die Seuchen zu heilen und die Teufel auszutreiben. Und gab Simon den Namen Petrus; und Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, den Bruder des Jakobus, und gab ihnen den Namen Bnehargem, das ist gesagt: Donnerskinder; und Andreas und Philippus und Bartholomäus und Matthäus und Thomas und Jakobus, des Alphäus Sohn, und Thaddäus und Simon von Kana und Judas Ischariot, der ihn verriet.

»Er rief zu sich, welche er wollte«

Es war ein *klarer Ruf,* der damals die Zwölf in Jesu Nachfolge zog. Sie wurden von ihm anders, wie es bei uns der Fall ist, aus ihrem Beruf, aus ihren Familienverhältnissen herausgezogen in seine Nachfolge, so daß sie auch äußerlich hinfort ihr Leben mit ihm verbrachten.

Wenn sich das auch heute bei uns nicht in gleicher Weise gestaltet, so gilt auch für uns, daß die Grundlage für all unser Arbeiten im Dienst des Herrn ein klarer Ruf sein muß. Man kann sich nicht hineindrängen in die Arbeit des Reiches Gottes, man kann wohl unter den Troßknechten und der mitlaufenden Menge sich seinen Platz selbst erobern, in die Arbeit seines Reiches aber kann uns nur der König selber einstellen. Dabei geht es nicht zu, wie wenn einer in eine Firma einträte oder sich zu einer Unternehmung meldete oder sich einer Expedition anschlösse oder als wenn er durch andere in einen Kreis hineingewählt würde. »Er rief zu sich, welche er *selbst* wollte.«

Daß ich in seiner Nachfolge bin, daß ich aus der Obrigkeit der Finsternis herausversetzt bin in das Reich des Sohnes Gottes, beruht auf einem Entschluß unseres ewigen Herrn, auf einem Ruf, der mich getroffen hat. Er mag zu mir gekommen sein durch mancherlei Vermittlungen, er braucht auch dem einzelnen nicht als eine große Überraschung begegnet zu sein, es mag in seiner ganzen Lebensführung schon vieles darauf hingedeutet haben, vielleicht ist auch der

Ruf zunächst nicht ohne weiteres als unmittelbar von Gott ausgehend zu erkennen, und doch: bei ihnen allen, die sein eigen sind, kommt das redliche Herz nur dann zur völligen Ruhe, wenn es sein Leben im Glauben stützen kann und darf auf einen Ruf des Herrn. »Er rief, welche er *selbst* wollte.« Das gibt Ankergrund für den Anker der Seele, auch bei Schwierigkeiten und Stürmen, wenn sie in stillen, heimlichen Stunden des Zusammenkommens mit ihrem Gott den Schlag seines Herzens vernommen hat: »Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.«

»Und sie gingen hin zu ihm«

Ein klarer Ruf und – klarer *Gehorsam* sind die Grundlagen alles Dienstes für unseren Herrn. Darin besteht unser Christenwandel, daß wir uns rufen lassen und ihm folgen in allen großen und kleinen Anliegen unseres Lebens, Stunde um Stunde, Tag für Tag. Darin besteht unser Dienst für unseren Herrn, daß wir gehen, wie er will und wohin er uns schickt und ruft. Wieviel Schmerzen und Unruhe tragen wir uns in unser Leben hinein dadurch, daß wir selbsterwählte Wege gehen, vielleicht in bester Absicht, aber es sind keine Wege, auf die er uns gerufen hat. Auf diese innerste Übereinstimmung unseres Gehens mit seinem Ruf kommt alles an.

Die Verhältnisse können uns Weisungen geben. Anderer Leute Beispiel und Erfolg oder Erfolglosigkeit können uns Klarheit vermitteln über die zu wählenden Wege, aber wir dürfen uns nicht durch die Verhältnisse noch durch andere Menschen leiten lassen, sondern nur durch den Herrn. Darüber müssen wir wachsam die Augen offenhalten, daß alle unsere Wege, die wir gehen, aus seinem Ruf herausfließen und zu seinen Füßen wieder enden. *»Sie gingen hin zu ihm.«* Wege, die letztlich immer zu Jesus führen, bei denen wir immer wieder ihn vor uns stehen sehen als unser letztes Ziel, das sind Wege des Segens, und unser ganzes Leben, unser Wandel und unser Dienst für den Herrn sollte eigentlich in nichts anderem bestehen, als daß es von uns täglich und stündlich heißt: »Sie gingen hin zu ihm.«

Grundlage unseres Dienstes für Jesus ist sein Ruf und unser Gehorsam. Die *Grundlage des Zeugentums für Jesus* ist *Gemeinschaft mit ihm.* Die zwölf Jünger sollten bei Jesus sein, alles sehen, was er tat, alles hören, was er sagte, in seinem Umgang ihn verstehen lernen und durch die Gemeinschaft mit ihm offene Augen bekommen für die Geheimnisse des Reiches Gottes. Damals war es äußerlich und leiblich so, daß sie bei ihm sein konnten. Es ist heute im Grunde nicht viel anders. Wollen wir Zeugen Jesu Christi sein, so laßt uns daran denken, daß er seine Zeugen »ordnete, daß sie bei ihm sein sollten«. Wir werden ihn hören in seinem Wort, und dort werden wir auch ihn sehen, und wir werden mit ihm umgehen, wenn wir über seinem Wort mit ihm reden im Gebet.

Wollen wir Zeugen Jesu Christi sein, so laßt uns dafür sorgen, daß wir bei ihm sind, daß unser Leben Stille hat und Sammlung, daß im Umgang mit ihm *unser Wesen transparent* wird, so daß durch all unser Tun und Handeln, durch unser Denken und Gesinntsein, durch unsere Worte und unser Wesen hindurchscheint die Lieblichkeit des Herrn, die Herrlichkeit Jesu Christi. Ganz gewiß wollen wir nicht »mit uns evangelisieren«, ganz gewiß wollen wir nicht die Augen der Leute auf uns lenken, in unserem Leben ist vieles unerquicklich und unbefriedigend. »Welche auf ihn sehen, die werden erquickt.« Aber das ist des Meisters Wille, *daß die Wirklichkeit Gottes dieser Welt offenbar wird an dem Leben der Jünger Jesu,* die »bei ihm sein sollen«.

Wir werden sehr bald darüber Einigkeit herbeiführen, wie wenig wir doch geeignet sind, unseren Gott in dieser Welt zu verherrlichen, und wie vieles bei uns ja noch eher die Wirksamkeit des Geistes Gottes hindert als fördert; aber es ist der Wille unseres Königs, daß wir so bei ihm sein sollen – nun, darf ich's einmal ganz schlicht sagen, wie Jesus es sagte: »daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen«. Dabei wird der Wert all unserer Taten entsprechend sein dem Maß der Einheit mit unserem Meister. Es liegt in dem Wort eine gewaltige Mahnung: »Er ordnete sie, daß sie *bei ihm sein sollten.«* Wieviel Schuld steht in unserem Leben, daß zwischen Jesus und uns etwas aufgewachsen ist an Entfremdung und Erkältung, daß von uns zu ihm sich so wenig ausstreckte, Hän-

de, die er füllen könnte, Sehnen und Bedürfen, das er stillen sollte! Wie viele von uns sind für andere, die großes Zutrauen zu ihnen hatten, zu ihrer Person und ihrem Amt, eine große Enttäuschung dadurch, daß sie nicht innerlich bei Jesus sind! Und welch eine Wohltat für die Menschen, die Weg und Steg verloren haben, wenn sie Leuten begegnen, die so nahe beim Heiland wohnen, daß man es aus ihrer Gemeinschaft nicht mehr weit hat bis zum Thron seiner Gnade!

Welche *Erquickung* liegt auch für uns in dem Worte: bei ihm sein! Darin liegt, daß uns Verantwortung, die uns wohl belastet, doch nicht quälen darf, daß uns Nöte und Leiden der Welt, in die wir hineingestellt sind, doch nicht zum Verzweifeln bringen dürfen. Wir wollen mit ganzer Kraft unser Leben daransetzen, diese Not zu lindern und Boten unseres Herrn zu sein in all das Herzeleid hinein. Aber wir können nicht aller Welt Leid auf unser Herz nehmen, sondern unsere Aufgabe ist es, in dieser Welt zu stehen als Menschen, »die bei ihm sind«. Das ist schließlich unsere einzige Aufgabe. Dabei dürfen wir es ihm überlassen, was er dann durch uns wirkt. Das gibt bei aller Unruhe unseres Dienstes die *tiefe, innere Ruhe,* die Wohltat der Gemeinschaft mit unserem Gott. Wir dürfen bei ihm sein. Und darüber werden wir stille im Blick auf all den Jammer um uns her. Der Blick auf unseren Herrn läßt uns in einer Welt der Sünde und des Leides als Kinder des Friedens und der tiefen Freude unseren Weg gehen. Und dieses »Bei-ihm-sein«, dieser Blick auf ihn ist zugleich das Mittel seiner *heiligen Zucht,* daß wir in seiner Gegenwart unser Leben führen unter seinem Auge. Manches, was sonst wohl ginge, geht nicht, weil wir »bei ihm sind«. Da werden uns Werkzeuge aus der Hand genommen, Wege verbaut, Worte unmöglich gemacht, Gedanken innerlich verboten, alles, weil wir »bei ihm sind«.

»...daß er sie aussendete«

Aber das macht uns nicht träge und untätig. Das Ziel des Heilandes bei der Berufung der Zwölf war: *»daß er sie aussendete.«* Auch für uns ist dies sein Ziel: *Dienst* ist unsere Aufgabe. Unsere Vereine und Gemeinschaften haben nicht den Zweck, daß wir uns nur in ihnen erbauen, sondern daß wir in ihnen an die Arbeit gehen. *Wir können*

nicht in Gottes Barmherzigkeit ruhen durch den Glauben, wenn wir nicht in barmherzigem Glaubensmut in die Unruhe dieser Welt eingehen. Nicht Versammlungen, sondern *Vormarsch* muß unsere Losung sein. Es wird darauf ankommen, daß viele von uns *Wege* gehen, *die Jesus sie sendet.*

In einzelnen Fällen werden es Wege sein, auf die anderer Leute Blick fallen wird, besondere Wege, etwas Bahnbrechendes, eine neue Zeit Herbeiführendes. In den allermeisten Fällen werden es Wege sein von einzelnen schlichten Jüngern Jesu, *die sich senden lassen.* In ihren Familien, in ihrem Beruf, in dem Kreis ihrer Bekannten, unter der Jugend ihres Dorfes oder ihrer Stadt gehen sie auf Wegen, auf die Jesus sie sendet. Wenn wir uns das doch mit unauslöschlicher Schrift in unser Herz hineinschreiben lassen wollten: Es kommt nicht auf Veranstaltungen, auf Betrieb und derartiges an – das muß auch an seinem Teil vorhanden sein –, aber das, worauf es ankommt, ist eine, wenn auch kleine, *entschlossene Schar von Jüngern Jesu, die die Wege gehen, auf die Jesus sie sendet,* die von Mann zu Mann, von Mund zu Mund, von Haus zu Haus als Gesandte Jesu Christi seine Botschaft weitergeben, nicht mit großem Lärm, nicht mit allerlei Aufwand, sondern auf leisen Sohlen, in heimlicher Zwiesprache, bei der Seele zu Seele sich erschließt, in stillen Stunden einer wahren Seelsorge, wo plötzlich vor unseren Augen Wände durchsichtig werden und wir in die Welt eines anderen Menschenlebens hineinschauen und durch Gottes Gnade den Samen unserer Botschaft hineintragen dürfen in Herzen, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.

Das wird unsere Hauptaufgabe sein. Gewiß wollen wir es uns immer wieder sagen lassen: Worte, die wir weitergeben ohne Taten, sind leer und hohl. Aber gerade wenn wir das beachten und in ernstem Ringen bemüht sind, in unserem Wandel als Jünger Jesu erfunden zu werden, dann wollen wir nicht vergessen, daß Taten ohne Worte stumm sind. Er sandte sie aus »zu predigen«. Man ist ja sehr schnell bei der Hand, über Christen zu reden, die »immer fromme Worte im Munde führen«, aber deren Wandel damit nicht stimmt. Ich fürchte, der Leute sind unter uns recht wenige, die wirklich, an Gottes Wort gemessen, fromme Worte in ihren Gesprächen weitersagen, die wirklich treu sind in der einen Aufgabe: Gottes Wort weiterzugeben, Zeugen der Gnade und Wahrheit Jesu

Christi zu sein. Das ist unsere eigentliche Aufgabe, liebe Brüder: »predigen«.

Damit ist sicher für die meisten von uns nicht gemeint, daß sie Predigten halten sollen, weder vor der großen Menge noch vor einzelnen. Aber gemeint ist, daß ein *Zeugnis* herauskommen soll *von Jesus,* ein Wort Gottes, das sich dann auswirkt; daß nicht nur in der Bibelstunde, sondern auch sonst im Verkehr untereinander, wenn die Gelegenheit sich gibt, wenn plötzlich leise eine Tür sich auftut, wir innerlich bereit sind, den kostbaren Samen des Wortes Gottes auszustreuen, etwas von der Freundlichkeit und Gütigkeit Gottes, die so wundervoll in manchem Bibelwort wie in einer goldenen Schale geborgen liegt, hineinzusenken in ein verwundetes oder verwirrtes Gemüt.

Das Wort Gottes »soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende« (Jes. 55, 11). Vielleicht wird es nicht das ausrichten, was wir erwartet haben, aber das, *was Gott gefällt* und wozu er es gesandt hat, *das wird ihm gelingen.* Und darum tun wir gut, so sehr wir achten müssen auf Gemütsverfassung und Verständnis dessen, der uns zuhört, nicht allzu ängstlich und nicht allzu »absichtlich« zu sein, ob wir jetzt dies oder das sagen sollen und wie wir es nun in der rechten Mischung oder Anpassung bringen müssen, sondern laßt uns in Einfalt und Schlichtheit, so, wie wir es verstanden haben, und so, wie es uns gesegnet hat, Gottes Wort weitergeben. Der himmlische Arzt wird dann schon die rechte Dosierung, die rechte Zupassung auf den einzelnen Fall wirken, und das Wort unseres Gottes, das ein ewiges Evangelium ist, passend für jede Zeit, für jede Rasse, für jedes Herz, wird seinen Weg finden, wohin es Gott sendet.

»...und daß sie Macht hätten«

Die Jünger sollten auch Macht haben, Seuchen zu heilen und Teufel auszutreiben. Ob nicht solches Wort auch uns nachdenklich machen müßte, daß wir mehr rechnen sollten mit der Allmacht Gottes, die auch unserem Gebet die Erhörung nicht versagen will gegenüber der Not der Krankheit und der Seuche? Jedenfalls, das wollen wir aus diesem Wort lernen: Es hängt für jeden von uns alles davon ab,

ob *er Vollmacht hat, ob er ein Mann voll Glaubens und Kräfte* ist, der in der sozialen Not unserer Zeit, in den Schwierigkeiten des täglichen Lebens ausgerüstet ist mit der Vollmacht Gottes und in alle diese Nöte hineingehen kann mit Gottes Kraft. Und wenn wir es oft allzu schmerzlich empfinden, daß auch dämonische Mächte unter uns wirksam sind und uns manchmal harte, hohe Mauern durch unser Arbeitsfeld hindurchbauen, daß wir viele Kreise gar nicht erreichen und andere sich gegen uns verschanzen, so soll das Wort von der Vollmacht uns daran erinnern, daß der Herr seinen Jüngern auch die Ausrüstung geben will, in die dunklen Hintergründe aller Not und in die Gebiete der Wirksamkeit des Satans einzudringen mit dem scharfen Schwert seines Wortes.

»...und gab ihnen Namen«

Als Jesus die Jünger berief, gab er einigen *besondere Namen.* Simon sollte der Felsenmann werden; darum nannte er ihn Petrus. Jakobus und Johannes nannte er Donnerskinder, vielleicht weil sie eine laut vernehmliche Botschaft verkündigen sollten. Der Herr will etwas aus seinen Jüngern machen, und er nennt sie mit Namen, die vielleicht anderen für diese Menschen sehr unpassend erscheinen mögen. Petrus war wirklich *kein* Felsenmann, aber in dem Nennen dieses Namens durch den Herrn liegt die Kraft seiner Berufung und der Wille seiner Gnade. *Er will etwas aus uns machen zum Lob seiner Herrlichkeit.* Etwas! Nicht aus jedem dasselbe, aber jedem gibt er seine *besondere* Aufgabe. Und das ist nun für einen jeden das Wichtige, *daß sein Leben in Gleichklang kommt mit dem Namen, mit dem Jesus ihn nennt,* daß er seine Wege und seine Arbeiten allein regiert werden läßt von der Aufgabe, die Jesus ihm zugeteilt hat.

Einer von diesen Namen klingt uns im Ohr nach, wenn wir die Geschichte bis zu Ende gelesen haben: »Judas Ischariot, *der ihn verriet*.« Das steht nun immer bei diesem Namen. Achtet wohl darauf, liebe Brüder: *Den Namen hat ihm nicht Jesus gegeben,* er hat ihn nicht berufen, daß er sein Verräter würde, sondern daß er bei ihm sei und daß er ihn aussendete, zu predigen, und daß er Macht hätte. Judas war nicht bestimmt zum Verräter, aber er steht in der Liste der Apostel immer mit diesem dunklen, schweren Zusatz: »Der ihn

verriet.« Er steht in der Geschichte Jesu Christi als erschütterndes Bild, wie nahe Himmel und Hölle einander sein können und wie furchtbar die Macht des Satans ist, die selbst dem Herrn einen aus seinen Zwölfen entrissen hat. *Ein niederbrennendes Haus vor einer aufgehenden Sonne!* Es ist schrecklich, wenn von einem Menschen nichts anderes übrigbleibt als seine Sünde. Und wenn in uns die Frage bohrt: »Herr, bin ich's, bin ich einer, der dich verrät, der vielleicht des Menschen Sohn verrät mit einem Kuß, unter besonders viel christlicher Betätigung, vor anderen hervortretend im Dienste des Herrn?«, dann wollen wir, was dabei durch die Gnade in uns an Buße und Beugung gewirkt wird, uns dazu dienen lassen, daß wir um so mehr seinen Ruf hören: »Daß sie bei ihm sein sollten.«

Jesus und seine Jünger

Johannes 2, 2: Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen.

Tiefe, ewige Freude

Unter dies Wort »Jesus und seine Jünger« möchten wir all unser Arbeiten für den Herrn stellen. Wir wollen nichts anderes, als demütige Jünger des Herrn sein, ihm dienen und sein Werk treiben, das er uns in die Hand befohlen hat. Wenn doch unsere Gemeinden dies Bild böten: Siehe – »Jesus und seine Jünger«! Welche Freude würde da durch unsere Reihen gehen! Denn in diesen kurzen Worten »Jesus und seine Jünger« ist eine tiefe und ewige Freude enthalten.

Große Freude, das war es, was in das Leben jener Männer hineinströmte, als sie zu Jesus gekommen waren. Seither waren sie eigentlich »Hochzeitsleute«, die nicht mehr traurig sein konnten, weil der Bräutigam bei ihnen war. Es ist wie ein Sinnbild dafür, daß der Heiland seine Jünger, kaum, daß sie in seine Nachfolge getreten waren, mit auf eine Hochzeit nahm. Das erste, was er ihnen schenkte, war ein Tag voller Freude, der wundervoll in das Wort zusammengefaßt werden konnte: »Er offenbarte seine Herrlichkeit.« Später sollten

sie auch mit ihm ins Leiden gehen. Zunächst aber schenkte er ihnen Tage des tiefen, seligen Sichfreuens.

Und das ist's, was Jesus seinen Jüngern auch heute schenkt. Jeder Tag mit ihm ist im Grunde ein Freudentag. Solange Jesus bei uns ist, können wir in unserer tiefsten Seele nicht traurig sein; und weil er bei uns ist alle Tage, so kommen wir eigentlich von der Hochzeit gar nicht mehr herunter.

Nicht, als ob das Leben der Jünger Jesu lauter Jubel wäre. Auch ihnen schickt der Herr Tage, wo sie nicht guten Muts sind und Psalmen singen können (Jak. 5, 13), sondern wo sie leiden und es auch wohl durch manches Herzweh und manche Tiefen der Not hindurchgeht. Wir wollen uns solchen Zeiten der Traurigkeit nicht innerlich entziehen. Wir wollen unseren Herrn immer ernst nehmen, auch dann, wenn er uns einmal ins Fasten hineinführt und uns seine Freude zeitweilig entzieht. Wir würden wenig Vertrautheit mit seinem Herzen verraten, wenn wir dann meinten, wir müßten tun, als ob das alles nicht so schlimm wäre, und es wäre unsere Aufgabe, uns so leicht wie möglich darüber hinwegzusetzen. Nein, wenn er uns Schweres schickt, dann wollen wir es so schwer nehmen, wie es gemeint ist, und uns nicht in oberflächlicher, gemachter »Freudigkeit« seiner Hand zu entwinden suchen. Aber auch in solchen Stunden ruht auf dem Grunde der Seele eines Jüngers Jesu eine ständige, tiefe Freude, der Friede, der in dem Wort ausgesprochen ist: »Jesus und seine Jünger.« Er hat mich angenommen. Er hat mir alle meine Schuld vergeben. Er hat mir den Eingang bereitet ins Vaterhaus. Ich bin nicht mehr Irrfahrer und Fremdling, sondern Gottes Hausgenosse und Gottes Kind. Und ob dieser Friede nicht immer in helle Flammen jubelnder Freude ausbrechen kann, es bleibt dabei: »Jesus und seine Jünger.« Das Wort bedeutet tiefe, ewige Freude.

Die ersten Tage

In den ersten Tagen empfindet man das wohl mehr als später. Der Gegensatz gegen den jahrelangen Druck, aus dem wir herauskommen, läßt die befreite Seele tief aufatmen und aufjauchzen. Es ist, als säßen wir mit dem Heiland in unserer guten Stube und könnten uns nicht genugtun, ihn zu betrachten und ihn auszuforschen. Aber

dann sagt er: »Komm, nun wollen wir in den Alltag hineingehen, in die Werkstatt, in die Fabrik, in das Kontor, in die Familie, in die Mühe des Lebens.« Und ob dann auch nicht alles in uns strahlende Freude ist, Jesu Gegenwart verklärt alles mit seinem tiefen Wohlsein, das er uns schenkt. Er ist das Licht, das nicht, wie die Sonne morgens beim Aufgang, nur die Spitzen der Berge bestrahlt, so nur die seligen Höhepunkte des ersten Zusammenseins mit ihm beleuchtet, sondern das nun bis in die tiefsten Täler unseres Lebens hineinstrahlt, das auf jedem kleinsten Hälmlein und Blümchen liegt und sich im verborgensten Tröpflein Tau spiegelt, auch in den Tränen, die manchmal geweint werden müssen.

»Jesus und seine Jünger«, das ist tiefe Freude. *Die Kinder der Welt haben dafür kein Verständnis.* Ist das Band denn so fest, daß man immer zusammen sein muß, Jesus und seine Jünger? Kann man nie wieder leben, ohne daß Jesus immer dabei ist? Muß man alles das meiden, wobei Jesus nicht zusehen darf? Die Fragen zeigen schon, daß die Fragenden nicht von ferne ahnen, welche Freude in dem Wort beschlossen ist: »Jesus und seine Jünger.« Wenn man solchen Leuten die Freuden der Welt nähme, so bliebe ihnen nichts zurück. Und darum können sie sich unter den Jüngern, die bei Jesus sind, nichts anderes vorstellen als Kopfhänger und traurige Leute. Sie wissen nicht, wie Jesus reichlich vergilt, was man um seinetwillen aufgibt, wie wir unsere Feste feiern mit unserem Heiland, über der Bibel, im stillen Gebet, im Kreis der Brüder, und wie sich alle Schönheit der Welt und der Erde erst ganz *dem* Auge erschließt, das von Jesus und seiner Herrlichkeit berührt ist. Die Gemeinschaft mit ihm läßt wahrlich nicht die Blumen in unserem Leben erfrieren oder die Flügel gestutzt werden, so daß wir uns nicht erheben könnten. Nein, er gibt uns erst recht wahre Freude: »Du salbest mein Haupt mit Öl und *schenkest mir voll ein.*«

In den ersten Tagen merkt man das besonders, sagten wir. Es war eine *wunderbare Erweckungszeit* damals am Jordan. Solche Zeiten haben ihre Gefahren aber auch ihre große Freude, wenn das frohe Getöne im Lande ringsum erwacht. Man versteht so gut, wie Johannes in seinem Evangelium die Tage zählt, die Tage der ersten Liebe. Am ersten Tag war jene zehnte Stunde, seine Stunde mit dem Gotteslamm; von da an rechnete er sein Leben mit dem Herrn. Am zweiten Tage kamen dann Philippus und Nathanael dazu; und am

dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana. Die Zählung wurde nicht so fortgeführt. Das ist unmöglich. Aber damals, am Anfang, da war ihm alles so wichtig und herrlich, als man jeden Tag etwas Neues mit dem Meister erlebte und Herz und Auge täglich über neuer Gnade staunten. Die Gnade des Herrn ist sicher nicht geringer geworden mit der Zeit und auch dem Johannes nicht weniger köstlich; aber die ersten Tage haften doch besonders tief im Gedächtnis, die ersten Tage, als unser Leben auch unter die Überschrift gekommen war: »Jesus und seine Jünger.« In solchen Zeiten kann man nicht genug vom Heiland hören und mit anderen über ihn reden. Da gehen die Augen auf für längst bekannte Bibelverse. Man entdeckt Herrlichkeiten in seinem Wort, für die bisher das Verständnis fehlte. Das Herz erlebt es: »Sie werden über deinem Namen täglich fröhlich sein«, und wir verstehen den Dichter so gut, der, wenn er das Höchste sagen will und es doch eigentlich nicht aussprechen kann, so ganz schlicht singt: »*Es ist etwas,* des Heilands sein.« Der tiefe innerliche Jubel dieser ersten Tage ist *wie ein Brautgeschenk seiner Liebe,* eine Erstlingsgabe seiner Hand. Manche ärgern sich darüber, wenn einer so zählt; und es haben es auch wohl einmal einige unter uns recht mechanisch gemacht und auf die Tatsache viel zu viel und in falscher Weise Gewicht gelegt, daß man die Zeit, wohl gar den Tag, genau wissen müsse, da man zum Heiland kam. Für uns, die wir von Kindesbeinen an umklungen sind von der frohen Botschaft, liegen die Dinge in mancher Hinsicht anders als damals für die Jünger; und wir können und wollen den zarten ersten Regungen des göttlichen Lebens nicht äußerlich zählend und rechnend, vor allem nicht erzählend nachforschen. Und doch ist es bemerkenswert, in der Bibel zu beobachten, wie klar da bei den meisten die Anfänge waren, auch nachdem der Heiland sein Werk auf Erden vollendet hatte. Wo aber vielleicht jemand darüber trauert, daß er die Zeit der Anfänge seines Erlebens mit Jesus nicht zu sagen weiß, der höre doch ja unser Wort: Du sollst dich nicht über die Tage und Stunden freuen, da du zu ihm kamst. Ob du auch die Einzelheiten nicht so genau weißt und es sich bei dir nicht so von deinem übrigen inneren Erleben abgehoben hat, daß du nur zu ihm kamst: das ist's! Und manchem rufe ich zu: »Komm bald! Eine frühe und fröhliche Antwort ist Gnade!«

»Jesus und seine Jünger.« *Wer Jesus findet, findet auch seine Jünger.* »Längst vermißte Brüder find ich nun in seinen Jüngern wieder.« Es ist merkwürdig, sobald einer den Heiland gefunden hat, ist er damit auch unmittelbar eingetreten in den Kreis seiner Jünger und fühlt sich dort zu Hause. Ob ihm diese Leute früher noch so unsympathisch waren, ob es ihm noch so ungewohnt ist, in diesem Kreise zu verkehren, wer Jesus findet, findet auch seine Jünger und freut sich über sie, freut sich über jeden, der es mit ihm hält. Wir haben bei ihm ein Erbe gefunden, das, anders wie jedes natürliche Erbe, um so größer wird, je mehr Erben daran teilhaben. Bei jedem, der zu seiner Schar hinzukommt, sehen wir wieder neue Herrlichkeiten, wie sich an ihm unser Heiland bewiesen hat. Welch ein Willkommen war es, das dem Totschläger in der Freistatt entgegenklang (5. Mose 19, Jos. 20)! Dort begrüßten ihn die andern, die früher schon in diesen Zufluchtsort gelaufen waren, die mit Spannung vorher vielleicht seinen Lauf beobachtet hatten, ob er wohl vor dem Bluträcher die bergende Mauer erreichen werde. Wie haben sie ihm da die Hand gedrückt, wie haben sie all sein Erleben, das er ihnen berichtete, noch einmal mit ihm durchlebt! Wie haben sie da mit ihm alle die alten Psalmen gesungen, die ihnen nie so geklungen hatten wie damals, wo sie selbst in die Freistatt aufgenommen wurden! Ja, da begrüßt man sich zum erstenmal, auch wenn man sich schon lange äußerlich kannte. Man begrüßt sich jetzt unter dem Geheimnis des Wortes: »Jesus und seine Jünger.«

Und die Liebe zu seinen Jüngern vergrößert die Freude, die man in Jesus hat. Es ist, als ob sich in jedem unserer Brüder aufs neue die große gemeinsame Freude breche und uns ins Auge strahle. Darum fehlt uns auch immer wieder etwas bei unseren Zusammenkünften, wenn einige, die innerlich zu uns gehören, nicht da sind, als ob bei allem Genuß an Gottes Wort und der Gegenwart des Herrn es uns ein wenig die Freude trübe, daß einige seiner Freunde nicht unter uns sind. Es geht uns, wie es in jenem Jünglingsverein war, der wohl im Gemeindesaal tagen durfte, aber die Heizung selber stellen mußte. Da beschlossen die jungen Männer, daß jeder zu den Versammlungen zwei bis drei Scheit Holz mitbringen mußte. Und *wenn nun einige nicht kamen, dann wurden die andern auch nicht recht warm.*

Wie dort äußerlich, so geht es uns innerlich im Kreise der Jünger Jesu.

»Jesus und seine Jünger.« *Jesus bringt seine Jünger immer mit.* Wer seine Jünger nicht will, findet ihn auch nicht. Darin ist Jesus empfindlich. Wer seine Jünger haßt, der denke an das Wort: »Saul, Saul, was verfolgst du mich?« Was seinen Jüngern angetan ist, das rechnet im Guten wie im Bösen der Heiland als ihm getan. Wer sich von Jesu Jüngern zurückhält, weil sie ihm nicht fein genug sind, weil er die Schmach, die auf ihrem Kreise liegt, nicht tragen will, zu dem kommt Jesus selber auch nicht.

Man kann das Wort auch umdrehen: *Die Jünger und ihr Jesus.* Die Jünger bringen auch ihren Jesus mit. Und wer den Heiland nicht zu sich lädt und ihn in seinem Hause auf seinen Festen nicht haben will, der ist auch über den Anblick seiner Jünger nicht erfreut. Man merkt es, sie haben ein Geheimnis: Jesus ist bei ihnen. Sie sind nie mehr ohne ihn. Vielen ist schon der Anblick eines Menschen, der es ernst nimmt mit dem Herrn, ein Ärgernis. Man freut sich, wenn solche Gäste auf die Einladung hin absagen oder frühzeitig das Fest verlassen, zu dem man sie bitten mußte. Dann atmen die andern auf: Jetzt kann man »sich gehen lassen«. In manche Gesellschaft passen sie wirklich nicht hinein, »Jesus und seine Jünger«. Das ist freilich schlimm. Im Himmel gibt es nur solche Leute, nur »Jesus und seine Jünger«. Da erhebt sich die Frage, ob dein Leben, der du doch »in den Himmel kommen möchtest«, in den Himmel hineinpaßt.

»Jesus und seine Jünger.« *Durch die Jünger des Herrn werden uns wohl einmal allerlei Aufgaben gestellt,* so wie ganz äußerlich offenbar hier dem Bräutigam von Kana, dessen Gast die Mutter Jesu war. Und nun wurde auch Jesus zur Hochzeit geladen und brachte seine Jünger mit, offenbar mehr Personen, als man erwartet hatte. So reichten die Vorräte nicht aus. Da entstand *eine Verlegenheit durch die Jünger Jesu.* Dort rein äußerlich, aber manchmal machen uns Jünger Jesu wohl auch innerlich wirklich Mühe. Man hat an ihnen zu tragen. Sie sind nicht ohne Fehler, ja haben manchmal sehr ins Auge fallende Fehler. Da gilt es, daß wir uns miteinander einleben müssen und auch, wenn unter den Jüngern Jesu wunderliche Leute sind, dennoch die Liebe festhalten, uns dennoch auch über sie freuen und die Schönheiten herausfinden, die ihr Meister in ihr Le-

ben hineingelegt hat. Der Herr erwartet es von uns, daß wir uns unter die Lasten auch unserer Brüder stellen, unter die Belastung, die ihre Eigenart und vielleicht auch ihre Unart dem ganzen Kreise auflegen. Aber laßt uns nie Jünger Jesu von uns abstoßen, auch wenn sie zunächst uns Mühe machen! *»Des Heilandes kranke Leute sollen uns immer noch lieber sein als der Welt ihre gesunden.«* So hat uns Tersteegen gelehrt. Und ob wir auch nicht alles gutheißen können und uns manchmal sogar schämen müssen, wir wollen doch das Band hoch und teuer halten, das uns mit ihnen umschließt: »Jesus und seine Jünger.«

Ein ewiges Band

Jesus schämt sich seiner Jünger nicht. Sie waren erst ganz kurz bei ihm. Sie konnten noch nicht viel von der Art seines Reiches an sich haben; und doch stellte er sich mit ihnen in diesem engen Verband zusammen und wollte nie wieder ohne sie sein. »Jesus und seine Jünger!« Wir schämen uns oft unserer Brüder; und doch hätten sie wohl auch recht, sich unserer zu schämen. »Er aber schämt sich nicht, sie Brüder zu heißen« (Hebr. 2, 11). Er hat sie einmal angenommen und sein Werk mit ihnen begonnen. Und ob sie ihm oft genug wenig Ehre machen, er schämt sich ihrer nicht. Er wagt es mit uns, ob er auch nicht sicher ist, was alles für Schande und Schmerz wir ihm bereiten werden. Er nimmt uns nicht nur *zur Probe an oder auf Kündigung,* nein, *das soll ein ewiges Band sein:* »Jesus und seine Jünger.«

Darum liegt aber auf uns eine *hohe Verantwortung.* Er schließt sich ganz mit uns zusammen, ja noch mehr, man kann wohl sagen: Er hat seine Sache auf Erden ganz in unsere Hand gelegt, ob wir noch so schwach sind. Er will durch unser Bekenntnis und Zeugnis auf Erden zu den Menschen kommen. Welch hohe Aufgabe und königliche Würde liegt darin beschlossen! Wir tragen seinen Namen und die Farben unseres Königs; seine Ehre steht auf dem Spiel. Es fällt auf ihn, wenn wir versagen. Es hindert sein Werk. Es ist *wie eine gemeinsame Firma:* »Jesus und seine Jünger.« Wie des einen Herrlichkeit die andern überstrahlt, so lastet jeder Fehler und jede Sünde der andern auch auf der Sache des einen und verschließt ihm man-

ches Herz und raubt ihm das Zutrauen der Menschen. Darum muß es durch unser Herz gehen: »Auserkorne, Hochgeborne, standsgemäß man wandeln muß.« Es gilt, daß wir uns hüten vor aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, daß wir uns »als ihm verlobt tragen«, daß seine Gegenwart uns stets vor Augen steht und unser ganzes Leben Stunde um Stunde von diesem Wort beherrscht wird: »Jesus und seine Jünger.«

Ja, das ist *ein ewiges Band.* Jesus und seine Jünger gehören zusammen. In dem Wort liegt die Gewißheit, daß er in Ewigkeit nicht ohne die Seinen sein will. Wenn die Bibel in schwacher, irdischer Sprache die Herrlichkeit der neuen Welt schildern will, dann sehen wir ein großes Hochzeitsmahl: »Jesus und seine Jünger.« Er will nicht allein sein. Er will die Seinen bei sich haben. Das ist uns ein Trost. Wie viele Gefahren liegen noch vor uns, wie viele Möglichkeiten, ihn zu verlieren, untreu zu werden, in Lauheit zu verfallen! Wie viele Bemühungen des bösen Feindes umgeben uns, uns von ihm abtrünnig zu machen! Wir halten uns an dieses Wort: »Jesus und seine Jünger.« Er bringt die Seinen bis ans Ziel. Die er Gott erkauft hat mit seinem Blut, die stellt er auch seinem Vater dar: »Ererbet das Reich!« Jesus und seine Jünger, die sollen nun nie wieder geschieden werden. *Jesus voran,* er ist es, der uns suchte und fand und uns durchträgt bis ans gewünschte Ziel. Jesus voran, *aber wir ihm nach.* »Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.« Wie wollen wir uns freuen auf den Tag, wo es für alle Ewigkeit in die Erscheinung tritt: Siehe da, »Jesus und seine Jünger«!

Wir haben gefunden

Johannes 1, 35–39: Des andern Tages stand abermals Johannes und zwei seiner Jünger. Und als er sah Jesum wandeln, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm! Und die zwei Jünger hörten ihn reden und folgten Jesu nach. Jesus aber wandte sich um und sah sie nachfolgen und sprach zu ihnen: Was suchet ihr? Sie aber sprachen zu ihm: Rabbi (das ist verdolmetscht: Meister), wo bist du zur Herberge? Er sprach zu ihnen: Kommt und sehet's! Sie kamen und sahen's und blieben den Tag bei ihm. Es war aber um die zehnte Stunde.

»Heureka!« – ich habe gefunden –, so rief ein berühmter Forscher des Altertums aus, als er ein wichtiges naturwissenschaftliches Gesetz entdeckt hatte. Finden! Gefunden! Das Wort erklingt in derselben griechischen Sprache immer wieder in dem Abschnitt von der Begegnung Jesu mit seinen ersten Jüngern. Dort können wir lernen, *wie man Jesus findet.*

Wir schauen in bewegte Tage hinein. Die Menschen drängen sich um Johannes, den Täufer am Jordan. Durch die Reihen hindurch sehen wir Jesus schreiten, fast feierlich, still und von den meisten unbeachtet, nach dem Wort des Propheten: »Er wird nicht schreien noch rufen, und man wird seine Stimme nicht hören auf den Gassen« (Jes. 42, 2). Aber wie der Magnet das Eisen, so zieht er unwiderstehlich die nach dem Heil verlangenden Menschen an sich. Dabei drängt er sich nicht auf, sondern wartet darauf, wie der Vater die ihm zuführt, die er zu ihm, dem Sohn, zieht.

Es ist ein Geheimnis um *dieses Ziehen des Vaters zum Sohn* hin, damals und auch heute noch. Da fängt das Wort Gottes in einem Menschenleben an zu rumoren, das Fragen wacht auf, Unruhe bemächtigt sich der Erweckten, die nirgendwo ihre Genüge finden. Den andern ist man unverständlich in seinem Benehmen. Man wird von ihnen vielleicht belächelt oder bedauert, als ob man schwermütig oder wunderlich geworden sei. Man weiß selbst nicht, wo man es suchen soll, und ist sich selbst ein Rätsel:

»Fraget doch nicht, was mir fehle!
Forschet nicht nach meinem Schmerz!
Durst nach Gott füllt meine Seele,
Drang zu Gott verzehrt mein Herz.
Gebt mir alles, und ich bleibe
ohne Gott doch arm und leer;
unbefriedigt, dürstend treibe
in der Welt ich mich umher.«

Gottes Geist arbeitet an einem Menschenherzen, um es hinzuführen zu dem Lamm Gottes. Er arbeitet richtend und rettend. *Richtend!* Unter der Predigt des Täufers wie früher in der Schule des Gesetzes hatten die Männer wohl oft geseufzt nach einer Errettung aus der

Not ihrer Sünde. Über all den Opfern im Tempel wachte bei ihnen nur die eine Frage auf: Wann kommt »das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt«? Aus der Art, wie dieses Wort vom Täufer gesprochen und alsbald von diesen Männern verstanden wurde, können wir entnehmen, daß das der Gegenstand ihrer Gespräche und ihrer Hoffnung war: das Lamm Gottes, die Vergebung der Sünde. Das ist auch heute noch der innerste Kern der heiligen Unruhe, in die Gottes Geist einen Menschen treibt: *das Fragen nach der Vergebung der Sünde.* Man kann nicht mehr gleichgültig sein über alter Schuld, nicht mehr leichtfertig im Blick auf das zukünftige Gericht. Über den Menschen kommt die Sorge ums Seligwerden, die Furcht vor dem Verlorengehen.

Es gibt eine Gnadenzeit

Richtend arbeitet Gottes Geist und *rettend;* denn immer wieder läßt er den Menschen hell und klar bezeugen wie dort den Jüngern des Täufers: »Siehe, das ist Gottes Lamm!« Viele werden das Wort heute überhören. Sie wissen mit dem »Namen über alle Namen« nichts anzufangen. Sie lehnen ihn ab, stolz, von oben herab. Der wird es nicht tun, der in der Not steckt. Wo einer, unter seiner Sünde gebeugt, ausschaut nach einem Retter, da weckt dieses Wort von dem Lamm Gottes den gedrückten Gemütern Hoffnung: *Es kann noch einmal alles, alles wieder gut werden!* Es gibt doch ein Herauskommen aus diesem Schmachten und Darben. Es gibt doch noch eine Vergebung der Sünde, so daß ich noch einmal ganz von vorn anfangen darf.

Und zu diesem deutlichen Klang von der frohen Botschaft fügt der Vater im Himmel die Umstände und Verhältnisse der Menschen so, daß sie es merken, dies Ziehen des Vaters zum Sohne. Es war damals eine besondere Zeit, ein Warten, ein Sich-Beugen, ein Rufen und Weisen. Gestern: »Siehe, das ist Gottes Lamm!«, heute: »Siehe, das ist Gottes Lamm!« Ein Tag sagte es dem andern: »Der Heiland ist nah!« Die frohe Botschaft zog und flog durch das Land. *Es war Gnadenzeit.*

Es gibt auch heute noch solche Gnadenzeiten. Johannes hat damals die Tage gezählt, und mitten darin war der eine Tag, an dem er selbst

zu Jesus kam. Haben wir nicht auch, liebe Brüder, ebenso *die Tage gezählt,* damals, als uns zum ersten Male ein seliger Morgen dämmerte ohne die alte, müde Qual des bösen Gewissens? Da merkt das Herz: Jetzt hat die große Glocke angeschlagen – für mich! Vorigen Sonntag kam diese Botschaft, gestern traf mich jenes Wort, heute wieder ein anderes. Was ist nur im Werk? Sollte der Herr wirklich mich meinen, es mit mir zu tun haben? Was geht hier vor? »Des andern Tages«, heißt es hier, und wieder: »Des andern Tages«, und zum dritten Male: »Des andern Tages.« Merkwürdig, was alles geschieht! Und innerlich erhebt sich ein Finger: Es wird Zeit! Da ziehen schon einige an uns vorüber ihre Straße fröhlich. Da hört man schon die Psalmen der Errettung von denen, die gefunden haben. Fragst du gar nichts danach, daß die Tage dahineilen, wo die Errettung so nahe ist? Es gibt eine Gnadenzeit für jedes Herz; es gibt auch ein Ende der Gnadenzeit; *es gibt ein »Zuspät«.* Fragst du gar nichts danach?

Und wie die Botschaft Tag für Tag erschallt, so ergeben sich auch *die Begegnungen mit dem Herrn.* Bei uns wie dort bei den Jüngern ist zu merken, daß er sich zu schaffen macht in einem Menschenleben. So mancherlei begibt sich. Da sind Veränderungen, Erlebnisse vorgekommen, die uns nicht gleichgültig lassen. Es ist, als ob eine Hand im Zimmer die Möbel rückt, um in eine dunkle Ecke zu leuchten und den verlorenen Groschen zu suchen. Merkst du dies Rücken auch in deinem Leben, *dies Greifen der Hand, die das Verlorene sucht?* Durch Freud und Leid greift sie, durch Krankheit und Sterbefall, durch gnädige Bewahrung und Aushilfe. Es ist seine Hand. Es handelt sich ums Finden und ums Gefundenwerden.

Was sollen wir tun?

Was sollen wir da tun? »Die zwei Jünger hörten Johannes reden und folgten Jesus nach.« Das sollen wir tun: *Jesus folgen,* damit wir ihn finden, mit der Bußpredigt des Johannes im Herzen von Johannes hinweggehen zu Jesus, dem Heiland. Das ist ein gewaltiger Aufbruch im Leben eines Menschen; da schrecken manche zurück. Viele unter uns fühlen sich im Bewußtsein der allgemeinen Sündhaftigkeit *so wehmütig wohl bei Johannes dem Täufer* und seiner schar-

fen und ernsten Bußpredigt, die sie um so lieber hören, je ernster und schärfer sie ist; aber *sie schieben jede Entscheidung von sich ab* und halten sich für sich selbst die Wahrheit des Wortes Gottes drei Schritte vom Leibe. Sie wollen sich nicht zu Jesus weisen lassen, wiewohl der Finger des Täufers nur dorthin zeigt und jede rechte Buße enden muß zu Jesu Füßen. Beim Gefühl ihrer Schuld und Sünde, beim Warten auf die Erlösung wollen sie es genügen lassen. Sie fühlen sich mehr angezogen von dem ernsten Trauern um Johannes her als von der Freude, die aus dem Leben der Jünger Jesu hervorleuchtet. Nun Jesus da ist, kommen sie nicht zu ihm. Jesus geht vorüber. An ihnen geht er vorbei. Sie haben ihn nicht ergriffen. Alle ihre Buße war doch nicht ganz ernst gemeint; denn jetzt, wo es möglich ist, von der Sündenlast los und Gottes Kind zu werden, da bleiben sie stillstehen. Es brannte ihnen doch noch nicht in ihrer Seele die Sorge um Himmel und Hölle. Wem diese Not aufgebrochen ist, bei dem gilt es aufstehen, vielleicht auch sich trennen von dem bisherigen Lebenskreis. Folge ihm nach! Ja, das gilt es! Laß alles andere liegen, mach dich an Jesus heran, so daß er deinen Schritt hört und das Klopfen deines Herzens!

da sollt ihr erfahren: Er wendet sich nach euch um. Wie mag es den Jüngern durchs Herz gegangen sein: *»Jesus wandte sich um und sah sie nachfolgen.«* Zum ersten Male schaute dies Auge sie an, zum ersten Male redete diese Stimme mit ihnen. Er kümmerte sich um sie. Das soll auch unsere Erfahrung sein, wenn wir ihm nachfolgen. Vielleicht folgt einer ihm nur zaghaft, aber er möchte ihn doch nie wieder aus dem Auge verlieren, ob Jesus sich seiner vielleicht einmal erbarme. Doch scheint der Herr ihn nicht zu beachten und wendet ihm den Rücken zu. Aber er sieht euch doch; er hört das heimliche Rufen eures Herzens; er fühlt den hungrigen Blick eurer Augen. Folgt ihm nach! Dann kommt die Stunde, da ein Mensch es weiß: Jetzt hat er sich nach mir umgewandt; *jetzt hat er es nur mit mir zu tun;* jetzt macht er sich zu schaffen an meinen Ketten; jetzt greift sein Herz nach meinem Herzen!

Jesus wandte sich um und sprach zu ihnen: *»Was sucht ihr?«* Ja, wenn sie das nur selbst richtig gewußt hätten! »Dich suchen wir«, so hätten sie am liebsten gerufen und wären ihm zu Füßen gefallen. »Dich, Herr, niemand und nichts sonst!« Aber es ging damals nicht stürmisch zu, sondern ganz still. Die Frage des Herrn hat ihnen Mut

gemacht: »Meister, wir möchten dich gern länger, wir möchten dich gern allein sprechen. Wo bist du zur Herberge?« So wird Jesus gefunden, indem man ihm nachfolgt. Das ist nicht ein leichtes Einherschreiten, es ist ein ernster, schwerer Gang, und jeder *Schritt zieht ernste Folgen nach sich.* Durch die Frage: »Was sucht ihr?« treibt Jesus die Menschen dazu, daß sie sich klar werden über sich selbst und ihr Verlangen. Sie sollen nicht nur aufs Geratewohl nun ihm zulaufen wie früher dem Täufer. Sie sollen wissen, was sie tun, und die Kosten überschlagen. Der Heiland fängt ihre Seele nicht mit heimlichem, listigem Netz oder Strick. Er ruft sie, er fragt sie nach ihrem Begehr. Er bindet sie an sich ohne jeden Zwang, indem er ihnen auch das Fortgehen oder das Zurückweichen freiläßt. Sie müssen ihm von sich aus folgen, wenn sie ihn finden wollen in der Herberge. »Kommt und sehet's!« In der Stille des Hauses, allein mit ihm, sollen sie sich entscheiden. Da sollen die Würfel fallen über ihr Leben durch eigenen heiligen Entschluß.

»Sie kamen und sahen es.« Mit diesen Worten zieht Johannes einen zarten Schleier über das, was dort weiter vorging. Er berichtet nicht, wie Jesus in diesem Gespräch, das er wohl nie vergessen hat, sich ihnen enthüllte als der Welt Heiland, als Gottes Lamm. Voll heimlichen Bangens und in zitternder Erwartung werden sie in die Herberge hineingegangen sein. *Zu Jesus gingen sie und gingen nie wieder von ihm fort.* »Sie blieben den Tag bei ihm« und von da an alle Tage.

So kann man Jesus finden, nur so: durch eine stille, heimliche Aussprache mit ihm *in seiner Herberge,* im Kämmerlein, alles andere ausgeschlossen, Jesus und du eingeschlossen, auf den Knien, Auge in Auge mit ihm. Aber vor diesem letzten Schritt scheut sich mancher. Wenn es so ganz persönlich wird, daß man ihm allein begegnen muß, dann weichen viele zurück und machen Ausflüchte. Aber davon hängt alles ab, daß einer kommt. Jesu Ruf: *»Kommt und sehet es!«* fordert eine Entscheidung. Er nimmt uns ganz in Anspruch für den Herrn und für ihn allein. Jesu Ruf: »Kommt und sehet es!« hat einen Geist der Gnade. Er will uns losreißen aus aller Unentschiedenheit und lähmenden Lauheit, daß wir mit einem Ruck und Riß den Entschluß fassen: *»Jesus, sieh her, ich komm!«*

Aber das bedeutet eine tiefe Beugung, ein beschämendes Bekenntnis. Er ist schwer, dieser letzte Schritt, allein ins Kämmerlein, Jesus einmal stillhalten, ihn einmal ausreden lassen mit meiner Seele. Darum heißt es in der Geschichte vom verlorenen Sohn: »Da er noch fern von dannen war, sah ihn sein Vater, und er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn.« Der Vater wußte, daß *der letzte Schritt,* hineinzugehen, dem verlorenen Sohn *der schwerste* war. All das Wandern aus der Ferne dem Vaterhaus entgegen war getragen von einer leisen Hoffnung. Jetzt kommt die letzte Wegwendung, jetzt kommt der letzte Schritt. Er muß hineingehen. Er muß sich beugen. Es bestand die Gefahr, daß er doch noch draußen blieb, doch noch wieder umgekehrt wäre. Da lief ihm der Vater entgegen und half ihm zu diesem letzten Schritt. So steht auch Jesu Wort heute an unserem Weg: »Kommt und sehet es!« Ihr alle, die ihr den letzten Schritt immer noch nicht getan habt, der Heiland wartet! Er kommt euch entgegen! Er wird euch die Aussprache leicht machen. Er wird euch wunderbar wohltun und eure Seele annehmen in seinen Frieden. Kommt und sehet es und geht zu ihm hinein in die Herberge!

Da werdet ihr Jesus finden, *das Lamm Gottes.* Damals haben es die Jünger nur ahnend erkannt, was ihnen später erst voll offenbart wurde, als sie unter seinem Kreuz standen, und was derselbe Johannes nach langen Jahrzehnten so einfach und klar niederschreibt: »Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde« (1. Joh. 1, 7). Das ist es, was wir in jener Herberge finden: das Lamm Gottes, Tag für Tag den Heiland. Den Heiland! Das ist ein seliges »Heute« für jeden Zachäus, der lange wartete und von ferne saß. Das ist ein barmherziges Aufrichten durch eine gnädige Hand für jede Sünderin, die in ihren Tränen zu seinen Füßen liegt. Das ist ein Paradies für jeden Schächer, für jede in Schuld und Sünde gestrandete Existenz, die sich in ihrer Not auf ihn wirft. Sie alle sind gekommen zu ihm in seine Herberge, und heute ist der Zug noch nicht abgebrochen derer, die nach stiller Zwiesprache mit ihm es dankbar rühmen: »Siehe, das ist Gottes Lamm!«

»Es war aber um die zehnte Stunde«, so schreibt Johannes in seinem Bericht. Das hat er nie vergessen. Deutlich stand es ihm

noch im hohen Alter, als er sein Evangelium schrieb, vor Augen: Es war nachmittags 4 Uhr, *es war um die zehnte Stunde,* da fing mein Leben mit Jesus an. In diesem Wort: »Es war um die zehnte Stunde« liegt so besonders ein Klang *froher Gewißheit.* Das war ein Handschlag, der galt; das war eine Zusammenkunft, die band für immer. Das war ein Finden und Gefundenwerden, das nie mehr zerriß. Das war ein neuer Anfang, der in Ewigkeit kein Ende nimmt. Nicht alle können so von einer bestimmten Stunde erzählen, da der Herr sie zu sich rief. Und nicht darauf kommt es an, sondern auf den Inhalt dieser Stunde. Es war *die Stunde mit dem Gotteslamm.* Hast du solche Stunde auch schon in deinem Leben gehabt? Viele schöne Stunden hast du gezählt, und schnell sind sie vergangen wie ein flüchtiger Sonnenstrahl. Viele leere Stunden hast du vertändelt und vertan; sie sind wie Spreu verweht. Viele Sündenstunden liegen hinter dir. Ach, wären sie verweht! Aber sie lasten schwer und quälen sehr. Viele dunkle Stunden zogen heran voll Trauer und Leid. Eine Frage: War unter all diesen Stunden auch die eine, die zehnte Stunde, deine Stunde mit dem Gotteslamm? Dann ist es auch dein Lied:

»Unter tausend frohen Stunden,
die im Leben ich gefunden,
blieb nur eine mir getreu,
eine, wo in tausend Schmerzen
ich erfuhr in meinem Herzen,
wer für mich gestorben sei.«

Zu Jesus geführt

Johannes 1, 40–42: Einer aus den zweien, die von Johannes hörten und Jesu nachfolgten, war Andreas, der Bruder des Simon Petrus. Der findet am ersten seinen Bruder Simon und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden (welches ist verdolmetscht: der Gesalbte), und führte ihn zu Jesu. Da ihn Jesus sah, sprach er: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas heißen (das wird verdolmetscht: ein Fels).

Einer darf dem andern Werkzeug Gottes sein

»Es war um die zehnte Stunde.« So schreibt Johannes noch nach

Jahrzehnten über seine erste Begegnung mit Jesus. An jenem Tage kam er mit Andreas nachmittags gegen 4 Uhr in die Herberge des Meisters, und sie blieben den Tag – und von da an alle Tage – bei ihm. Aber alsbald, wie es scheint noch vor Abend, gingen sie beide aus, um ihre Brüder zu suchen, Johannes den Jakobus, Andreas den Petrus. Andreas findet zuerst seinen Bruder Simon. »Und *er führte ihn zu Jesus.*« Es ist Gottes Wille, daß das Werk der Gnade immer von Person zu Person weitergeht. Zuerst stand dort der Täufer, dann diese zwei Jünger. Durch sie wurden ihre beiden Brüder und so immer weiter einer durch den andern zu Jesus geführt. *Gerettetsein gibt Rettersinn!* Wer Jesu Gnade an seinem Herzen erfahren hat, in dem erwacht alsbald der Trieb, mit der empfangenen Gabe treu zu sein. »Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.« Wer selbst aus der Unruhe und Friedelosigkeit heraus von Gottes Erbarmen ergriffen wurde, der spricht mit dem Psalmisten: »Ich will die Übertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren« (Ps. 51, 15).

Es ist so Gottes Wille. Und auch ganz geringe und noch *schwache Jünger des Herrn können diesen Dienst für ihren Meister tun.* Andreas nahm seinen Bruder an der Hand und führte ihn zu Jesus, wiewohl er selbst erst *einmal* bei Jesus gewesen war. Er hatte kaum ein Fünkchen empfangen, aber doch brachte er seinem Bruder schon Licht. Ohne Zweifel war von diesem Bruderpaar Petrus der bedeutendere; aber ihm wurde die entscheidende Hilfe geleistet durch seinen zwar älteren, aber unbedeutenderen Bruder. Andreas war kein Petrus, aber er konnte doch einem Petrus die Tür ins Himmelreich auftun. Es ist niemand zu gering – wenn er nur Jesus kennt, so soll er im Dienst dieses Meisters andere ihm zuführen.

Es mochte für den älteren Bruder Andreas nicht leicht sein, daß nun seinem jüngeren Bruder vom Heiland solch ein wichtiges Wort zugerufen wurde, als er ihn begrüßte. Aber wir wollen *nicht murren, wenn Letzte Erste werden,* wenn solche, die vielleicht später als wir erst Jesus ergriffen haben, nun von ihm mit größeren Aufgaben an wichtigeren Posten beauftragt werden.

Für Petrus war es auch für sein ganzes Leben heilsam, sich daran zu erinnern, *daß er einem andern sein Heil verdankte.* So werden wir fest in herzlicher Liebe in die Gemeinschaft der Brüder hineinge-

fügt, wenn es jedem einzelnen klarbleibt, daß er nicht für sich allein steht, sondern vieles, ja das Meiste und Beste andern verdankt, ihrer treuen Handleitung und ihrem Zeugnis. Das bindet zusammen.

Und darum soll sich auch niemand weigern, *von einem geringeren Bruder Tat und Hilfe in Anspruch zu nehmen* oder sich Zurechtweisung gefallen zu lassen. Es kann in Gottes Hand oft ein sehr einfaches Glied der Gemeinde Jesu Christi, das wir vielleicht kaum beachtet und in seinem Wert erkannt haben, das Werkzeug sein, das andern lebenswichtige und entscheidende Dienste tun muß. Mancher Ananias hat sein Leben lang still im Hintergrund gestanden, während »sein« Saulus, dem er die Augen öffnen durfte, seinen großen Weg machte zu Gottes Ehre (Apg. 9).

»Andreas findet seinen Bruder Simon.« Indem er ihn äußerlich fand, geschah es, daß er ihn ganz neu »fand« als seinen Bruder. Sie wurden *von da an Brüder in Christo.* In tieferem Sinn steht über dieser Stunde geschrieben: »Er findet seinen Bruder.« So oft ist einem Jünger des Herrn, der andern vielleicht zum Segen gesetzt wurde, der Einfluß auf die eigenen Verwandten versagt. Ja, durch seine Bekehrung zum Herrn ist vielleicht ein Riß zwischen ihm und seiner ganzen Familie entstanden, der tief und immer aufs neue schmerzt. Wie wundervoll ist dann Gottes Geschenk, wenn das natürliche Band der Blutsverwandtschaft nun zu einer ganz anderen, tief geistlichen Verbundenheit umgestaltet wird! Er hat in Christo die Seinen »gefunden«.

Petrus hat sich wohl sonst nicht so leicht von Andreas leiten lassen: aber hier folgte er ihm alsbald. Auch er war ja unter den Scharen, die aus ihrer galiläischen Heimat zum Täufer gekommen waren, weil sie nach Gottes Hilfe suchten in der Not ihrer Seele. Darum ja auch eilte Andreas so schnell zu ihm. *Andreas, selbst ein Suchender, kannte das Suchen seines Bruders.* Ach, die, die selbst dies brennende Verlangen nach Frieden und nach Gottes Gnade im Herzen getragen haben, verstehen ja am besten die suchenden Leute, wie sie warten auf das lösende Wort für die Fragen ihres Herzens, wie sie harren des entscheidenden Griffes, der sie voranreißt, sie anfaßt und hinführt hinein in das Land des Glücks. Im Alten Testament heißt es einmal: »Ihr wisset um der Fremdlinge Herz, denn ihr seid auch

Fremdlinge gewesen« (2. Mose 23, 9). Wahrlich, gerade die unter uns, die selbst geschmachtet haben im Durst ihrer Seele nach einem Tröpflein Tau der Erquickung, die aus eigener Erfahrung das Lied kennen: »Sie suchen, was sie nicht finden in Liebe und Ehre und Glück, und kommen belastet mit Sünden und unbefriedigt zurück«, – die sollten mit ganzem Ernst der Aufgabe gedenken: Wir müssen die andern zu Jesus führen.

Das Zeugnis läßt aufhorchen

Wie soll das geschehen? Immer wieder zeigt es die Erfahrung, daß Menschen ihre Hand ausstrecken nach dem gleichen Heil, wenn ihnen *das Zeugnis* begegnet: *»Ich habe gefunden!«* Dies Wort »gefunden« sprang ja damals von einem zum andern weiter dort am Jordan. Gefunden! In dem Wort klingt das tiefe Glück eines, der nach Hause gekommen ist, in die Ruhe, nach der friedlosen Hast und Suche. »Ich habe gefunden!« Andreas *berichtete* nicht dem Petrus, daß dort in der Herberge Jesus sei, der Messias des Volkes Israel; nein, sein Bericht war *ein freudiges Zeugnis:* »Ich habe ihn auch gefunden!« Da werden auch unter uns die Verschüchterten und Ängstlichen, die so gern zur Ruhe kämen, aufhorchen; da werden sie fragen und kommen und finden, wenn sie dies frohe Zeugnis vernehmen von dem, was Gott an unserer Seele getan hat: »Ich habe gefunden!«

Und doppelt herzlich und lockend klingt es, wenn es nicht nur heißt: »Ich habe gefunden«, sondern »Wir haben gefunden.« Auch andere sind denselben Weg gegangen, haben an derselben Tür angeklopft, und ihnen ist auch aufgetan worden. Auch aus ihrem Leben, ihrem Munde ertönt dasselbe Zeugnis; aus ihrem Auge leuchtet dieselbe Freude: »Wir haben gefunden!« *Freude ist ein Chorgesang und erst recht die Freude am Herrn.* Wenn dieser Chor emporklingt »Wir haben gefunden«, in dem man den Widerhall vernimmt der Erfahrung vieler begnadigter Herzen, dann werden es die Elenden hören und sich freuen. Dann werden sie kommen und Jesus finden.

Es ist ja nicht ein Zeugnis *von uns;* nicht was wir *sind* oder geworden sind, preisen wir den Leuten an, sondern was wir *gefunden haben.* Das sagte Andreas dem Petrus und führte ihn zu Jesus. Nicht zu uns

wollen wir die Menschen führen und rufen, daß sie bei uns sich aufhalten. »Jesus«, das ist der Name, der durch all unser Zeugnis töne! »Wenn er nur bei Jesus ist«, so dachte Andreas, als er seinen Bruder zum Heiland führte, »dann ist alles gut. Wenn er ihm nur einmal begegnet, dies Auge sieht, diese Stimme hört, diese Liebe schmeckt, dann wird er ihn finden; dann wird er gefunden.«

Vereinzelt und gebunden

Ja, da hat Petrus gefunden, da wurde er gefunden. Da ihn Jesus sah, sprach er: »Du bist Simon, Jonas Sohn, du sollst Kephas heißen« – das ist: ein Fels. Das war der erste Blick, den Jesus auf Petrus wirft, sein erstes Wort an ihn. *Auch für Jesus war dies ein unvergeßlicher Augenblick.* Das Wichtigste für ihn waren seine Jünger. Von denen würde seine spätere Gemeinde abhängen. Mit welchen Augen wird er darum wohl diesen Petrus angeschaut haben! Es war seines Vaters Gabe an ihn. »Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir.« Und hier gab ihm der Vater den Jünger und Freund, der zu besonderem Dienst bestimmt war, der der Grund und Halt der kommenden Gemeinde sein sollte. Darum diese bedeutungsvolle Begrüßung.

»Du bist Simon.« *Dieses Wort »du« vereinzelt,* isoliert den Menschen. Wir alle leben gern, so sehr ein jeder auf sich selbst bedacht ist und das Seine sucht, in den großen Fragen der Religion im »Wir«. Wir halten es da am liebsten so, wie es alle halten, und möchten uns möglichst wenig unterscheiden von den andern. Darum sind die meisten Menschen ihr Leben lang darauf bedacht, in diesen Fragen des inneren Lebens und der Stellung zu Gott alles in der Schwebe zu lassen. Man redet vom »Christentum«. Man spricht von »uns Christen«, »wir Christen«. In solche unklare und halbdunkle Haltung fährt das Wort »du« wie ein Schwert hinein und scheidet uns von den andern. »Du, Simon«, sagt Jesus. »Jetzt geht es um dich, nicht um die andern, nicht um die Allgemeinheit. Du stehst jetzt vor mir; mit dir habe ich zu tun.« Da wird es einsam um Petrus her, ob auch sein Bruder ganz nahe bei ihm gestanden haben mag. Wenn Jesus einen Menschen anredet: »Du«, das ist eine todeinsame Sache. Da sind nicht »wir« angesprochen, »wir« in der

Gemeinde, »wir« in dem christlichen Haus, »wir« in den kirchlichen Vereinen, da ist der einzelne gemeint. Jesus sieht jetzt mich, nichts als mich und meine Not, meine Vergangenheit, meine Gegenwart, meine Zukunft. An diesem »Du«, das uns völlig vereinzelt, kommt kein Mensch vorbei, den Jesus anredet.

»Du bist Simon!« *In diesem »Du bist«* liegt nicht nur eine vereinzelnde Macht, sondern *auch eine bindende, erwählende Kraft.* Wenn Jesus so auf einen einzelnen eingeht, ihn so anredet, ihm zeigt, daß er ihn so genau kennt, daß er ihn ernst nimmt, daß ihm an dem Kommenden liegt, dann ist ein solches »Du« wie eine Besitzergreifung des Menschen durch Jesus. Das ist ein kräftiger, ewig wirkender Ruf: »Du, Simon – und ich, wir beide.« Dies Band wird keine Zeit und keine Ewigkeit mehr zerreißen. Wenn sich Jesus mit einem Menschen so einläßt, das ist ein Bund, wie er aus dem Wort des Propheten Jesaja spricht: »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein« (Jes. 43, 1).

»Du bist mein«, ja, das hörte Petrus damals aus diesem Gruß Jesu heraus. Das war *das Willkommen, das ihm Jesus bot.* Da streckte sich eine Hand nach ihm aus; da strahlte ihn ein Auge an; da griff ein Herz nach seinem Herzen. Und über den suchenden und tastenden Mann kam eine tiefe, selige Gewißheit: Ich bin sein! Das ist der neue Tag, das ist der junge Morgen, das ist Sonnenaufgang. »Jesus«, das ist nun meines Lebens Licht und Lied. Ich bin sein. Wer nur zu Jesus kommen wollte, wer es sich nur gefallen ließe, dies Wort: »Er führte ihn zu Jesus«, der sollte ein Willkommen bei ihm erfahren, *wie er noch nie im Leben willkommen geheißen wurde.* »Du«, ruft ihm Jesus zu, »auf dich habe ich gewartet.« Ich glaube, eine solche Gnadenstunde deckt viel Jammer eines langen Suchens und Wanderns zu. Und darum kommen die Geschichten von denen, die gefunden haben, zu uns als lauter Ruf: »Es hat sich schon viel Elend unter Jesu Arme geflüchtet; *es ist aber noch Raum da!«*

Von Jesus durchschaut, von Jesus gestaltet

> Johannes 1, 42: Und führte ihn zu Jesu. Da ihn Jesus sah, sprach er: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas heißen (das wird verdolmetscht: ein Fels).

»Du bist Simon!«

Als Petrus zum Heiland geführt wurde, erkannte der Herr in ihm das Geschenk seines Vaters im Himmel: Das ist der Fels, von dem die Gemeinde Halt und Stärke empfangen soll. *Aber Jesus baut* in seinem Reich *nichts auf die natürlichen Gaben und Anlagen seiner Jünger.* Er sieht den Simon mit durchdringendem Blick an. Ganz nüchtern klingt seine ernste Anrede: »Du bist Simon, Jonas Sohn.« Niemand braucht sich ihm vorzustellen. Er kennt sie alle. »Er wußte wohl, was im Menschen war« (Joh. 2, 25). Er durchschaut sie alle. Petrus steht vor dem Herrn als ein gewöhnlicher Mensch, der nicht besser ist als seine Väter, nicht höher steht als seine Brüder. Der Herr hat auch den Simon durchschaut wie alle Menschen, hier anfänglich, allmählich immer mehr. Immer klarer wird später des Petrus sündige Art offenbar, daß er so gar kein Felsenmann ist, sondern ein schwankendes Rohr wie die andern. Wie arm wird Petrus mit den Jahren in seinen Augen werden, wie tief betrübt über seine Sünde bis zur Verzagtheit! Manchmal noch muß Jesus ihn mit betonung mit seinem alten Namen rufen: »Simon!« Er muß mit seinem Blick sein verirrtes Schaf suchen wie in der Nacht der Verleugnung. Da ging der Mann hinaus und weinte bitterlich. Wieviel Kummer machte ihm seine alte Art! Wieviel Kummer machte seine alte Art dem Herrn!

»Du bist Simon.« Mit diesem Wort will Jesus ihn wissen lassen, daß er ihn kennt. *Unsere Gemeinschaft mit dem Herrn Jesus setzt Selbsterkenntnis voraus* in unbedingter Wahrhaftigkeit. Aber Jesus ermahnt nicht wie die heidnischen Philosophen: »Erkenne dich selbst!«, sondern *er gibt* uns die Erkenntnis über uns selbst. Wenn wir nur auf ihn lauschen wollten! Jesus sagt zu jedem: »Du bist.« Von ihm sollen wir erfahren, wer wir sind. Du bist – nicht: du *hast.* Deine Tugenden, deine Verdienste und Ehren verleihen dir keinen

Wert vor Gott. Du bist – nicht: du *weißt.* Dein Wissen ist Stückwerk und bringt dich nicht ans Ziel. Du bist – nicht: *du scheinst.* Der größte irdische Glanz verbleicht vor Gottes Herrlichkeit. Du bist – nicht: *du meinst.* Deine guten Meinungen sind blind und führen dich in die Irre. Du bist – nicht: *du sagst.* Simon, auf deine Worte ist kein Verlaß. Das wirst du noch lernen, lernen in einer sehr dunkeln Nacht! Jesus durchschaut die Menschen. Er greift durch allen Flitter, den die Menschen sich umhängen, hinter jede Maske, hinter der sie sich verstecken möchten, und er zeigt uns unser Inneres, wie es ist: Du bist...!

Darum weisen so viele ihn ab. Die die Wahrheit suchen und nach Gerechtigkeit hungern, die werden sich gern von ihm in die Buße führen lassen: Ja, so bin ich. Herr, erbarme dich meiner! Aber die sich nicht beugen wollen, die sich einbilden, gesund und gerecht zu sein vor Gott, und meinen, es könne ihnen nicht fehlen, die stoßen ihn von sich, ablehnend, zornig. *Den Selbstgerechten ist die Wahrheit ein Greuel.* Sie erschrecken davor wie vor Polizei und Gericht.

Es ist *kein Wunder, daß Jesus in der Welt auf Widerspruch stößt.* Er sagt dem Menschen so deutlich, wie er ist, daß dieser erregt, empört sich von ihm abwendet. Nicht das hält die Menschen von Jesus fern, was über Jesus, den Sohn Gottes, gelehrt wird, als ob sie das nicht glauben *könnten,* vielmehr das, was Jesus, der Sohn Gottes, über die Menschen lehrt, unumstößlich wahr und zutreffend, wie er sie enthüllt in ihrer Sünde. Das hält die Menschen von Jesus fern, weil sie das nicht glauben *wollen.* Sie wollen die Wahrheit nicht vernehmen und ihr gehorchen. Und sie fühlen sich doch alle von ihm durchschaut. Daher die Feindschaft! In den Frieden Gottes aber kommt niemand hinein, der nicht erst an diesem Wort Jesu vorbeigegangen ist: »Du bist...« Da wird ihm der Schleier zurückgezogen von dem wahren Bild seines inneren Menschen, und er kann nur eins antworten: »Ja, ich bin ein Sünder unter Sündern, ich bin – verloren!«

»Du bist Simon, Jonas Sohn.« Was alles auch in diesem Wort gelegen haben mag, Jesus weiß es. Und doch ruft er den Simon. *Der Heiland »kennet, was für ein Gemächte wir sind«.* Er gedachte daran, daß wir Staub sind, ehe er hinabstieg aus seines Vaters Haus in die Sünde der Welt, in die Welt der Sünde hinein. Er wußte, welcher

Menschen Bruder er würde, ehe er kam. Und unter den Menschen erfuhr er es immer mehr, was es für Gottes Sohn hieß: sich einer Sünderwelt annehmen, einer Sünderwelt Heiland sein. Hier schon, als er die ersten Jünger zu sich zog, tat er wieder einen Schritt auf dem Weg zum Kreuz. Hier stand vor ihm sein treuester, ein von nun an ganz ihm hingegebener Mann. Und eben dieser würde ihn später verleugnen und im Stich lassen. Als er diese Männer später in entscheidender Stunde noch einmal rief, da schliefen sie und verließen ihn alle und flohen.

Er will es mit uns wagen

»Du bist Simon.« Jesus wußte, wen er vor sich hatte. Und doch rief er ihn in seine Gnade und seinen Dienst. Ist das nicht auch heute *ein Trost für seine Jünger?* Immer mehr wird es auch uns offenbar, was in uns lebt an Sünde und Verderbtheit. Wir machen traurige Erfahrungen mit uns selbst, wenn uns die Augen aufgehen über den tiefen Schaden unserer Seele. Ach, wie mancher, der vielleicht nicht in groben Lastern zuschanden wurde, hat über der immer noch anklebenden Sünde, über der tiefen Neigung seines Herzens zur Selbstsucht und zum Ich-Leben in jeder Gestalt fast den Mut verlieren mögen! *Und es wird nicht besser mit den Jahren.* Es wird nicht besser! »Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch.« Und wenn es uns dann immer deutlicher wird, *daß auch unser ganzer Dienst für ihn überall befleckt* ist, daß das, was wir so gern ihm zuliebe getan hätten, von uns doch uns zuliebe, uns zur Ehre getan worden ist, wenn es sich nun zeigt, daß wir so wenig vergolten haben, wie uns gegeben worden ist, da hat mancher über sich selbst geseufzt: »O undankbares, kaltes Herz, das sich von Jesus trennt, statt daß es liebend himmelwärts in Flammen schlägt und brennt!« Aus mir wird doch nie etwas!

Gut, daß wir es einsehen! Gut aber auch, daß wir wissen: Er weiß es alles! Er hat es schon gewußt, ehe er uns rief. »Du bist Simon«, das war sein erstes Wort. Dann erst kam die Berufung. Er kannte uns und hat uns dennoch, *dennoch zu sich gezogen aus lauter Güte.* Das ist unser Trost:

»Hast du dir mich auserwählet
und zu deinem Volk gezählet –
deines Rats Beständigkeit
kann all meine Nichtigkeit
überwiegen und verschlingen.
Daß ich dir nichts konnte bringen,
war dir ja bekannt genug,
auch vor deinem ersten Zug.«

Ja, wir möchten wohl einmal den Mut verlieren. *Jesus verliert den Mut nicht über uns.* Er weiß, daß Simon ihm Arbeit machen wird mit seinen Sünden und Mühe mit seinen Missetaten. Aber er läßt das Werk seiner Hände nicht fahren. Er wird uns noch oft mit dem Simon-Namen rufen müssen, mahnend, strafend. Aber das löscht nicht den neuen Namen aus, den er uns gegeben hat. Und wenn er es dann mit uns wagen will, so wollen wir es uns von ihm gern gefallen lassen und auch über allen Niederlagen unseres Lebens nicht mißmutig werden, *auch mit uns selbst Geduld haben* und ihm folgen. Durch alle Demütigungen, durch alle Tiefen der Sündenerkenntnis hindurch klingt sein Ruf: »Du!« Er hat mich an sich gebunden, und ich bleibe bei ihm und sage auch: »Du, Jesus, mein Heiland!«

Ein neuer Name und ein neues Ziel

Liebe Brüder, wir tun unrecht, wenn wir über all den traurigen Erfahrungen unserer Sünde und der Erkenntnis, daß es immer noch so jämmerlich mit uns steht, uns das Zeugnis und das Loblied auf unseren Lippen ersticken lassen. Es ist wahr: »An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'«, aber »was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.« Über all dem immer erneuten Durchkosten dessen, daß wir von Natur »Simon« sind, wollen wir doch nicht verschweigen, sondern fröhlich bezeugen: *»Ja, Simon, aber von Jesus gerufen,* Jesu Eigentum!« »Es ist etwas, des Heilands sein, ›ich dein, o Jesu, und du mein‹ von Herzen sagen können!«

Des Heilands sein, das heißt dann auch: *in seinem Dienst stehen.* Dazu will er uns gestalten. »Du bist Simon, Jonas Sohn, du sollst Kephas heißen« – das ist: ein Fels. Damit stellt Jesus dem Petrus alsbald die Aufgabe vor Augen, die seiner in der Gemeinde wartet.

Gott hat seinen Plan mit jedermann. Simon ist nur Simon. In diesem Stoff liegt nichts Besonderes, das zu großen Erwartungen berechtigt. Aber ist er auch nur Simon, seine geringe Herkunft ist kein Hindernis, daß Jesus nicht aus ihm einen Helden Gottes machen könnte.

Und Jesus will aus einem jeden etwas machen, der zu ihm kommt. Wir *sollen nicht bleiben, wie wir sind.* Mit dem Augenblick, in dem Jesus in unser Leben hineintritt und wir sein eigen werden, fängt in unserem Leben der Kampf an, der Kampf zwischen den beiden Worten »du bist« und »du sollst heißen«, der Kampf mit meinem alten Simon-Wesen.

»Du sollst Kephas heißen.« Da steht, von Jesus mir zugerufen, *ein Ziel vor mir,* eine unabweisbare Forderung, eine unstillbare Unruhe. Da fängt der Kampf an. Ist das nicht zu schwer? Wird das nicht unerträglich: ein Leben des Kampfes gegen mich selbst? Mancher ist hier ausgewichen und zurückgeschreckt. Es ist ja viel leichter, sich treiben zu lassen, zu bleiben, wie man ist, sich einzufügen in die allgemeine Art. Aber Jesus sagt: »Du sollst Kephas heißen.« Sein Ruf läßt uns nie mehr in Ruhe.

Und nun ist das für uns so trostvoll: *Jesus* gibt uns den neuen Namen! *Er will uns zu dem machen, was wir werden sollen.* Und »der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi«. In der Offenbarung des Johannes wird von den Überwindern gesagt, daß sie einen weißen Stein erhalten und auf dem Stein einen neuen Namen, »den niemand kennt, denn der ihn empfängt«. Den neuen Namen empfangen wir nicht von den andern, nicht von unseren Brüdern. Sie wissen nicht einmal von meinem Geheimnis mit dem Herrn. Wir empfangen den Namen vom Herrn selbst. Jeder wird von ihm gestaltet nach seinem besonderen Willen, aber eben von ihm. Darum gilt es, auf ihn zu hören und nur auf ihn zu schauen.

Und die Gestalt, die er uns und unserem Wesen geben will, wird bestimmt von dem Dienst, den er für uns hat. *Das erste Wort* an Petrus ist *ein Ruf in Jesu Dienst.* Bisher hat er für sich gelebt, jetzt soll er andere tragen wie ein Fels. Das hätte er sich selbst wohl nie zugetraut. Er soll Stütze sein, der selbst der Stütze so sehr bedarf? Aber Jesus hat es gesagt und ruft es ihm zu. Und so unglaublich es ihm

klingen mochte, auf Jesu Wort hin hat Petrus es gewagt und ist beim Heiland geblieben. Er wurde von Jesus gestaltet.

Petrus sagte nichts. Von ihm, der sonst immer mit der Zunge so schnell bei der Hand war, wird kein Wort berichtet. Die Erfahrung, die ihm hier geschenkt wurde, in der Stunde, da ein Leben unterging und ein neues emporstieg, war unaussprechlich. Ein Tag war für immer versunken, ein neuer Tag stieg empor, voll ewigen Lichts. *Schweigsam stand Petrus vor Jesus.* Schweigsam wie er hat mancher nach ihm diese Stunde der Gnade durchlebt. Aber im Herzen klang es froh und still: Du bist Simon. Ja! Du sollst Petrus heißen. Ja! Und du, Jesus, bist mein Heiland! Daraufhin bin ich getrost, im Blick auf die Simons-Art und das Petrus-Ziel und meinen Petrus-Weg: »Ich bin dein, und du bist mein, niemand soll uns scheiden.«

Am Morgen des neuen Lebens

Lukas 5, 1–11: Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drängte, zu hören das Wort Gottes, daß er stand am See Genezareth und sah zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze. Da trat er in der Schiffe eines, welches Simons war, und bat ihn, daß er's ein wenig vom Lande führte. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiff. Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut! Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das taten, beschlossen sie eine große Menge Fische, und ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiff waren, daß sie kämen und hülfen ihnen ziehen. Und sie kamen und füllten beide Schiffe voll, also daß sie sanken. Da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knien und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, ihn und alle, die mit ihm waren, über diesen Fischzug, den sie miteinander getan hatten; desgleichen auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gesellen. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht! Denn von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach.

Auf dein Wort

Die schweren Tage sind die wertvollsten

»Es begab sich aber« (Luk. 5, 1). So schlicht und unscheinbar fängt die Erzählung von der anderen Geschichte an, in der wir sehen, wie »das Wort« in das Leben des Petrus eintrat, dem er forthin gehorsam war. Auf leisen Sohlen geht Jesus durchs Land. *An sehr unwahrscheinlichen Stellen knüpft er bei den Menschen an,* da, wo niemand es erwarten würde, daß jetzt eine Entscheidung im Reich des Geistes fallen könnte. Das ist Gottes Art. Ob wir nicht an ihn denken, er denkt an uns und kümmert sich um uns. Hinter dem Schleier sind in der unsichtbaren Welt Hände geschäftig, die nach uns greifen. Wann wird es sich begeben, daß Jesus in dein Leben tritt? Man möchte fast denken: »Dafür ist heute schlechte Zeit.« Unser Volk ist so unruhig und bewegt durch die Politik und die Fragen der Wirtschaft, durch die Ereignisse, die sich drängen und überstürzen.

Gottes Zeit ist immer. Zu dem einen tritt er an einem hellen Tag voll strahlender Freude, wie bei der Hochzeit zu Kana; die anderen, die in ihrer Traurigkeit zusammengesunken durch den Schleier ihrer Tränen das Licht nicht sehen, das ihnen naht, greift er mit freundlicher Hand: »Weib, was weinest du?«, wie es der Maria Magdalena am Grabe geschah. Und wie viele in unserem Volk sind auch im mühsamen, notvollen Kampf ums Dasein über den mancherlei Niederlagen ihres Lebens tief verzagt und bitter enttäuscht, ja in ihrer Kraft fast zermürbt. Leute, wie Petrus einer war an jenem Morgen, als Jesus zu ihm trat. *Sie haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.*

Jene Begegnung kam nicht von ungefähr. Vielleicht war Petrus gerade damals besonders darauf innerlich vorbereitet. An einem Morgen, an dem er tief niedergeschlagen heimgekehrt war, ging ihm die Sonne für immer auf. Es waren keine singenden Leute, zu denen Jesus trat, sondern seufzende. Aber Jesus hat ja sein Auge besonders auf die Trauernden und Gedrückten gerichtet. Vielleicht, daß einer von uns auch *gerade an einem Tiefpunkt* angekommen ist. Es erscheint ihm alles so arm und leer in dieser Welt. Es ist ein verzwei-

felter Kampf, in dem man doch trotz aller Treue unterliegen muß vor der Übermacht der Verhältnisse. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, das ist die Melodie, nach der sein Denken geht.

Enttäuschungen im äußeren Leben bereiten oft den Boden vor für Jesus und *machen uns erst für den Heiland empfänglich.* Gerade wenn unser Tag grau in grau vor uns liegt, will Jesus zu uns kommen und unser Leben in eine ganz andere Tiefe als bisher, auf eine ganz neue Höhe führen. In äußerlich erfolgreichen Tagen wächst unser Selbstvertrauen. Dann haben wir unser Genüge an den Dingen dieser Welt. Dann schießt das Fleischeswesen ins Kraut, der natürliche Mensch, der keiner Gotteshilfe bedarf. Durch die Enttäuschungen unseres Lebens wird dem Geist Gottes Raum gemacht, daß er in uns wirken kann. Sie dienen am meisten dem Aufbau unseres inneren Menschen, für den die schweren Tage ohne Zweifel die wertvollsten sind. Vielleicht bist du darum so ganz »am Ende«, so völlig ratlos, damit du hungrig wirst nach Gottes Gabe und dein Herz sich öffnet für Jesus und seinen Anfang.

Nimm dir Zeit für Jesus!

Das möchte man auch denen zurufen, die durch Niederlagen in ihrem Christenwandel enttäuscht sind und nicht mehr weiter wissen in ihrem Werk im Reich des Herrn. Wie manches Gotteskind ist so zusammengesunken, *an der eigenen Kraft zuschanden geworden:* »Ich kann nicht mehr voran. Nichts von Fortschritt und Frucht in meinem Leben, alles nur Bruch, alles nur Versäumnis und Versagen bei mir. Es stimmt etwas nicht.« Manche sind gleichsam, wenn ich das Gleichnis gebrauchen darf, in einen stillen, heimlichen Winkel gegangen und wollen dort *ihre Netze waschen,* wie jene Fischer. Sie wollen sehen, wo die Löcher in den Netzen sind, die alle ihre Mühe zunichte machen, wollen suchen, wo sich Schmutz und Unrat in ihrem Werk festgesetzt hat, und mit Gottes Hilfe alles bereinigen. Da sinken sie trostlos zusammen: »Herr, wenn du mir nicht eine neue Betauung schenkst durch deinen Geist, eine neue Begnadigung von oben, – ich kann nicht mehr!« Lieber Bruder, *Jesus steigt gern zu enttäuschten Leuten in den Kahn.* Er will mit uns einen neuen Anfang machen. Darum nimm dir Zeit für Jesus!

So *ganz natürlich knüpft der Herr* bei Petrus *an* mit einer Bitte, daß er ihm für eine Zeit sein Schiff zur Verfügung stelle, so wie er bei der Samariterin am Jakobsbrunnen mit der Bitte um einen Trunk Wasser begann. Wie demütig und bescheiden ist der göttliche Meister, nicht nur vor seinem Gott, auch den Menschen gegenüber! Er bittet um einen Dienst und hat im Sinne seine große, große Gabe, die er dem Petrus zugedacht hat. So vermeidet er mit zarter Liebe alles Drängen und jede Vergewaltigung.

Wenn wir das von ihm lernen wollten! Sooft wir die Hand nach einem ausstrecken, um ihn zum Herrn zu führen, gilt es, *alles zu vermeiden, was von oben herab klingt,* als wollten wir über andere herrschen oder auch nur, als könnten wir sie begaben und beschenken und ihnen den Weg weisen. Damit stoßen wir die Leute ab. Sollten wir nicht auch manche, die wir gern beim Heiland sähen, in derselben zarten Weise wie Jesus hier um einen Dienst für den Herrn bitten? *Laßt sie doch mitarbeiten!* Gebt ihnen irgendeine Aufgabe für Jesus, und sei sie auch noch so klein! Über der Arbeit für den Herrn, ob sie auch an dem unscheinbarsten Posten geleistet wurde, ist schon mancher seines Heilandes Eigentum geworden.

Durch solche geringe Bitte *prüft Jesus die Folgsamkeit des Jüngers,* ob er ihn weiterhin segnen kann, weil sein Herz zum Gehorsam bereit ist. »Eigentlich« hatte Simon jetzt gar keine Zeit. Er war müde und bereitete die Arbeit der nächsten Nacht vor; er wollte heim und schlafen. Wie arm und gedrückt wäre sein Leben geblieben, wenn er dem Heiland nicht diese Stunde geweiht hätte! Er wäre in seinem alltäglichen Lebenslauf weiter dahingegangen; aber Jesu Gabe hätte er verscherzt und versäumt. Wie mancher unter uns hat eigentlich, wie er sagt, durchaus keine Zeit zu irgendeinem Dienst für Jesus, nicht einmal Zeit für sein Wort und für das Gebet! Wie arm wird sein Leben bleiben, wie leer und klein! *Nimm dir Zeit für Jesus!* Achte auf sein Wort!

Das wunderbare Aber

»Fahret auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut!« So tritt das Wort der Verheißung nach Jesu Predigt in ganz bestimmter und anpackender Weise an Petrus heran. *Petrus spricht*

zunächst von seinen Enttäuschungen. »Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.« Als Jesu Wort in sein Herz hineinfällt, melden sich zuerst die alten Wunden, die trüben Erinnerungen, mit denen auch wir soviel Last haben: nichts gefangen! Wieviel Gänge haben wir gemacht, wie oft immer wieder einen neuen Anlauf genommen! Es hat nichts geholfen, nichts. Kennen wir nichh .fiese Stimmen, die sich jeder Verheißung des Herrn von vornherein mit gespreizten Händen entgegenwerfen? Unsere Erfahrungen, unsere Erlebnisse, die sich nicht ableugnen lassen, die haben uns klug gemacht, nicht allzu leicht wieder zu glauben und zu hoffen.

»Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.« *Wunderbares »Aber«,* mit dem der Mensch, allen widersprechenden Umständen zum Trotz, Klugheit und Erfahrung beiseite lassend, im Glauben heraustritt aus seiner bisherigen Art, zu rechnen und zu handeln, und sein Leben auf Jesus stellt und auf sein Wort! *»Auf dein Wort!«* Petrus schickt sich an, einen Weg zu gehen, der aller Erfahrung spottet und aller Fischerkunst widerspricht. Auf das alles gründet er sich jetzt nicht mehr, sondern auf Jesu Wort. Es wird für ihn später von Wichtigkeit werden, daß mit solchem Schritt sein Glaubensleben begann, wenn er in seinem Aposteldienst noch oft Wege wird gehen müssen, die aller menschlichen Weisheit entgegen sind.

»Auf dein Wort!« Da fing des Petrus Herz den Funken göttlicher Gnade auf, und er sprach: »Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.« Vorher sagte er »wir«. Er war in der Gemeinschaft der andern auf den Wegen seiner Enttäuschungen und Niederlagen. Jetzt heißt es »ich«. Er kann nicht auf die andern sehen und erst ihren Rat einholen. Ich will! Man muß auch glauben *wollen!*

Das möchte man besonders denen zurufen, *die noch vor dem goldenen Tor der Gnade stehen.* Mancher hat auch Tage und Nächte »gearbeitet« – daß ich dies Wort gebrauche –, um Frieden zu finden, und hat ihn nicht gefunden. Er hat es schaffen wollen mit seinem Bemühen und Ringen. Gottes Friede aber ist Gabe, und er kommt zu uns durch das Wort der Verheißung, das uns zu ihm ruft. Aber *dann gilt es, aufzustehen* und nicht mehr traurig von ferne zu stehen. Nein, »Herr, ich hab's gewagt! Auf dein Wort will ich dir glauben. Ob auch die andern, ob auch viele Stimmen in mir darüber lachen und spotten und mich nicht begreifen können, auf dein

Wort will ich vom Lande abstoßen und alles andere hinter mir lassen und will auf nichts anderes hin als auf dein Wort dir glauben, daß du auch mein Heiland bist.«

Gib mir Augen, um zu sehen!

»...fiel er Jesus zu den Knien«

Königlich hat Jesus dem Petrus für seinen Dienst gedankt. Unser Heiland lohnt nicht kärglich, was man ihm zuliebe tut, und will noch an jenem Tage an einen Becher kalten Wassers denken, der in seinem Namen gegeben wurde. Die Schiffe sanken von der Last der Fische. Das war *Jesu Gabe.* Mit ihr *hat* er den *Petrus tief erschreckt.* »Da das Simon Petrus sah« (Luk. 5, 8). Wie leicht hätte sich Petrus jetzt bei dem Fang zu schaffen machen können! Zwei Schiffe voll! Da gab es allerlei zu tun. Seine Knechte beglückwünschten ihn schon: »Meister, ein feines Geschäft!« Petrus aber *sah – fiel – sprach.* Er sah! Wir müssen *offene Augen haben für Gottes Durchhilfe* und wache Ohren, um das zu hören, was er uns damit sagen will. Manche danken dem Herrn auch für seine Wohltaten; aber sie finden es eigentlich ganz in der Ordnung und natürlich, daß er ihnen hilft. Sie sind nicht im innersten Grunde überrascht. Eigentlich haben sie das doch verdient, daß Gott sich ihnen zu Dienst stellt und sie beschenkt.

»Da das Simon sah, fiel er Jesus zu den Knien.« Was wäre geworden wenn Petrus jetzt dem Herrn Jesus mit vielen hohen Worten gedankt hätte! Dann wäre Jesus traurig weitergegangen: »Meinem innersten Zug will Petrus nicht nachgeben. Meinem tiefsten Griff weicht Petrus aus.« Das wäre gewesen *wie ein Blitzableiter.* Durch viele Dankesworte hätte er den Strahl abgelenkt, der ihn treffen sollte, neben hinein in den Boden, so wie es manche Zuhörer bei der Predigt machen. Hernach rühmen sie Predigt und Prediger und rufen noch ihre Gesellen dazu, um alles recht eingehend zu beloben, und dadurch lenken sie den Blitz ab, der sie treffen sollte. Wahrlich, es ist große Gefahr, daß, trotzdem Jesus auf so vielen Wegen unter uns umhergeht und mit vielen Zungen zu uns spricht, ihm doch die meisten nie begegnen. *Sie weichen ihm aus mit frommen Worten.*

Viele verstecken sich hinter Gottes Wohltaten, hinter Gottes Wort. Sie sind mit Gott *ganz zufrieden.* »Er hat mir immer durchgeholfen. Er wird mich auch im Tode nicht verlassen.« Ob sie mit Gott *im Frieden* sind, die Frage bewegt sie nicht, noch weniger die andere, ob Gott mit ihnen zufrieden ist. War der Fischzug des Petrus ein Zeichen, daß Jesus mit ihm zufrieden war? Wir dürfen uns nicht hinter die Freundlichkeiten des Herrn verschanzen, um uns ihm und seinem Anspruch zu entziehen, sondern gerade Gottes Güte soll uns zur Buße leiten.

So war es bei Petrus. Vorher fuhr Petrus in seinem Schiff ohne Beugung, ein selbstzufriedener und selbstbewußter Mann. Jetzt, wo Jesus bei ihm im Schiff war, konnte er doch eigentlich erst recht stolz sein. Der berühmte Meister, dem soeben die großen Scharen gelauscht hatten, war sein Freund und bei ihm an Bord! Aber gerade im Gegenteil, in diesem Augenblick kam über den Petrus ein Schrecken. Es ist gefährlich, sich mit Jesus einzulassen.

Wer es wagt, dem Herrn sein Leben zu ergeben und es mit ihm zu halten, *dessen Weg wird ein Todesweg.* Da geht es in die Zerbrechung der eigenen Güte und der eigenen Kraft hinein. Mancher hätte gesagt: »Wunderbar, Petrus, das ist doch ein feiner Herr, ein herrlicher Meister, bei dem hat man es gut.« So reden sie, die Jesu Wohltaten oberflächlich betrachten. Petrus findet es gerade schwer bei Jesus. Da muß er sich beugen. Wäre ihm Jesus nie begegnet, hätte er ihm diesen Fang nie geschenkt, so hätte er sich auch nie so tief beugen müssen.

Petrus fällt Jesus zu den Knien. Wunderbar, *wie Jesus in diesem Augenblick auf den Petrus* wirkt! Er sagt mit keinem Wort, wie wir es so gern begütigend aussprechen, wenn jemand sich vor unseren Ohren demütigt: »Es ist nicht so schlimm; rege dich nur nicht auf!« Er steht auch nicht vor Petrus wie ein Staatsanwalt, der nun anfangen müßte, allerlei Einzelheiten aus dem widerstrebenden Jünger herauszuholen, Bekenntnisse und Geständnisse. Ach, wie mühsam ist es wohl einmal bei einer Aussprache, wenn sich jemand eine Last vom Herzen reden möchte, und man merkt, daß er immer um die tiefste Not herumgeht und seinen innersten Schaden noch gar nicht erkannt hat, und man muß nun Stück für Stück aus ihm herausziehen! Wie selten kommt es da zu einer wirklichen Beugung!

Hätten wir doch etwas von der überführenden Macht des Geistes Gottes, die aus Jesus sprach! Er braucht gar nichts zu sagen oder dem Petrus allerlei Geschichten aus seinem Leben vorzuhalten. Wenn jemand wirklich Jesu Auge auf sich vsrichtet sieht, dann geht es in die Tiefe, und das Gebäude seines Lebens wird bis in die Grundfesten erschüttert. Wahrlich, *Aufruhr und Sturm bleibt dem nicht erspart, der sich vor Jesus stellt* und diesem Meister den Weg freigibt, daß er mit dem Schwert seines Wortes und mit dem Licht seines Geistes das Herz durchdringt und der Not des Lebens auf den Grund geht.

Die andern werden sich über Petrus gewundert haben. »Er ist doch ein aufgeregter Mensch. Er nimmt alles so ernst. Ihm geht alles so tief. *Ein wunderlicher Mann!*« Die Menschen, in denen Gottes Pfeile stecken, sind wunderliche Leute, anders als die andern, ganz anders als sie selbst früher waren. Vorher kannte Petrus das auch nicht, daß ihn die Heiligkeit Gottes so aufrütteln und durchschütteln könnte. Aber die Predigt, der er vorher in seinem Schiff gelauscht hatte, und die Erinnerung an die stille Stunde in der Herberge am Jordan und nun der Fischzug, das alles warf ihn um. Er fiel Jesus zu den Knien.

Auf die Knie fallen, das paßt freilich in manches sogenannte christliche Leben nicht hinein. Vielleicht dient das einem dazu, daß er sich über sich selber klar wird, wenn ich ihn frage: »Bist du schon einmal vor dem heiligen Gott in die Knie gesunken und hast von den Knien aus mit ihm gesprochen?«

Meine tiefste Not

»Da das Simon Petrus sah.« Er hat nicht gerührt gesagt: »Nein, Herr, das ist zuviel, das kommt mir nicht zu. Es war doch nur eine kleine Gefälligkeit vorhin.« Auf die Fische sah er schon lange nicht mehr, sondern auf Jesus und auf sich selbst. Vor ihm stand der Heilige Gottes. Dadurch wurde sein Blick auf seine eigene Sünde gewandt und in sein Herz hinein.

Es ist heute beinahe gebräuchlich geworden, daß die Menschen *im Leben ihrer Nachbarn und Nächsten herumstöbern* und fast eine Freude daran haben, dort etwas Ungerechtes und Häßliches aufzu-

decken. Dadurch meint man, unserem Volk zu größerer Sauberkeit und Gerechtigkeit verhelfen zu können. Einen wie ganz anderen Weg geht Jesus mit den Menschen! Er zwingt uns, unseren *Blick auf uns selbst zu richten* und dort aufzudecken, was verborgen ist.

Das demütigt tief. Der Gott der heiligen Liebe erweist sich einem Menschen zuerst darin, daß er ihn zerschlägt. Da kommt meine Sünde zutage. Gott fängt an, mit uns zu reden. Ein unerbittliches Auge rechnet unser Leben nach. Da kommt ein anderer Ertrag heraus, als wir dachten. In der Stille der Nacht, »wenn der Schlaf auf die Leute fällt, öffnet er das Ohr der Leute und schreckt sie und züchtigt sie«. Da werden Bücher aufgetan, in denen mein Lebenslauf geschrieben steht, Bücher, die man am besten im Finstern liest; denn man braucht dazu kein Licht dieser Welt, sondern das Licht des Geistes Gottes, das uns leuchtet. Da werden Hüllen hinweggezogen und Masken abgerissen. Da werden uns unsere Einwände aus der Hand geschlagen und fallen kraftlos zur Erde. *Der Mensch ist immer nur das, was er im Dunkeln ist,* wo er sich vor niemand schämt und vor niemand ziert, sondern vor Gott steht in seiner Nacktheit und wahren Gestalt. Da will das Herz wohl sich entschuldigen und mit Gott handeln. Und erst zögernd gibt es nach: »Es war doch nicht alles, wie es sein sollte. Es war vieles nicht, wie es sein sollte. Es war nichts, wie es sein sollte.« Endlich kommt das Wort heraus, das eine Wort *»Sünde«. »Ich bin ein sündiger Mensch!«*

So entfährt es dem Munde des Petrus, denn *»es war ihn ein Schrekken angekommen* über diesen Fischzug«. Das Wort ist etwas anderes als die Redensart: »Wir sind ja alle Sünder.« Petrus spricht in der Einzahl. Auch die andern, die mit ihm waren, überkam der Schrekken. Aber Petrus sieht nicht auf sie, sondern spricht von sich und seinem Schrecken. Er hat es nur mit seiner eigenen Sünde zu tun, nicht nur mit seinen Sünden, mit all dem, was er getan hat, sondern mit seiner Sünde, *daß er so ist, wie er ist.* Seine Art, sein Wesen, das ist hoffnungslos, das ist zum Erschrecken!

In diesem Erschrecken liegt die tiefe Überzeugtheit von seiner Schuld, die über ihn gekommen ist. Ein nachgesprochenes Sündenbekenntnis jagt keinem einen Schrecken ein; aber wenn Gottes Hand nach eines Menschen Gewissen faßt, dann kommt das Er-

schrecken, daß ich vor Gott aufrichtig trauern lerne über *meine tiefste Not, daß ich so bin, wie ich bin.*

Man redet heute viel von unserer Art, von der heldischen Art des nordischen Menschen, und es klingt fast so, als ob der Stoff und die Naturanlage unseres Volkstums eher vor Gott bestehen könnte, als es bei andern Völkern der Fall sei. *Vor Gott kann keine Natur und kein Volkstum bestehen.* Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, ob es arischer oder semitischer Rasse ist. Vor Gott ist kein Fleisch gerecht. Und wenn man dabei auf Luther verweist und seine herrliche Kämpfergestalt, so hat dieser Mann ja gerade nichts von seiner natürlichen Art gehalten, sondern alle seine Kraft gezogen aus der tiefen Beugung vor Gott und aus der Gnade. Er ist ein gewaltiger Zeuge für die Wahrheit, das *die Gnade nur erfaßt werden kann von einem erschrockenen Gewissen.* Luther konnte so fest und stark vor Gott stehen, weil er in einer Weise wie wenige es durchkämpft hatte, was es für einen Menschen bedeutet, wenn ihm nur ein einziges Wort übrigbleibt: »Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!«

»Da Simon Petrus das sah« – »Gib mir Augen, um zu sehen deines Reiches Gnadenschein, gib mir Kräfte, um zu gehen *bis ins Heiligtum hinein!«*

Du mußt deinen Horizont finden

Gnade ganz allein!

»Du bist so gut, und ich bin so schlecht; wir können nicht beieinander bleiben. Herr, gehe von mir hinaus! Du wirst durch meine Gegenwart befleckt; mir geht in deiner Nähe der Atem aus. Ich sündiger Mensch muß vergehen im Lichte deiner Heiligkeit.« Das war das Bekenntnis des Petrus (Luk. 5, 8). Jesus ging nicht von Petrus weg. Von solchen Leuten geht er nicht weg. *Bei solchen kehrt er ein in seiner Gnade.*

Jesus hörte in diesem Wort: »Gehe von mir hinaus!« die eine, eine herzandringende Bitte: »O Herr, nimm mich an!« Petrus war nicht von Jesus geflohen; er stand nicht von ferne und schaute entsetzt zu

Jesus hinüber, nein, er war Jesus zu den Knien gefallen. Wie wunderlich war diese Handlung zugleich mit diesem Wort! »Gehe von mir hinaus!«, so sagte der Mund, und das Herz trieb ihn zu Jesu Füßen. »Gehe von mir hinaus!«, so riet das Gewissen, und doch lag in all diesem Tun das Zufluchtnehmen zu Jesus, und in diesem Schrei nur das eine Verlangen: »O daß ich dich halten dürfte, halten mit Händen, die nie wieder loslassen wollten! Daß du doch mein Heiland wärst!« Es ist die Geschichte vom »verlorenen Sohn«, der sich aufmacht zu seinem Vater; denn nur bei seinem Vater kann er zur Ruhe kommen. Und er muß doch, vom Gewissen getrieben, sagen: »Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.« »Ich bin es nicht wert!«, so schrie alles in Petrus. »Ich bin es nicht wert! O wenn er mich dennoch, dennoch annähme!« *Wunderbares Ineinander, wenn einer sich ganz verurteilt und dann doch ganz auf Jesus wirft!* So hat ihn Jesus angenommen.

Dies Erleben stellt deutlich *die Grundlage alles Verkehrs zwischen Jesus und Petrus* ans Licht. Es ist die Gnade, die den Sünder zu sich zieht und emporhebt von den Knien. Petrus hatte nichts zu verlangen. Jesus war nicht sein Freund, sein Kamerad, sondern sein Heiland. Jesu Liebe war für ihn völlig unverdient. Es war Gnade. »Liebe« ist der Ausdruck für ein gegenseitiges Verhältnis. Auch wir können und wollen und sollen Gott liebhaben. *Gnade fließt immer von oben nach unten.* Wir können Gott nichts dafür wiedergeben. Wir können seine Gnade mit nichts auf uns herabziehen. Es ist Gnade, wenn er sich unser annimmt und mit uns Gemeinschaft haben will. Der Reine neigt sich zu dem Unreinen, der Heilige zu dem Sünder. Und diese Gnade ist die Grundlage all unseres Verkehrs mit Gott. Keiner hat ihm gegenüber irgend etwas zu fordern; denn auch die Allerheiligsten haben, solange sie in diesem Leben sind, nur einen geringen Anfang des neuen Gehorsams und ermangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten. Das ist die tiefe Demütigung für alle, die ihrem Herrn angehören, daß es so bleibt: Bis in unseren letzten Atemzug hinein wird uns unsere sündige Art zu schaffen machen und vor Gott verklagen. Jesu Vergeben ist unsere einzige Hoffnung. Es ist nicht so, als ob wir, wenn wir in der Gnade stehen, nicht mehr sündige Menschen wären. Da liegt die Umwandlung nicht, leider nicht! Je mehr wir im vollen Ernst vor Gott wandeln und ihm unser Herz zustrebt und sich ihm hingibt, desto tiefer

erkennen wir unser Verderben und unser verkehrtes Wesen. Ein sündiger *Mensch! Aber um so heißer werden wir auch nach seiner Gnade verlangen,* desto sehnlicher sein Erbarmen in Anspruch nehmen und um so bewegter das Lob dieser Gnade singen lernen: »Jesus nimmt die Sünder an.« Wir sind, seit der Heiland uns rief, noch sündige Menschen geblieben, aber Menschen, die in der Vergebung stehen. *Gnade ist der Morgen- und Abendstern all unseres Erlebens mit Jesus.* Als wir zu ihm kamen, strahlte uns sein Erbarmen entgegen als Willkomm. Und wenn wir von dieser Erde scheiden und zu ihm gehen, wird seine Gnade unser letztes Stündlein umleuchten.

Gnade setzt sich um in Dienst

Solche Erfahrung der Gnade kann uns, wie wir es bei Petrus später sehen, fähig machen, andere zu trösten mit dem Trost, mit dem wir getröstet wurden von Gott. Wer so auf den Knien gelegen hat und aufgerichtet wurde, kann auch andere von den Knien aufheben und zu seinem Heiland führen; denn *in den Worten eines Getrösteten liegt eine Macht von Gottes Trost.*

Petrus ist getröstet worden. Ohne Zweifel hat er noch nicht ganz verstanden, mit wem er es zu tun hatte und woher Jesus Vollmacht, zu trösten, stammte. Aber das hat er erfahren: »Des Menschen Sohn hat Macht auf Erden, die Sünden zu vergeben.« »Fürchte dich nicht!«, so sprach Jesus zu ihm. Das war Musik für die Ohren des Petrus. Wunderbarer Trost! Nicht ein anderer trat zu ihm und redete ihm Mut zu: »Komm, steh wieder auf! Fasse Mut! Nimm es nicht zu schwer!« Nein, Jesus, der Meister selbst, der ihn in den Staub gebeugt hatte, tröstete ihn und richtete ihn wieder auf: »Fürchte dich nicht!« Das war *das Wort der Vergebung,* das von Gott her in die bekümmerte Seele des Petrus fiel. Das muß man gehört haben, das Wort: »Fürchte dich nicht!«

»Denn von nun an wirst du Menschen fangen«, so fährt der Heiland fort. Vor einer Stunde noch hätte Petrus das Wort gar nicht verstanden. Jetzt versteht er es. Durch den Fischzug und durch die Beugung und Begnadigung hindurch versteht er nun das Wort des Herrn: »Menschen fangen«: Menschen diesem Heiland zuführen,

Menschen die Botschaft bringen von seiner Vergebung und seiner Gnade.

Um manches Wort Gottes zu verstehen, muß man erst diese oder jene Erfahrung gemacht haben. *Unsere Erfahrung ist die Fackel, die die uns gegebene Offenbarung Gottes beleuchtet.* Nur wer durch Leiden ging, weiß von der Lindigkeit der Tröstung Gottes. Nur wer sich der Anfechtung nicht entzieht in der Nachfolge des Herrn, erfährt, daß es eitel Freude ist, wenn wir in mancherlei Anfechtung fallen. Nur wer ganz in die Tiefe taucht, findet dort die köstlichen Perlen, die andern verborgen bleiben. Nicht im Wintergarten oder im Treibhaus, nein, im Brand der Wüste lernt man es kennen, wie ein Palmbaum erquicken kann. Und nur wer durch die Zerbrechung ging, versteht das Wort von der Vergebung der Sünde. Das hat Petrus in dieser Stunde erfaßt auch ohne viele Erklärungen des Meisters.

Darum fällt auch das andere Wort des Meisters bei ihm auf fruchtbaren Boden: »Von nun an wirst du Menschen fangen.« Die *empfangene Gnade* wird sofort *umgesetzt in Dienst.* Es fängt ein neues Leben an für diesen Mann. Es geht ihm *ein neuer Horizont auf* für sein Wirken. Bis dahin war sein Leben ausgefüllt mit dem Gedanken an Schiffe, Netze, Fische. Immer dasselbe von Jugend auf bis an diesen Tag. Jetzt zeigt ihm Jesus eine Welt, die er dem Heiland zu Füßen legen soll, der er die Botschaft der Gnade bringen darf. Das ist sein neuer Horizont.

Ein jeder Mensch muß seinen Horizont in Christus finden. Es war ein westfälischer Pfarrer, der tat seinen Dienst wie andere Pfarrer. Gott zeigte ihm die Fallsüchtigen. Da wurde er Bodelschwingh! Er hatte seinen Horizont gefunden. Es war ein englischer Schuhflikker, ein Schuster wie viele. Gott legte ihm die Millionen der Heiden in Indien aufs Herz. Da wurde er William Carey, der die Bibel in über dreißig Sprachen übersetzt hat. Und ob wir auch nicht solche großen Leistungen vollbringen sollen, *Gott hat seinen Plan mit jedermann.* Im Leben eines jeden, der seine Gnade erfährt, steht solch ein Grenzpfahl: »Von nun an.« Jeder hat seinen Dienst. Da ist keiner ausgenommen, den Jesus angenommen hat. Für jeden hat der Meister seinen besonderen Weg, und es kommt darauf an, daß er seinen Horizont findet, seinen Dienst für Jesus.

»Menschen fangen«, so sagt der Heiland hier bildlich im Anschluß an das Erlebnis des großen Fischzuges. Das Netz auswerfen, auf die Höhe fahren, im Glauben auf sein Wort es wagen, das ist unsere Arbeit. *Sein aber ist das Geben.* Nicht unsere Mühe, sondern allein sein Geben wird uns allen Erfolg in dieser Arbeit bringen, so wie Petrus es hier sieht. Um den geringen Ertrag seines Lebens hat er bisher mühsam ringen müssen. Im neuen Dienst ist alles Jesu Gabe, und er gibt nicht kärglich. Wie mag Petrus am ersten Pfingsttag, als er abends sich zu Ruhe legte, zu seinem Meister aufgeschaut haben: »O Herr Jesus, 3000 auf einmal, welch herrlicher Dienst, den du mir gabst an diesem Tag!« »Von nun an Menschen fangen!«

Gott krönet kein geteiltes Herz

»Sie führten die Schiffe zu Lande, verließen alles und folgten ihm nach.« Im *irdischen Beruf* hat den Petrus *die himmlische Berufung* getroffen. Soll er da zurückzucken und abwarten oder gar abfallen? Nein, er verläßt alles. *Jesus nimmt ihm alles, aber nicht ohne ihm zuvor das Herz mit ewiger Freude zu füllen.* Da läßt Petrus das andere gern fahren. Ein Herz, das voll ist der Gnade des Herrn, wird nicht markten und feilschen, wieviel Jesus wohl von ihm verlangen kann. Wie arm ist doch dies Überlegen: »Was muß ich alles aufgeben? Was darf ich alles nicht mehr mitmachen, wenn ich Jesus folge?« So kann nur der fragen, der noch nichts von der überströmenden Freude der Gnade weiß. Nicht du »mußt« dies und das, nicht du »darfst« dies und das nicht mehr, sondern ein Wort wird jetzt in deinem Leben groß geschrieben: »Jesus«, dein Heiland!

Da bricht's in einem Menschen auf: »Ich will alles, alles verlassen und für nichts halten. Wenn ich nur Jesus gewinne und in ihm erfunden werde und ihm dienen darf!« Alles? Ist das nicht zu gewagt? Kommen wir da nicht doch in Verlegenheit? Nein, dies Aufgeben ist nicht schwer, *wenn man einem Herrn folgt, dem selbst die Fische im Meer gehorsam sind.* Er sorgt für uns. Er kommt für alles auf. Dann hat es keine Not. Und ob wir auch nicht wie Petrus äußerlich unseren Beruf aufgeben müssen, der Entschluß ist derselbe. Wir müssen bereit sein, alles zu verlassen, auch unseren Freundeskreis, ja sogar die Gemeinschaft der Familie, wenn das nötig ist; fahren las-

sen jeden Gewinn, den sein Auge nicht sehen darf, aufgeben jede Lust, die sein Licht scheut.

Dann werden wir freilich wieder auffallen. In den Augen der »glatten« Christen, die sich überall so leicht hindurchfinden und -winden, sind wir wieder die »Wunderlichen«, wenn wir uns ganz dem Herrn ergeben. Aber das sind die Leute, die uns not tun: *Menschen, die sieben Tage in der Woche dem Heiland gehören,* nicht nur mit Auswahl, nicht mit Unterbrechung, sondern ganz und immer.

Ein tiefer Ton der Gnade liegt in diesem Wort: »Fürchte dich nicht!« Ein fester Griff ergreift unser Herz mit dem andern Wort: »Von nun an.« Das Wort will uns ganz. Jesus will nicht nur bewundert, nicht nur gepriesen werden, Jesus will herrschen. Gott krönet kein geteiltes Herz. »Sie verließen alles und folgten ihm nach.« Das sei auch unsere Losung! *Ein geteiltes Herz nimmt Jesus nicht an.*

Jedermann sucht dich

Markus 1, 35–39: Und des Morgens vor Tage stand er auf und ging hinaus. Und Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst. Und Petrus mit denen, die bei ihm waren, eilten ihm nach. Und da sie ihn fanden, sprachen sie zu ihm: Jedermann sucht dich. Und er sprach zu ihnen: Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen. Und er predigte in ihren Schulen in ganz Galiläa und trieb die Teufel aus.

Es kommt nicht auf den Erfolg an

In des Meisters Dienst trat Petrus am Tage des großen Fischzugs. *In des Meisters Schule* hatte er jahrelang vieles zu lernen und vieles zu verlernen. Der beständige Umgang mit Jesus, die Beobachtung seines Handelns und dann dessen gelegentliche Äußerungen den Jüngern gegenüber halfen ihm, seinen Meister immer besser zu verstehen. Und dem, wie der Herr seines Jüngers Irrwege und falsche Gedanken zurechtwies, können auch wir die entscheidenden Weisungen für unser Leben und unser Wirken entnehmen.

Eines Morgens vor Tage war Jesus heimlich hinausgegangen in eine wüste Stätte, um zu beten. Petrus mit denen, die bei ihm waren, eilten ihm nach. Und da sie ihn fanden, sprachen sie zu ihm: »Jedermann sucht dich.« Ganz aufgeregt erscheint uns Petrus hier. Am Tage vorher hatte der Heiland ununterbrochen wohlgetan und vielen Kranken geholfen. Es hatte sich schließlich die ganze Stadt Kapernaum vor seiner Türe versammelt. Wunderbar dieser Eingang, den der Herr gefunden hatte! *Welch herrlicher Erfolg*, so dachte Petrus. Wieviel Vertrauen war erworben, wieviel Türen waren aufgetan!

Und nun ist der Heiland nicht zu finden. Jesus ist nicht da, jetzt, wo es gilt, das Gewonnene festzuhalten, zu vertiefen und auszubauen. Wie kann er nur diese Gelegenheit versäumen, wie kann er nur die gute Stimmung im Volk verscherzen? Wie kann er nur alle diese Leute enttäuscht sich verlaufen lassen? *Es klingt wie ein Vorwurf*, dieses Wort des Petrus: *»Jedermann sucht dich!«* Diese Tatsache ist für Petrus durchschlagend und wegweisend. Jetzt gilt es, auf dem betretenen Wege so weiterzugehen. Er erwartet, daß Jesus nun sofort mit ihm zurückkehren und ihm danken wird, daß der Jünger ihn auf diese wunderbare Gelegenheit aufmerksam gemacht hat.

Ganz anders der Heiland. Nach dem überreichen Werk des vergangenen Tages ist ihm das Herz so voll und schwer gewesen. Da hat er in der Frühe seines Vaters Angesicht gesucht. *Jesus empfängt seine Leitung* nicht vom Beifall der Menge, nicht von einer Bewegung in der Stadt, nicht vom Zulauf des Volkes, sondern *von seinem Vater.* Und dieser weist ihn andere Bahnen, als seine Jünger erwarten.

Von unserem Herrn können wir lernen, daß wir *uns nie vom sogenannten Erfolge leiten lassen.* Wir dürfen uns nicht treiben lassen vom Strom der Beliebtheit bei den Leuten, uns nicht tragen lassen von den Wellen der Volkstümlichkeit. Nicht, was den meisten gefällt, was irgendeine Menge gebieterisch fordert als »das Gebot der Stunde«, nicht das, was große Versammlungen und »ein volles Haus« verspricht, darf uns bestimmen, auch nicht die Anerkennung der Menschen und die Ehre vor den Maßgebenden dieser Welt. Das Steuer unserer Arbeit muß ganz klar in Gottes Hand liegen. Und darum gilt es gerade in Zeiten, wo es bewegt und unruhig zugeht und auch für die Arbeit des Reiches Gottes neue Forderungen erho-

ben werden, wie Jesus *erst in die Stille zu gehen und von dorther unsere Arbeit zu treiben,* nicht nach dem Willen der Menschen. Im Getümmel der Schlacht und der Arbeit können sich leicht die Linien verwischen und die Reihen verschieben. Die Aufgaben verwirren sich uns. Wir halten Unwichtiges für wesentlich und übersehen das, worauf alles ankommt. In der Stille finden wir wieder die klaren Linien und klaren Fronten.

Glanz oder Kreuz?

Wie *wunderlich* erscheint es uns zunächst, *daß Jesus hier den Petrus so abweist!* Wir müssen das mit ganzer Kraft auf uns wirken lassen. Sonst hat doch Jesus oft und gern vor Tausenden gesprochen und sich großen Scharen nicht entzogen. Es muß ein tiefer Blick in Gottes Geheimnis gewesen sein, der ihn hier so bestimmt den Rat seines Freundes zurückweisen läßt. Und aus seiner Antwort und seinem weiteren Tun hören wir leise und doch klar genug seine Stellung heraus.

Von den ersten *Versuchungen des Satans* her war ihm dieser Klang verdächtig: Jedermann sucht dich. Das war der eine Weg, den er abgewiesen hatte, der sich jetzt neu seinem Fuß anbot: das Herrschen über die Menge, *die Ausübung der Macht* und dadurch der Glanz des Volkshelden. Das konnte nicht seine Wahl sein. Vor seinem Auge stand das große Entweder-Oder: Gott oder der Teufel, *der Weg des Glanzes* oder *der Weg des Kreuzes.* Darum konnte er nicht alle Übel beseitigen und alle Kranken heilen. Je mehr Wunder er tat, desto größer war die Gefahr, daß den Menschen dadurch sein eigentliches Ziel verdeckt und verdunkelt wurde, daß sie ihm nur nachliefen und anhingen wegen der Taten seiner gütigen Hand, aber seine Botschaft nicht hören wollten. »Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen«, so antwortete Jesus dem völlig überraschten Jünger.

Predigen, den Heroldsruf ausstoßen, *das war seine Aufgabe.* Predigen von Gericht und Gnade, von Buße und Glauben, vom Seligwerden und Verlorengehen, vom Angenommen- und Verlassenwerden, das war das Zeugnis, durch das er Menschen retten wollte. Nicht die äußeren Leiden und Krankheiten, nein, das innerste Leid

zu stillen war er gekommen, daß die Gebundenen losgebunden würden aus des Teufels Strick.

Darum wollte *Jesus nicht den Jubel* der Leute, sondern er suchte *ihren Glauben,* ihren Glauben an seine innerste Botschaft. Sein Weg konnte nicht der leichte Weg des Erfolges sein. Es ging um den Kampf mit dem Reich der Finsternis und um den Sieg über den Satan. Darum konnte für sein Werk eine freudig bewegte Volksmenge keinerlei Bedeutung haben. Sein Weg war nicht ein hell aufrauschender Siegeszug, nein, in der Stille vor seinem Vater hatten sich ihm ganz klar die Bilder entschleiert. Und wenn auch aus der Ferne, so doch deutlich schaute ihn durch alles hindurch an *sein Kreuz.* Dieser gewaltige Ernst liegt über all seinem Reden und Wirken.

Da läßt er die Leute in Kapernaum umsonst auf ihn warten und geht hin, die frohe Botschaft zu verkündigen, Sünder zu retten, die Macht des Teufels zu brechen. Er scheut nicht davor zurück, die Leute, die auf ihn rechnen, vor den Kopf zu stoßen und sie zu enttäuschen. Er hält die Führung fest in seiner Hand. *Jesus läßt sich nicht* von den Menschen, auch nicht von seinen Jüngern, *zu irgend etwas gebrauchen.* Er legt an nichts anderes seine Hand als an dieses Werk, tief hineinzugreifen in die innerste Not der Menschen, daß sie von ihrer Sünde loskommen.

»Jedermann sucht dich!«, so ruft ihm Petrus zu, als er atemlos nach langem Suchen den Herrn gefunden hat, freudig bewegt, den Blick voll froher Hoffnung: Jetzt kommt das Reich Gottes! Wunderbare Gelegenheit! *Eine ganze Stadt klopft an die Tür des Heilands.* Das ganze Volk steht vor dem Haus, da Gottes Sohn weilt. Wie nüchtern urteilt Jesus über unsere sogenannten »guten Gelegenheiten«! Ihm macht es keinen Eindruck, daß jedermann ihn sucht. *Mit »jedermann« kann er nicht verhandeln.* Er braucht und sucht den einzelnen. Er weiß, daß mit einer Volksbewegung nichts für das Reich Gottes erreicht ist, wenn sich nicht die einzelnen seinem Wort öffnen. In andere Städte will er gehen, dahin, wo noch keine solche Volksbewegung ist. Wo man noch nicht so viel von ihm erwartet, Wunder und Heilungen und Hilfe für das Volk, da wird das Ohr noch offen sein für sein innerstes Wort. Wo in der allgemeinen Aufregung jedermann ihn sucht, ist ihm der Zugang zu den Herzen verstopft. Man hört gar nicht mehr auf das, was er eigentlich will. Man

sieht in ihm einen Helfer für das Volk und seine Not. Aber man fragt nicht nach dem Heiland.

Was sollen wir den Leuten sagen?

»Jedermann sucht mich?«, so hätte Jesus Petrus wohl fragen können. Wenn das doch wahr wäre! Aber sie suchen ja nicht mich, sondern meine Wunder, meine Hilfe; *»sie suchen sich selbst!«* Da wendet sich Jesus ab, wo man ihn gebrauchen will für irgendeinen Zweck und ihn dienstbar machen möchte für die Pläne der Menschen. Und ständen die besten Meinungen dahinter und wollte man mit seiner Hilfe das Reich Gottes bauen, *Jesus gibt sich nie her zum Werkzeug unserer Pläne.* Er läßt sich nie vor einen Wagen spannen, den Menschen führen, und wäre es auch ein Reichgotteswagen. Er stellt sich auch nicht den treusten und ehrlichsten Volksfreunden zur Verfügung, die ihn benutzen wollen zum Besten ihres Volkes. So geht es nicht. »Ihr sucht ja nicht mich, ihr sucht ja euch, euer Werk, eure Pläne, eure Bewegung, eure irdischen Ziele!«

Petrus kannte sich selbst und auch seine fleischliche Art und seine heimlichen Messiashoffnungen, die ihn beherrschten, noch nicht. Noch weniger wußte er von dem Weg des Kreuzes, den der Meister beschritten hatte. Er hätte solche Äußerungen des Herrn vielleicht mit Entrüstung zurückgewiesen. Er wollte doch *nichts anderes, als Jesu Sache in seinem Volk vorantreiben.* Es ging ihm doch nur darum, sein jüdisches Volk zu Gottes Kirche und zu Gottes Dienst zurückzuführen. Jesus hätte ihm erwidert: »Petrus, erinnerst du dich noch, wie du bei mir warst in der Herberge am Jordan, wie du vor mir lagst im Schiff mit dem Bekenntnis deiner Schuld: ›Herr, gehe von mir hinaus; ich bin ein sündiger Mensch!‹? Das heißt, mich suchen! *Da sucht mich einer,* wo er aus der Menge des Volkes heraus in die Einsamkeit flüchtet, um mir zu begegnen, wo er abseits vom großen Haufen zu meinen Füßen nichts mehr sieht und hört, nicht den reichen Fischzug im Schiff und nicht den Jubel der Knechte, sondern nur noch mich, den Heiland, und – seine Sünde! Das heißt, mich suchen!«

Wenn das doch auch unter uns die Frucht der Bewegtheit wäre, daß

einzelne, überall einzelne sich lösten von dem großen Haufen und in der Einsamkeit nach Jesus, dem Heiland, fragten! Suchen heißt Finden-Wollen! Jesus suchen heißt: *diesen Heiland finden wollen als den Tilger meiner Schuld.* Da steht vor mir nicht mein Volk und seine Sache, nicht die Menge, die vor Jesu Tür sich drängt. Da steht vor mir das Kreuz, der Heiland, der für mich starb und meine Schuld, und ich frage nach Vergebung und Frieden.

Damit dies Fragen unter uns wieder durchbreche, wollen wir uns von unserem Meister sagen lassen, *was unsere Aufgabe ist:* »Er predigte in ihren Schulen in ganz Galiläa und trieb die Teufel aus.« Ewiger Liebe voll sehen wir ihn wandern von einer Stadt zur andern, immer unterwegs, der nie ermüdende Heiland. *Gottes Botschaft rief er aus* und ward der Teufel mächtig. Und dann ging sein Werk weiter. Im nächsten Vers heißt es: »Es kam zu ihm ein Aussätziger.« Da kam einer! Einer mit seiner Not! Da war Jesus zu haben. Dem hat er sich nicht entzogen.

Das soll auch unser Werk sein, unermüdlich, immer aufs neue Jesus bezeugen und sein Kreuz. Wir wollen das Heil nicht von großen Bewegungen in unserem Volk erwarten und unterdessen die Hände in den Schoß legen, sondern gerade in unserem bewegten Volk *treuer und fleißiger* als je zuvor von Mann zu Mann *es weitersagen,* das Wort von Jesus, und es dabei nie aus dem Auge verlieren, *daß wir dabei den Teufel gegen uns haben* und auf seinen Widerstand gefaßt sein müssen. Wahrlich, das ist kein leichtes Werk! Da kann man mit Mitteln der Propaganda und menschlicher Geschäftigkeit nichts erreichen. Die Art, mit der wir zu kämpfen haben, fährt nicht aus denn durch Beten und Fasten. Es geht um Himmel und Hölle. Darum wollen wir *aus der Stille vor Gott heraus und nicht nach der Menschen Meinung und Willen unsere Arbeit treiben.* Wenn wir jetzt in unserem Volk wieder viele nach der ewigen Wahrheit fragen hören, die ihnen früher aus dem Herzen gerissen wurde, *wenn* manche unserer Brüder und Schwestern, die zum Teil so wurzellos hin und her geworfen werden, an ewigen Ufern ihren Anker werfen möchten, so erwächst uns daraus eine große Verantwortung:

»Seine Liebe, seine Wunden,
die uns ein ew'ges Heil erfunden,
sein treues Herz, das für uns fleht,

wollen wir den Seelen preisen
und auf sein Kreuz so lange weisen,
bis es durch ihre Herzen geht.«

Den Unmündigen offenbart

> Matthäus 11, 25–30: Zu der Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater; denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Was das Denken kann und was es nicht kann

Wer ist Jesu Schüler? In diesem Abschnitt preist Jesus deshalb seinen Vater, weil er solches den Weisen und Klugen verborgen hat und hat es den Unmündigen offenbart. »Ja, Vater; denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.«

Das Wort sagt nicht, daß Gott sein Heil allen Klugen versagt, als ob die Begabung, die Gott doch selbst den Menschen geschenkt hat, von ihm verurteilt oder geringgeschätzt würde und als ob Unwissenheit dem Menschen vor Gott Wert verleihe oder ihn Gott näherbringe. Nein, *Gott steht nicht auf seiten der Dummheit und Trägheit gegen die Forscher und Kenner.* Wir sehen mit Recht voll Bewunderung auf die Leistungen des menschlichen Geistes, der die unendlichen Weiten der Himmelswelt mit seinen Apparaten mißt, der die Gesetze und Ordnungen der Natur erforscht und dadurch die Kräfte der Erde weithin beherrscht. Das alles geschieht ja ganz in Erfüllung des göttlichen Befehls: »Machet euch die Erde untertan!«

Jesus spricht hier nicht von der *Kenntnis der Erde und der Welt,*

sondern von der *Erkenntnis Gottes und seines Heils.* Und bei dieser tiefsten Frage des menschlichen Geistes, so sagt der Herr, hat die Begabung und Klugheit nicht nur keinen Vorsprung, sondern sie ist sogar völlig unfähig, Gott zu erkennen und sein Heil zu erfassen. Der Mensch und seine natürliche Weisheit steht unter Gottes Gericht.

Das war seine Ursünde: Er hat die Erkenntnis Gottes an sich reißen wollen in stolzer Erhebung gegen Gottes Willen. Hoch wollte er hinaus; da kam sein tiefer Fall. Alles auf Erden sollte der Mensch erkennen und sich untertan machen. Z. B. sagt der Schöpfungsbericht in seiner schlichten, tiefen Ausdrucksweise, er sollte allen Tieren ihren Namen geben und »wie er sie nennen würde, sollten sie heißen«. Aller Dinge Wesen und Namen soll der Mensch erforschen und auf einen Ausdruck oder eine Formel bringen, d. h. sie benennen. *Gottes Namen kann nur Gott dem Menschen offenbaren.* Die Erkenntnis des Guten und Bösen, die Erkenntnis Gottes und seines Wesens kann nur er selbst uns erschließen. Gott ist nicht ein »Es«, das wir erforschen können, Gott ist ein »Ich«, das sich zu erkennen gibt – oder nicht. Er enthüllt und verbirgt sich, wem er will. Gott steht nicht als ein Gegenstand unserer Erkenntnis neben andern. Gott ist kein Gegenstand, sondern er ist der Herr Himmels und der Erde. Gott gehört nicht zur Welt. Die Welt gehört auch nicht zu Gott, sondern *die Welt gehört Gott.* Er war vor der Welt. Er steht über der Welt. Die Menschen aber wollten die Erkenntnis Gottes erzwingen. Sie wollten Gott gleich sein. Da rissen sie sich los von Gott. Seither sind wir eine gefallene Menschheit.

Seither liegt das Gericht auch über all unserem natürlichen Denken. Alles andere kann es erforschen; wenn es Gott verstehen und erforschen will, *läuft es hoffnungslos irre.* Unser Denken wurde zum Dünkel, der sich vor Gott nicht beugen will und sein Licht nicht von Gott begehrt. Damit schließt der Mensch sich aus von Gott; denn da stößt er auf *die heilige Unnahbarkeit Gottes,* auf Zurückhaltung, die sich von dem stolzen Menschen nichts nehmen läßt, sondern nur gibt, wem er in seiner Gnade geben will, der in einem Licht wohnt, da niemand zukommen kann, aber sich offenbart und enthüllt dem, den sein Erbarmen zu sich zieht. Gott versagt sich dem natürlichen Erkennen des Menschen, der satt und stolz sich für

reich, für geistreich hält und sich seinen Gott ersinnt, ein Bild, das ihm gleich sei.

So sehen wir von Anfang an bis auf den heutigen Tag die Menschen in ihrer natürlichen Weisheit immer neue und viel wunderliche Gedankengebilde über Gott und göttliche Dinge entwerfen, im Heidentum und auch im Bereich der christlichen Kirche, Philosophien und Religionen, in denen der Mensch groß dasteht und »über« »Gott« redet; aber an Gott, dem Herrn Himmels und der Erde, geht er dabei vorüber und tastet und tappt wie der Blinde an der Wand, der den Weg nicht finden kann. *Gott verbirgt solches den Klugen und Weisen.*

Der Weg des Gewissens

Und wem offenbart er es? *Den Unmündigen!* Denen, die einmal dem lebendigen Gott begegnet und denen darüber alle Worte ausgegangen sind. So wurden sie die Mühseligen und Beladenen, als es ihnen aufging, daß die Dinge Gottes auf einer ganz anderen Ebene verhandelt werden als auf der des natürlichen Denkens und Sinnens.

Sie standen in Gottes Licht, und über Gottes Heiligkeit gingen den Menschen die Augen auf für ihre eigene Unheiligkeit und ihre Sünde. Da sinken alle die Fragen vom Kopf herab ins Herz. Da wird aus dem kühlen Denken ein heißes Schreien, das Schreien aus der Tiefe einer des Todes erschrockenen Seele. Nein, wir *können nicht auf dem Boden der Gleichberechtigung mit Gott verkehren* und zu ihm heranschreiten im ruhigen Schritt des Denkers und Gelehrten oder des »Religiösen«. Wenn wir Gott begegnen, dann wälzt sich auf unser Leben eine Mühsal und eine Last: die Not unserer Sünde!

In der Not der Sünde kann ein Mensch aber sich nicht Rat holen bei der Zunft und bei den Kreisen der Klugen und Weisen. Gott, der ihn ruft, begegnet ihm nur in der Einsamkeit. *Jeder ist mit Gott ganz allein, oder er ist ihm überhaupt noch nicht begegnet.* Hier geht es um sehr einsame Dinge. Um die Wahrheit Gottes her ist eine große, tiefe Einsamkeit. Ein Bruder kann mich führen aus allen Toren und Türen dieser Welt heraus bis an die entscheidende Pforte. Aber dann kommt die Wahrheit des Wortes mit göttlicher Gewalt zum

Durchbruch: Die Pforte ist eng. Da geht es um nichts weniger als um alles. Da gilt es den großen Entschluß meines Lebens, mit meinem ganzen Dasein und mit meinem Sosein zu stehen vor Gottes Licht.

Da wird es eine Sache unseres Gewissens. *Zu Gott kann niemand kommen außer auf dem Wege des Gewissens.* Wir können uns dann nicht mehr als Zuschauer hinter dem künstlichen Nebel verbergen, den wir so gern über unser Inneres verbreiten möchten. Wir können uns auch nicht mehr aufführen in der Rolle des Gottsuchers. Durch Gottes Wort klingt nicht das Fragen der frommen und religiösen Menschen: »Gott, wo bist du?« Durch Gottes Wort hallt die Jahrhunderte entlang seit dem Sündenfall Gottes Ruf: »Adam, wo bist du?« *Der Angeklagte wird gesucht.* Davon redet die Heilige Schrift. Und dies Wort trifft uns in die Mitte unseres Gewissens. Da hat alle Selbstverteidigung ein Ende. »Der andre hört von allem nur das Nein«, *Gottes Nein zu mir und meinem Leben,* und es bleibt mir nur ein letztes Wort: »Ich bin verloren«, mühselig und beladen!

Wer das durchlebt hat, dem gilt dann der Ruf des Meisters: »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!«, der kann sein Schüler, sein Jünger werden; der versteht dann auch, was vorher ihm verschlossen und verborgen war, warum Jesus nicht nur unser Lehrer wurde, sondern daß dann erst die Hauptsache seines Amtes kam, als er ans Kreuz ging für uns, unsere Strafe trug, unsere Schuld bezahlte; der will dann den Heiland gern ausreden lassen und vor allem, ja vor allem das eine Wort vernehmen aus seiner tiefsten Todesnacht: »Vater, vergib ihnen!« Und dankbar wird er die Hände falten: »Einst wollt ich's erzwingen mit Denken, jetzt laß ich mir's bringen und schenken.« *Nur durch das Tor der Gnade führt der Weg zu Erkenntnis Gottes.* Aber dann leuchtet einem solchen Menschen auch die Herrlichkeit des Herrn auf dem Angesicht Jesu Christi auf. Was er nicht ergrübeln konnte, wird ihm geschenkt nach dem Wort des Propheten: »Es wird keiner den andern noch ein Bruder den andern lehren und sagen: ›Erkenne den Herrn‹, sondern sie sollen mich alle kennen, beide, klein und groß, denn . . .« – denn; so nämlich lernt man Gott kennen, so schaut man in Gottes Herz hinein – »denn ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr gedenken« (Jer. 31, 34). Das sind Jesu Jünger.

Und was lehrt dieser Lehrer diese seine Jünger? *Es handelt sich um die Erkenntnis Gottes.* Um Erkenntnis? Geht es denn nicht um das religiöse Gefühl, um die innere Wärme des Herzens, um die Erhebung aus dem Staube? Ist denn die Erkenntnis, die Lehre, das Dogma so wichtig?

Man kann es heute wieder preisen hören: »Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch.« Wie man das dann nennt, mit dem man sich durch solche Religion verbunden fühlt, wer der ist, dem man sich anvertraut, darauf komme es nicht an. Und so haben wir unter uns viel Religion und viel Gottesdienst, der mit dem wahren Gott, dem Vater, von dem der Sohn hier spricht, nichts zu tun hat.

Nein, umgekehrt wird das Wort richtig: »Name ist alles, Gefühl ist Schall und Rauch.« Es kommt nicht darauf an, daß wir etwas fühlen, das wir dann vielleicht Gott nennen, daß wir uns in Stimmungen einlullen, in Erregungen und Erhebungen hineinsteigern auf einen sogenannten »Gott« hin, der doch im allgemeinen religiösen Nebel verschwindet. Nein, *Gott ist keine fragliche Größe.* »Gott« ist nicht ein Wort, dem wir einen Inhalt geben müssen oder dürften aus unseren frommen Gefühlen und unseren menschlichen Gedanken heraus. Er hat sich offenbart als der Heilige in der Höhe. Er hat sich zu uns erbarmend geneigt in Jesus Christus, seinem Sohn. Da zerreißen erschütternd schnell und schroff alle Nebel und der ganze religiöse Dunstkreis. Da werden wir nicht mehr andächtig auf die geheimnisvollen Stimmen der Tiefe lauschen, die in unserem Innern aufsteigen oder aus der Natur zu uns dringen, nein, da horchen wir allein auf die Stimme von oben. Wir lernen von dem lebendigen, ewigen Gott. Ganz unmodern wollen wir sein und nicht die Lehre verachten, als ob es auf sie nicht ankomme. Gewiß, *Lehre ohne inneres Leben ist tot;* aber *Leben ohne Lehre ist blind* und stürzt in die Abgründe rechts und links. Das ist dann auch der Tod. Gerade in einer Zeit wie der unsrigen, die voll Bewegung, voller Übergang ist, eine tiefgreifende Zeitenwende, wollen wir uns immer erneut unter dies Wort stellen: »Lernet von mir!« Und darum ist es auch in der evangelischen Jugendarbeit die Grundlage, auf der alles ruhen muß, daß wir Gottes Wort treiben, Gottes Wort unsere Jugend kennen

lehren, Gottes Wort sie lernen lassen, daß es ihnen in jeder Lage des Lebens gegenwärtig ist.

Freilich, solcher Dienst verhaftet uns dann noch tiefer und fester in die Gefolgschaft Jesu Christi; denn nicht nur unsere Erkenntnis beeinflußt unser Leben, auch umgekehrt, unser Leben beeinflußt unsere Erkenntnis. Und das kann *oft* bedeuten: *unser Leben und unser Wandel verhindert unsere Erkenntnis.* Darum sprach Jesus vor diesem Wort: »Lernet von mir!« das andere: »Nehmet auf euch mein Joch!« Nur in der genauen Nachfolge Jesu, so eng mit ihm verbunden wie zwei Tiere unter einem gemeinsamen Joch, können wir von ihm lernen. Nur von dem, der ihm nachfolgt, sagt der Herr: »Er wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Wer Arges tut, der kommt nicht an das Licht.« Nur im völligen Gehorsam gegen unseren Meister sind wir aufgeschlossen für die Tiefe seiner Erkenntnis. Nur wenn wir der zartesten Stimme unseres Gewissens Gehör geben, nur dann ist unser Ohr fähig, Gottes Stimme zu vernehmen. *Die dunklen Stellen in der Bibel rühren her von den dunklen Stellen in unserem Herzen,* daß unsere Sünden uns den Schlüssel zu den Schätzen der Erkenntnis Gottes stehlen und uns unseren Gott verdunkeln. Für alle, die Gottes Wort treiben, bleibt es bei dem Rat des alten Wandsbeker Boten (Matthias Claudius): *»Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr; zerbrich den Willen, das ist mehr!«* Dann kann Gottes Wahrheit in unserem Leben Wurzel schlagen und er in uns seine Erkenntnis wirken. Und nur das, was er in uns wirkt, wirkt auch in der Welt um uns her, daß wir die Geheimnisse, die er uns anvertraut hat, weitergeben auch an die Jugend, vor der wir stehen.

Nicht jeder Jünger aber hat Macht über alle Geheimnisse Gottes. Jeder erhält *sein* Geschenk, hat *seine* Gabe. Darum suchen wir die Gemeinschaft der Brüder, daß einer dem andern Handreichung tue und den andern ergänze. Darum stellen wir uns bei all unserem gemeinsamen Forschen und Suchen, bei all unserem Lehren und Raten unter dies Wort unseres Heilandes: »Lernet von mir!«

Von der Sünde

Markus 6, 14–29: Und es kam vor den König Herodes (denn Jesu Name war nun bekannt), und er sprach: Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden; darum tut er solche Taten. Etliche aber sprachen: Er ist Elia; etliche aber: Er ist ein Prophet oder einer von den Propheten. Da es aber Herodes hörte, sprach er: Es ist Johannes, den ich enthauptet habe; der ist von den Toten auferstanden. Er aber, Herodes, hatte ausgesandt und Johannes gegriffen und ins Gefängnis gelegt um der Herodias willen, seines Bruders Philippus Weib; denn er hatte sie gefreit. Johannes aber sprach zu Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Herodias aber stellte ihm nach und wollte ihn töten, und konnte nicht. Herodes aber fürchtete Johannes; denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war; und verwahrte ihn und gehorchte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gern. Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat hinein die Tochter der Herodias und tanzte, und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tisch saßen. Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs. Sie ging hinaus und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannes des Täufers. Und sie ging alsbald hinein mit Eile zum König, bat und sprach: Ich will, daß du mir gebest jetzt zur Stunde auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers. Der König war betrübt; doch um des Eides willen und derer, die am Tische saßen, wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte tun. Und alsbald schickte hin der König den Henker und hieß sein Haupt herbringen. Der ging hin und enthauptete ihn im Gefängnis und trug her sein Haupt auf einer Schüssel und gab's dem Mägdlein, und das Mägdlein gab's ihrer Mutter. Und da das seine Jünger hörten, kamen sie und nahmen seinen Leib und legten ihn in ein Grab.

I. Der Leute Verderben

Eine Geschichte von der Sünde ist die Geschichte des Herodes und der Herodias. Wir sehen da in ein Familienbild hinein, bei dem man mit Händen greifen kann, wie ein Leben durch die Sünde verdorben und zur Qual wird.

Jesu Name war bekanntgeworden. Das ganze Land war von seinen Reden und Wundertaten erfüllt. Das kam auch vor Herodes, und er

sprach: »Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden, darum tut er solche Taten. Es ist Johannes, den ich enthauptet habe.« Da sehen wir schon etwas von der Qual, die die Sünde in eines Menschen Leben bringt. Vielleicht ist es das Schlimmste, was sie dem Menschen einträgt: *das böse Gewissen!* »Johannes ist von den Toten auferstanden«, sagt Herodes. Nein, Herodes, nicht Johannes, sondern deine Sünden stehen wieder auf; die hast du zum Schweigen bringen wollen, denen wolltest du die Rede verbieten, darum hast du auch des Täufers Mund stumm gemacht, aber die Sünden stehen wieder auf, jetzt, wo Jesus deinen Weg kreuzt. – Es ging dem König damals, wie es so vielen bis auf den heutigen Tag ergangen ist, wenn Jesus, der Heiland, ihnen begegnet. Dann erhebt sich leise im Innern – und dann immer lauter – die Stimme des Gewissens. Eine nervöse Hand sucht bei Tag und Nacht etwas zuzudecken, was eine andere Hand, ruhig und stark, immer wieder obenauf legt. Da wälzt sich der Mensch nachts auf seinem Lager. »Tränen und mein Lebenslauf wachen mir im Herzen auf«, klagt ein moderner Dichter; und ein anderer: »Tief, tief bin ich betrübt oft in der stillen Nacht.« Das geschieht, wenn Jesus, der Heiland, sich einem Menschen bezeugt.

Und dann stehen die alten Geschichten mit erstaunlicher Klarheit wieder vor der Seele als unsere Schuld. »Es ist Johannes, den *ich* enthauptet habe.« Wie oft mochte Herodes es versucht haben, diese Sünde von sich abzuschieben! Er war doch verführt worden, überrumpelt von seinem teuflischen Weibe. Und dazu kamen die unglücklichen Umstände damals mit den vielen Gästen, die anderen, die ihn drängten. »Gewiß, ich war zu schwach, ich hätte nicht so übereilt handeln, mich besser vorsehen sollen, aber *eigentlich bin ich doch nicht schuld.*« So sprach es wohl oft in seiner Seele.

Aber das Gewissen duldete es nicht; er konnte die Tat nicht von sich abschütteln, wie oft er es auch versuchte. *»Du hast es getan«*, so schrie ihm die Stimme zu, »du, du ganz allein!« Da gab es kein Entrinnen. Er wollte die Schuld abwerfen, Gott legte sie ihm wieder auf. Er hatte manches andere in seinem buntbewegten Leben darübergelegt, über dies alte Aktenstück, auf dem mit blutiger Schrift stand: »Johannes.« Gottes unsichtbare Hand zog gerade dies immer wieder hervor.

Da mußte er seinen Kampf aufgeben: »Es ist Johannes, den *ich* ent-

hauptet habe.« *Ich habe es getan.* Wie mancher hätte gerne ins Meer der Vergessenheit versenkt, was hinter ihm liegt! Wie gut verstehen wir die alte griechische Sage, daß die Schatten in der Unterwelt zunächst den Lethe-Trank erhalten, durch den sie alles vergessen, was ihr Leben ausgefüllt hat. Es gibt keinen solchen Trank. Die Stimme behält den Sieg: »Du hast es getan!« – Das ist die Qual des bösen Gewissens, ein Vorschmack der Hölle.

Es steht hier nicht, mit welchen Gefühlen Herodes bei dem Anblick der Taten Jesu dieses Wort sagte: »Es ist Johannes, der ist von den Toten auferstanden.« Von Reue ist nichts gesagt, aber es klingt hindurch wie *helle Angst.* Er hat Gottes übernatürliche Macht gegen sich; er merkt, daß die Hand des Richters nach ihm greift. Er ist ein gutes, wenn auch ein trauriges Stück, vorangekommen in der Klärung seiner Stellung, seitdem er Johannes ermordet hatte. Man merkt jetzt bei ihm kein Schwanken mehr, nur noch die Angst des Feindes Gottes.

Vorher, als Johannes noch lebte, sehen wir Herodes vor uns stehen in der kläglichen Figur eines haltlosen, unentschiedenen Mannes. Es heißt von ihm: *Er fürchtete Johannes.* – Er spürte Gottes Macht in ihm. Wenn Johannes sprach, sprach noch einer zu ihm. Wenn der Prophet die Hand drohend erhob, sah Herodes noch eine höhere Hand sich vor ihm erheben. Johannes war ihm ein unheimlicher Mann. Ein Mann mit Gott ist immer unheimlich denen, die die Sünde liebbehalten wollten.

Und *»er wußte,* daß er ein frommer und heiliger Mann war«. Das wußte Herodes ganz genau, und das erhöhte seine Angst. Viele wissen ganz genau Bescheid über die Wahrheit Gottes. Sie wissen alles, aber sie tun nichts von dem, was Gott ihnen sagt. Sie haben ihr Urteil in der Brust, und sie werden an jenem Tage, wenn das Verborgene ihres Herzens offenbar werden wird, dem Richter zur Antwort geben müssen: »Ich habe es gewußt, aber *ich habe nicht gewollt.«*

»Und Herodes verwahrte ihn.« In diesem Wort liegt die ganze Zweideutigkeit und *Halbheit seiner Stellung.* Er verwahrte den Propheten und schützte ihn gegen den Zorn seines Weibes, aber er hatte nicht den Mut, ihm recht zu geben. Er verwahrte ihn im Gefängnis.

Und er ward oft *verlegen,* wenn er ihn hörte. Gottes Wort macht die Menschen verlegen, die sich der Sünde ergeben haben. Wie unzählig sind die Menschen, die *gerade so viel von Jesus wissen, daß sie verlegen sind!* Wären sie blind, so wären sie glücklicher. Aber nun ist ihnen Jesus begegnet. Und Jesus ist das heimliche Gericht der Menschen, das weist sich aus an ihrem Gewissen. Seit sie Jesus gesehen haben und wollen ihn doch nicht sehen, seither sind sie die unglücklichsten unter den Menschen. Und derer sind viele unter uns.

Und doch »hörte Herodes ihn gern«. Es ist in ihm solch wunderbares Gemisch von Gefühlen, und doch ist alles so lebenswahr, alles wie bei uns. Wie viele in der Sünde tief gebundene Leute, Knechte der Unkeuschheit, der Geldliebe, der Leidenschaft, des Geistes dieser Welt hören doch gerne die frohe Botschaft! Es ist, als ob ein leises Hoffen durch ihre Seele zöge: »Wie schön, wenn doch auch mir einmal eines Tages so unversehens die Stunde der Freiheit schlüge, wenn ich einmal das lösende Wort vernähme, wenn eine Welle mein Schifflein, das auf dem Sande festsitzt, flottmachen würde.« Aber es soll ihnen so zufallen, sie wollen sich nicht aufraffen, sich nicht entscheiden, sie wollen nicht brechen mit ihrer Sünde. Das ist eine gefährliche Stellung. Da bedarf es oft nur eines kleinen, geringen Anstoßes, dann kommen sie zu Fall.

II. Hemmende und treibende Kräfte auf dem Wege der Sünde

Eine dunkle Ehebruchsgeschichte spielt in Herodes' Leben eine große Rolle, eine von den Sünden, die mit magischer, dämonischer Macht immer neue Sünden in ihrem Gefolge haben: Ehebruch, Menschenknechtschaft – zumal Geknechtetsein unter den Genossen der Sünde –, Gewalttat, Mord, auch Mord dessen, das noch nicht geboren ist, Meineid. Das ist eine gerade und folgerichtige Reihe. Mit höchster Anschaulichkeit zeigt uns diese Geschichte die hemmenden und treibenden Kräfte, die auf den Sünder einwirken in mannigfaltigem Wechsel.

»Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest«, so hatte der Täufer dem Könige zugerufen. Ein freies Wort eines freien Mannes, in der Kraft Gottes in das Herz des Sünders hineingeschleudert. Da

sehen wir eine starke, *die Sünde aufhaltende Macht: Gottes Wort.* »Oh, ein treuer Gott«, so muß ein jeder ausrufen, der sein Leben überschaut, wenn er an dies Kapitel kommt. Wie oft hat Gottes Wort ihn treulich gewarnt; wie oft ist es ihm in den Weg getreten und hat beide Arme sperrend über die Straße der Sünde gestreckt: Halt ein! Halt ein! Kehr um! *Gottes Wort will uns durchaus nicht verlorengehen lassen.*

Und Gottes Wort ist deutlich und klar: *»Es ist nicht recht...!«* Es hat schon mancher gegen Gottes Wort die Anklage erhoben, es sei nicht zu verstehen, man könne sich darin nicht zurechtfinden. Nun, man mag zugeben, daß manches darin nicht gleich verständlich ist, aber haltet euch doch an das, was in Gottes Wort ganz klar ist, z. B. die Worte: »Du sollst nicht ehebrechen«, »Saufet euch nicht voll Weins«, »Leget die Lüge ab und redet die Wahrheit«, »Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.« Das sind Worte von erstaunlicher Deutlichkeit, Worte, die sich jedem, der nur will, als starke Mächte offenbaren, ihn zurückzureißen von dem Weg der Sünde.

»Herodias aber...« Es wird nicht gesagt, ob das Wort, »es ist nicht recht...«, Eindruck auf Herodes gemacht habe. *»Herodias aber...«*, so geht der Bericht alsbald weiter. Es ist, als ob auch im Bericht die Tatsache sich widerspiegelte, daß, ehe die Predigt des Täufers hatte Eindruck machen können, »Herodias aber...« dazwischen kam, die alte Schlange, dies Weib, sein böser Geist. »Herodias aber stellte ihm nach.« Neben dem Ahab des Alten Bundes stand die Isebel, das Teufelsweib, deren Verlogenheit bis in den Tod hinein anhielt. Mit der Schminke auf dem Angesicht wurde sie aus dem Fenster gestürzt. Sie trachtete dem Elia nach dem Leben. Und gegen den Elia des Neuen Bundes stand neben dem Herodes diese Herodias. In beiden Fällen sind die Frauen das teuflische Element in der Ehe. Man kann wohl mit Recht sagen, daß das weibliche Gemüt sich leichter aufschließt für das Gute, auch für Gottes Wahrheit, wenn aber eine Frau sich entschlossen für das Böse entschieden und dem Bösen ergeben hat, zumal auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens, dann scheint es mit ihr schlimmer zu werden als mit den Männern. Sie wird wie ein Teufel, und dann beweist das Dichterwort seine Wahrheit: »Geht es zu des Bösen Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus« (Faust). Was den Adel und die Majestät ei-

ner edlen Frau ausmacht, das wird zur finsteren, höllischen Glut und frißt um sich, wenn es ins Böse verkehrt wird.

Und ob es nicht immer so kraß zutage tritt wie bei Herodias, in wie mancher Ehe ist es so, daß die beiden, die nach unserem Trauformular danach trachten sollen, wie eins das andere mit sich in den Himmel bringt, nur darauf aus zu sein scheinen, wie eins das andere mit sich in die Hölle bringt, und daß einer statt des anderen Ruhm auf den Tag Jesu Christi des anderen Fluch wird auf den Tag des Gerichts. Wie mancher Mann ist durch seine Frau, deren Herz an die Götter dieser Welt gefesselt war, zuschanden geworden! Gedenket an Lots Weib! Auch der Anblick solch traurigen Ehebildes kann an unserem Gewissen sich erweisen als eine die Sünde aufhaltende Macht.

»Herodias wollte ihn töten.« – »Was haben Sie gegen Gottes Wort?« fragte man einen jungen Mann. Die Antwort hieß: »Es hat etwas gegen mich.« Daher kam der Haß gegen die Bibel. So war es auch bei Herodias. Man haßt die Wahrheit und darum auch die, die die Wahrheit bezeugen. Sie sind ja die Vorboten des kommenden Gerichts, und man will doch seine Ruhe haben. Deshalb wollte Herodias den Propheten töten. Darum meidet man den Verkehr mit den Jüngern Jesu, gegen die man sonst gar nichts einzuwenden hätte, aber sie haben so scharfe Worte gegen die Sünde, und sie reden so deutlich von der Notwendigkeit der Bekehrung und vom Gericht. So bleibt man ihnen eben fern und überhaupt dem Worte Gottes. Glaubet doch nur nicht, daß die, die Gottes Wort auf jede Art zu meiden suchen, es tun, weil sie von Herzen ungläubig sind! Nein, sie meiden Gottes Wort in jeder Form, weil es sie an ihre Sünden erinnert, Sünden der Jugend, Sünden des Geschäfts, Sünden der Ehe, Sünden aus dem Krieg. Man will doch seine Ruhe haben, darum haßt man diese Erinnerungen, so wie Herodias den Täufer haßte und ihn töten wollte.

»Und konnte nicht.« Auch in dem Leben dieses Weibes gab es noch die Sünde aufhaltende Mächte. Gott hielt die Hand nicht nur über des Täufers Haupt, sondern auch über dieser Frau, so daß sie ihren Plan nicht ausführen konnte. Gott gibt nicht schnell einen Menschen dahin, daß sich seine Sünde vollende. Auch die entschiossensten Sünder werden sich einmal bei ihm nicht beklagen können, daß

er sie nicht bewahrt habe und habe an sie nicht all seine Liebe gewandt.

Kennen wir das nicht auch aus unserem Leben: man wollte sündigen und konnte nicht? Die Lust war da, aber die Gelegenheit fehlte, die Tat wurde durchkreuzt. Die Lüge lag auf der Zunge, und Gott ließ es nicht so weit kommen. Der Lehrling wollte den ersten Griff tun in des Meisters Kasse, da wurde er überrascht und durch den furchtbaren Schrecken für immer davon abgehalten. Ein jeder von uns ist Zeuge für die Wahrheit, daß in seinem Leben Augenblicke waren, *da wollte er sündigen und konnte nicht.* Wieviel tut Gott, um einen Menschen aus der Macht der Sünde und ihrer Umklammerung zu erretten! Folgt der Mensch nicht – wenn Gott ihn losläßt, dann gibt es eine Höllenfahrt. Kaum daß Jesus den Judas aufgeben hatte, da hing er bald am Strick.

III. Ein gelegener Tag

Wenn Gott den Menschen fallen läßt, dann gibt es eine Höllenfahrt. Freilich, es geht nicht immer so schnell wie bei Judas, auch bei Herodes ging es langsamer als bei Herodias; aber die innerlich unklare Stellung bei Herodes war eine gefährliche Stellung. Da bedurfte es nicht vieler Dinge. »Es kam ein gelegener Tag.« *Des Teufels gelegener Tag kommt,* da zieht der Feind das Netz zu und hat gewonnen. Wer mit der Sünde spielt, mit dem spielt hernach die Sünde. Es war ein Fest, ein Familienfest. Wie manches Mal ist ein Familienfest ein solch gelegener Tag der Sünde! Es ist, als ob der böse Feind besonders um solche Tage her wäre, die Höhepunkte des Familienlebens sein sollten und so leicht zu tiefen Niederlagen führen, auch bei Gottes Volk, weil es sich dabei so leicht dieser Welt gleichstellt. Wie mancher war auf dem Wege zum Heiland hin, da kam solch ein gelegener Tag – von da an ging es bergab, von da an schwankte er nicht mehr, er hatte gewählt, er steht auf der Seite der Sünde. Frage nicht, wie es kam! Solche Feste sind auch oft treibende Kräfte der Hölle. Äußerlich ging es da lustig zu, innerlich zog sich leise und traurig eine göttliche Macht von dem Menschen zurück. Ein Auge sah auf ihn mit Liebe – wehmütig hat sich das Heilandsauge abgewandt: er hat die Sünde gewählt. Es war der Hölle gelegener Tag, des Teufels Erntetag.

Man merkt es solch einem Tag nicht von vornherein an, er fängt an wie alle Tage. Der Kreis der Pflichten treibt uns durch viele Stunden wie sonst, aber in einer Stunde, da liegt des Teufels Netz vor unserem Fuß: Herr, habe acht auf mich!

Oft geht es so wie damals bei Herodes. Es war eine kurze Stunde der Sinnenlust, ein vorschnelles Gelübde dieses haltlosen Mannes, leichtfertig im halbbetrunkenen Zustand gegeben.

Da kam die alte Schlange. Und als die Tochter die Mutter fragte: »Was soll ich fordern?«, da jubelte die Alte: »Das Haupt Johannes des Täufers.« »Ich habe gewonnen, verhaßter Prophet!« Und die gelehrige Tochter, ganz im Geist der Mutter herangewachsen, sie sagt mit glatten Worten die schaurigen Dinge nach und fügt noch hinzu – ist es in frivole, perverse Lust verzerrte Mädchenhaftigkeit? – »auf einer Schüssel!« Sie will es noch recht nett gebracht haben, das Haupt Johannes des Täufers: »Auf einer Schüssel!« Das Blut möchte einem dabei gerinnen, wenn man solche Macht der Sünde sieht. Man merkt nichts von Bedenklichkeit bei der Königin, nichts von der Zaghaftigkeit, die doch oft den Sünder auch noch bei seiner Sünde beseelt, und er kann sich eines geheimen Grauens nicht erwehren; nein, sie jubelt: »Das ist mein Tag!« Ein trauriges Bild! Traurig, wenn der Hölle Tag dein Tag ist, wenn du deine Ernte schneidest im Finstern, wo des Teufels unheimliche Sterne dir leuchten. Du bist ein Genosse der Hölle und merkst es nicht, du bist *ein Opfer der Hölle.* Herodias jubelt, und die Hölle heult in doppeltem Triumph. Der Zeuge Gottes wird stumm, und dies Weib ist dem Satan verfallen für immer.

IV. Windstöße aus der Hölle

Und nun kommen die Windstöße aus dem Abgrund immer mächtiger. »Alsbald!« »Mit Eile!« »Jetzt zur Stunde!« Schnell! Schnell! Keiner darf zur Besinnung kommen. Das ist des Teufels Stempel auf einer Handlung, wenn sie so in Hast geschieht. Da sind die treibenden Kräfte von unten im Spiel. »Der Teufel kommt zu euch«, ruft in der Offenbarung eine Stimme der Erde zu, »und hat einen großen Zorn und weiß, *daß er wenig Zeit hat*« (Offb. 12, 12). Daß er we-

nig Zeit hat! Da müssen die Entscheidungen schnell fallen, da drängen sich die Ereignisse, da begibt sich alles so erstaunlich rasch. Hernach ist mancher ernüchtert und klagt: »Es ging so schnell.« Windstöße aus der Hölle!

Auch Herodes wurde so überrumpelt. »Jetzt zur Stunde.« Dabei stützt sich die freche Tochter mit spitzem, sehr energischem Finger vor ihm auf den Tisch. Da saß der König fest. »*Der König ward betrübt.*« Er hatte doch noch ein Gewissen und hätte Johannes gern gerettet. Vor der Tücke dieser Weiber schauderte es ihn doch. Er sah in einen Abgrund der Verworfenheit hinein. Aber zu spät. Mit Sinnenlust hat es angefangen. Jetzt ging es um seine Seele. Er konnte nicht zurück. Er war ein Rohr im Wind, und zur rechten Zeit kam wieder ein Windstoß von unten, der letzte, der noch nötig war. Der Feind holt die Sünden wie Hilfstruppen herbei, zur rechten Zeit die gerade dann wirksamste Versuchung. So hier die zur Menschenfurcht: »Um derer willen, die am Tische saßen«, gab Herodes nach. Fast hätte er die Tocher abgewiesen, da fiel sein Blick auf die anderen, und er konnte nicht mehr zurück, »um derer willen, die am Tische saßen«. Ja, das ist eine furchtbare Macht: die Gesellschaft. Wie viele gehen verloren um derer willen, die mit ihnen am Tische saßen! Gott weiß, wie viele sich heimlich danach sehnen, freizukommen von dieser Kette. Sie möchten innerlich auch mit der Schar der Gotteskinder den schmalen Weg ziehen, aber sie können nicht los. Im falschen Ehrbegriff gefangen, können sie nicht brechen mit ihrer Gesellschaft, mit ihren Freunden.

»Und alsbald schickte hin der König den Henker und hieß sein Haupt herbringen. Der ging hin und enthauptete ihn im Gefängnis.« *Der Mund* ist stumm, Herodes, Herodias! Aber tausend Zungen, feurig wie der Hölle Schlund, reden gegen euch und brennen es euch mit ihren Worten in die Seele ein: »Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.«

V. Was Gott dazu sagt

Und was sagt Gott zu dieser Macht der Sünde? Und wie ist es mit Gottes Boten? Wir sehen hier das stille Ende eines großen Mannes, des Größten, der von Weibern geboren wurde. Sollen wir von Tra-

gik reden? Nein! Ein tragisches Schicksal können wir nur das nennen, in das eigene Schuld mit eingeflochten ist. Wir können hier eigentlich nur schweigen und dieses Helden, dieses Zeugen Gottes still gedenken.

Und reden können wir nur von Gottes Wunderwegen mit seinen Knechten.

Auch auf den Vorläufer des Heilandes legt sich schon das Maß des Kreuzes, seinen Weg zu bestimmen. Wo wir aber bei uns und anderen solch unverständlichen, uns unerklärlichen Weg Gottes wahrnehmen, da wollen wir unsere Hand fest auf den Mund legen, daß wir uns nicht versündigen mit unseren Worten. Gott läßt der Niedertracht der Menschen oft den Lauf, um an seinen Kindern seine Wunderwege hinauszuführen. Und wenn es uns so geht, daß die Bosheit von Menschen, von Vorgesetzten, von Berufsgenossen oder Nachbarn, von Geschäftskonkurrenten uns solch schweren Weg bereitet, so wollen wir uns nicht wundern und den Herrn nur bitten, immer wieder bitten, daß er uns unseren Segen daraus nicht entgehen lasse und uns Kraft gebe, daß wir uns beweisen als die, die nicht auf das Sichtbare sehen, sondern auf das Unsichtbare.

Johannes lag an jenem Abend in seinem Kerker. Er hörte das Fest. Da blitzte es in ihm auf: »Es ist nicht recht!« Und Traurigkeit umgibt sein Gemüt. Die Sünde siegt. Da mag sein Geist sich erinnert haben an die Botschaft der letzten Tage. Jesus hatte ihm Nachricht geschickt: »Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt.« Getröstet richtet er sich auf: Nein, die Sünde siegt nicht, Gott siegt, und an seinem Sieg werde auch ich, sein Knecht, teilnehmen. Er wird mich rechtfertigen, auch vor den Menschen.

Da wird seine Seele stille, und als sein Abendlied mag er leise den Psalm vor sich hingesummt haben: »Wann Gott einst unsere Bande bricht, uns führt gen Zion in sein Licht, dann wird wie Träumenden uns sein«, das Lied von dem Herrn, »der den Gefangenen Freiheit sendet, an allen bald sein Heil vollendet«, das Lied vom Leiden seiner Knechte: »Der Sämann gehet aus und weint, weil alle Müh' verloren scheint; geht auf und ab, streut seinen Samen mit Tränen, doch in Gottes Namen und kehrt – wie jauchzt sein froher Blick! – mit reichen Garben einst zurück.« Ja, es muß sich doch alles, alles

werden, und Gott muß siegen über seine Feinde. Dem Propheten ist so wohl, als ob er umgeben wäre von vielen himmlischen Engeln Gottes in seinem dunklen Kerker.

Da sieht er Lichter auf dem Hof der Burg, Schritte hallen, Stimmen kommen näher, die Kerkertür geht auf, das Herz klopft ihm höher: Schlägt die Stunde der Freiheit? Wer will ihm Antwort geben? Wie soll sie lauten? Nein, Johannes! Ja, doch, aber ganz anders, als du gedacht hast. Es naht der Tag der Herrlichkeit. Johannes übersieht sofort die ganze Lage. Niemand ist dabei als die Engel Gottes, die der Herr gesandt hat, denn der Tod seiner Heiligen ist wertgeachtet vor dem Herrn. Er kniet nieder, und um ihn her knien die Engel Gottes, ganz nahe bei ihm. Er ist nicht allein. Da fällt sein Haupt, und die Engel tragen seine Seele »gen Zion in sein Licht«, dahin, wo bei dem Wehen des ewigen Morgens kein Dunkel, kein Rätsel mehr bleibt und alle Nebel fliehen, dorthin, wo Johannes, der des Meisters Weg noch nicht bis zum Ende hat sehen können, es auch anbetend wird verstehen lernen: »Das Lamm, das alle Sünde trägt, das löst auch alle Siegel.«

So stirbt der Letzte des Alten Bundes, der Größte der von Weibern Geborenen. Von weitem ist das Morgenrot des neuen Tages in seinen Kerker gefallen. Jesus ist da. Das war ihm genug, daran hat er seine Seele gestillt, auch im Tode. Die Sonne ist da, der Morgenstern darf untergehen, darf versinken in einem Meer von Licht.

VI. Zwei Welten

Herodes und Johannes, der Knecht der Sünde und der Knecht Gottes – wie nahe berühren sich oft Himmel und Hölle! Freilich, wie wir sie so besehen, da will es unserem natürlichen Sinn nicht einleuchten, daß das die Hölle und daß das der Himmel ist. Wie in der Mathematik durch ein negatives Vorzeichen alle Werte verkehrt werden, so ist es in unserem Geist. Die Sünde ist in all unser Denken und Wollen eingeschaltet wie solch ein negatives Vorzeichen, das nein sagt zu Gottes Gedanken. Da erscheint uns der Himmel, als ob er eine Hölle wäre, und die Hölle, als wäre sie ein Himmel. Hat nicht Herodes, der lustige Zecher, den Himmel auf Erden? Und doch schlagen um ihn die Flammen der Hölle! Geht nicht Johannes,

der einsame Knecht des Herrn, durch eine Hölle hindurch? Und doch hüllt ihn der tiefe Friede Gottes ein!

Herodes und Johannes, Hölle und Himmel, und einer von beiden bist du. Wohl mag einer sagen: »Ich bin kein zechender Herodes.« Nun, Gott legt in seiner Gnade auch nur wenigen seiner Kinder solch schwere Lasten auf wie dem Vorläufer des Meisters, aber einer von beiden bist du doch, ob auch die Sünde nicht bis zu dieser Reife sich gestaltet hat wie bei Herodes, ob du auch nicht solch ein Riese Gottes bist wie Johannes. Auch in deinem Leben fällt eine Entscheidung zwischen Gott und der Sünde, und nun will ich nicht sagen, soll ich nicht sagen: »Wähle das Los des Täufers!« – nein, es wird dir durch Gottes Gnade leichter gemacht und freundlicher entgegengebracht. Die Entscheidung in unserem Leben soll fallen und wird fallen an Jesus, dem Heiland. Nicht in der Dämmerung sollst du deinen Weg gehen. Das volle, helle Sonnenlicht ist da, das Licht, in dem auch des Täufers dunkler Weg hell wurde: Jesus, der Heiland!

Freilich, auch er hebt seine Hand empor: »Es ist nicht recht!« Und ihm zu folgen, das heißt auch, brechen mit der Sünde. Auch ihn warf sie in den Tod, auch sein Leben endete unter den Händen der Henker. Er ist der Mann vom Kreuz.

Ja, und sein Tod war viel schwerer als der Tod seines Vorläufers. Er konnte sich im Sterben nicht halten an einen anderen, der ihm trostreiche Botschaft sandte, sein Tod war nicht umrauscht von der unsichtbaren Gegenwart der Engel Gottes. Es war ein Ringen mit den finsteren Mächten, mit den Geschwadern der Hölle. Der den Herold stumm gemacht hatte, wollte nun auch den Helden selber niederwerfen. Aber als er sein Haupt in den Tod neigte, da war dem Tod das Gift gereicht. Der Tod war verschlungen in den Sieg. Als er sein Leben hingab als Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, ist eine Versöhnung geschehen für unsere Sünden. Die Schuld aller Schuldner ist bezahlt, die Ketten der Sünde hat er angefaßt mit seinen göttlichen Händen – und hat sich die Hände dabei blutig gerissen –, er hat sie zerbrochen, und nun können die Gebundenen freiwerden, ja, er will sie selbst in die Freiheit führen. Sein Leben schließt nicht mit dem Kreuz, mit seinem Tod, wie des Johannes Leben. Nein, sein Tod mündet ein in das Leben. Das war das letzte bei der Geschichte des Johannes: »Seine Jünger kamen und nahmen

seinen Leib und legten ihn in ein Grab.« Auch Jesus, den Heiland, haben sie in ein Grab gelegt. Aber das war nicht das letzte. Die Versöhnung, die er am Kreuz vollbracht hatte, vollendet sich in seiner Auferstehung.

Das ist es, was Gott sagt zu der Macht der Sünde dem, der Ohren hat zu hören, dem, der ein Herz hat, das sich nach der Befreiung sehnt: Da habt ihr meinen Heiland wieder aus dem Tode, euren Heiland, und nun greift zu! »Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.« »Die Lahmen gehen, die Blinden sehen, die Aussätzigen werden rein, den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt.« Bist du lahm? Sind deine Sehnen durchschnitten durch die Macht der Sünde? Hast du dir die Flügel deiner Seele wundgestoßen im Fallen und Aufstehen? Bist du blind und kannst deinen Heiland nicht erkennen? Bist du aussätzig und befleckt? Bist du arm, vielleicht über der Betrachtung dieser Geschichte ganz arm geworden? Das ist's, was Gott zu deiner Sünde sagt: Laß dir den Heiland gefallen! Wirf dich dem Erbarmer ans Herz!

»Jesu Liebe kann erretten,
seine Hand ist stark und treu;
er zerbricht der Sünde Ketten
und macht alles, alles neu.«

Sturm und Stille

Markus 4, 35–41: Und an demselben Tage sprach er zu ihnen: Laßt uns hinüberfahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn, wie er im Schiff war; und es waren mehr Schiffe bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windwirbel und warf die Wellen in das Schiff, also daß das Schiff voll ward. Und er war hinten auf dem Schiff und schlief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts darnach, daß wir verderben? Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich, und es ward eine große Stille. Und er sprach zu ihnen: Wie seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt? Und sie fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der? Denn Wind und Meer sind ihm gehorsam.

Ein arbeitsreicher Tag lag hinter dem Heiland. Es war spät geworden. Da sprach er zu seinen Jüngern: »Laßt uns hinüberfahren!« Und so, wie er sich ins Schiff gesetzt hatte, stießen sie vom Ufer und fuhren über den See, am späten Abend, in die dunkle Nacht hinein.

Bei Matthäus stehen gerade vor der Schilderung dieser Geschichte vom Sturm auf dem See die ergreifenden Worte: »Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege« (Matth. 8, 20). Es ist doch ein tief bewegendes Bild: *Jesus immer unterwegs.* Des Menschen Sohn heimatlos auf dieser Erde. Des Vaters Haus hat er verlassen. Auch das irdische Elternhaus mußte er aufgeben, als er in den schweren Dienst trat, seine Brüder, zu deren Heil er gekommen war, zu retten aus der Macht der Sünde. Und nun war er immer unterwegs.

Andere gehen abends nach Hause. Ihn sehen wir wandern von Ort zu Ort und abends noch über den See fahren, um am nächsten Morgen zu neuer Arbeit und neuer Tat bereit zu sein und in anderen Städten die Botschaft vom Reich Gottes zu verkündigen. Immer unterwegs, *der wandernde Heiland.* Je mehr wir dankbar unser eigenes Heim schätzen, je mehr wir bei den Unbilden der Witterung, bei Frost und Hitze uns mit Freuden zurückziehen in unser schützendes Haus, je mehr wir bei der Unruhe der Welt uns innerlich erquicken im Kreis unserer Lieben, wo wir Verständnis und zarte Rücksichtnahme erfahren, um so mehr möchten wir sagen: »O Herr Jesu, wie groß war deine Liebe! Unermüdlich, immer aufs neue warst du unterwegs, von Ort zu Ort, von Ufer zu Ufer deine frohe Botschaft zu verkündigen. Du warst heimatlos und hast auf Ruhe und Behaglichkeit verzichtet, damit wir nach Hause kämen und unser Schifflein im sicheren Hafen landete. Dein Wandern wurde uns der Grund unserer ewigen Ruhe.«

»Laßt uns hinüberfahren!« Der Heiland lädt uns auch oft ein zur Fahrt im Dunkeln und im Sturm. *Wir werden bei Jesus nicht immer gutes Wetter finden.* Wer mit ihm ins Schiff steigt, hat nicht nur sonnige Fahrt zu erwarten, er kann sich auch auf Sturm gefaßt machen. Bequemer ist es, zu Hause zu bleiben, am sicheren Ufer, und nicht mit ihm die Fahrt zu wagen.

Kein Wunder, daß sich immer wieder warnende Stimmen erheben, wir möchten nicht so ganz uns dem Heiland anvertrauen und uns auf Tod und Leben dem Mann von Nazareth verschreiben. Man müsse nicht so fanatisch, so einseitig seine Entscheidung treffen. Man könne auch so religiös sein, ohne Jesus in allem zu folgen und die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Man kann es verstehen, daß vorsichtige und kluge Kenner des Menschenlebens uns so warnen möchten. Bei Jesus ist nicht immer gutes Wetter. Und doch möchten wir lieber beim Heiland sein im Sturm als in der Ruhe dieser Welt in scheinbarer Sicherheit. Die Fahrt mit ihm wird darauf hinauslaufen, daß unser Auge staunend seine Herrlichkeit schaut und seine Macht auch über das tiefste Dunkel des Lebens. Die Ruhe der Welt endet im Sturm, da der Mensch hin und her geworfen wird wie eine Woge des Meeres: »Die Gottlosen haben keinen Frieden.«

Wir haben nicht immer gutes Wetter bei Jesus, auch *nicht immer dieselbe Lage und Aufgabe* vor unserem Fuß. Einmal sammelt er die Jünger, daß sie seiner Rede und seinen Gleichnissen zuhören, und dann führt er sie hinaus auf die Wellen des Meeres, daß sie nicht nur von ihm über die Anfechtungen belehrt würden, sondern auch Unterricht empfingen im Leiden selbst. Wir wollen uns nicht wundern, wenn es immer wieder einmal in der Nachfolge Jesu ganz anders kommt, als wir dachten, und ein neues Kapitel seiner Proben und auch seiner Durchhilfen aufgeschlagen wird. Wenn nur Jesus bei uns ist, so wie er hier bei den Jüngern im Schiff war! In den Stürmen sollen wir ihn aufs neue kennenlernen, neue Seiten seiner Heilandsart, daß wir uns lernen verwundern, welch ein Heiland er ist. Ja, gerade erst in den Stürmen wird uns die ganze Majestät seiner Herrlichkeit offenbar.

Das gibt einen ganz neuen Blick auf die Stürme in unserem Leben. Auch sie müssen dazu dienen, damit auf dem dunklen Hintergrund um so heller die Gestalt unseres Meisters hervorleuchte.

»Es erhob sich ein großer Windwirbel«

Das klingt so zufällig und war doch nicht zufällig, denn es *kommt nichts von ungefähr, was Jesus seinen Jüngern schickt.* Er regiert unser Leiden, er beherrscht jede Stunde, er schließt jeden Tag morgens

auf und abends wieder zu, daß uns nichts treffen kann, was nicht von ihm kommt. Und das alles, was er schickt, soll uns dazu dienen, daß wir ihn kennenlernen, wer er ist, und daß wir uns kennenlernen, wie wir sind, unseren Kleinglauben und unser furchtsames Herz. In guten Tagen trauen wir uns wohl viel Starkes zu; wenn aber die Proben kommen, zerrinnt oft unsere Kraft erstaunlich schnell, und trotzdem er, unser Meister, bei uns ist, versinkt uns aller Mut und alle Hoffnung.

Es dreht sich ja auch manchmal wirklich alles um uns her, ein Windwirbel erhebt sich, es geht mit uns rund, und es ist nicht leicht, daß dabei das Herz stille und stark bleibt. Wäre es nicht doch vielleicht erhabener und göttlicher, wenn solch ein Wind gar nicht da aufkäme, wo Jesus im Schiff ist? Würde es nicht die Feinde Gottes viel mehr von der Wahrheit des Herrn überzeugen, wenn es den Kindern Gottes auf Erden gut ginge und sie nicht so von den Winden und Stürmen erfaßt würden? Würde nicht *eine Fahrt ohne Sturm,* ein Wandern ohne Not mehr *das Siegel dafür sein, daß wir auf Gottes Seite,* auf dem rechten Wege sind? Ist nicht gerade »die viele Trübsal«, durch die wir ins Reich Gottes eingehen müssen, ein Hindernis für das Seligwerden?

Wer so fragt, meint nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist. Nur wenn wir die ganze Angst der Welt in der Nachfolge Jesu Christi an unserem Leben und Herzen erfahren, nur dann können wir auch kennenlernen, was es ist mit dem Frieden Gottes. Nur in den Nöten und Stürmen unseres Lebens wird unser Glaube geschult und gestärkt, daß wir an Jesus nicht irrewerden. Die Windwirbel, die uns so oft als die tiefste Not unseres Lebens erscheinen und auf die wir wie auf plötzliches Unwetter immer gefaßt sein müssen, werden uns einmal offenbar werden als Gottes Hilfsprediger, als seine Diener, die uns näher zu ihm führen mußten.

»Und er schlief«

Jesus schläft im Sturm. Er verbirgt nicht seine menschliche Schwachheit vor den Augen seiner Jünger. Müde, abgekämpft liegt er auf einem Kissen und schläft im Sturm. *Er ist uns in allen Dingen gleich geworden,* auch was den gebrechlichen Körper angeht. Er

kennt unsere Not und kann Mitleid haben mit unserer Schwachheit, daß es wohl einmal über die Kraft geht. Er war müde, aber seine Ruhe im Sturm zeigt uns auch, wie sehr er sich geborgen fühlte in seinem Vater. Er kannte keine Furcht, weil er innerlich *ruhte in seinem Gott.* Und auch das gab ihm die Stille, daß er sich seines Weges immer gewiß war. Auch diese Fahrt über den See war *kein eigener, selbsterwählter Weg.* Er wußte sich jeden Augenblick in der genauesten Bewahrung seines Vaters, weil er jeden Augenblick seinen Fuß auf den Weg setzte, den Gott ihm bestimmt hatte.

Selbsterwählte Wege führen in viel Herzeleid hinein und lassen uns nicht zur Ruhe kommen. Wo wir auf eigenen Wegen wandeln, da kommen wir an die Wetterecken unseres Lebens, aus denen die Stürme uns bedrohen. Auf solcher Fahrt wird das aufgeregte Herz die wohltuende Ruhe nicht finden. Die Nerven werden überlastet, und selbst der Körper muß seinen Schlaf entbehren. Wir zersorgen uns, weil wir die Führung unseres Lebens selbst in die Hand nahmen. Jesus schläft mitten im Sturm, weil er in des Vaters Hand ruht und dem Winke seiner Augen folgt.

Es war für die Jünger bei dem Sturm noch *eine besondere Anfechtung, daß Jesus schlief.* Auch wir kennen wohl Zeiten des Sturmes, bei denen es uns ist, als ob Jesus schliefe. Wir vernehmen keine besondere Zusprache seines Wortes, wir empfinden nichts von der Wirksamkeit seines Geistes, wir sind so arm und leer, gerade da, wo wir seines Trostes so sehr bedürftig wären. Hat seine Barmherzigkeit denn ein Ende? Es scheint, als gehe es ihn nichts an, daß bei uns alles drüber und drunter geht. Der Meister schläft – aber sein Herz wacht. »Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehn«, aber es wird auch für uns der Augenblick kommen, wo er seine Gegenwart in Macht und Herrlichkeit in unserem Leben offenbar werden läßt.

Was taten die Jünger, als Jesus schlief? *Sie zanken sich nicht untereinander.* Das zu erwähnen ist nicht unnötig. Wie viele Stunden der Not, in der wir doppelt eng zusammenrücken und uns einander helfen sollten, werden dadurch zu Stunden der Sünde, weil wir in unserer Reizbarkeit uns gegenseitig Vorwürfe machen und anklagen! Zeiten, in denen Gott uns besonderen Segen innerer Vertiefung zugedacht hatte, werden zu Zeiten trauriger Niederlage, weil wir uns

gehen lassen und nicht in Zucht halten und, statt in uns zu schlagen, um uns schlagen.

»Wir verderben«

Die Jünger wecken den Meister und nehmen Zuflucht zu ihm: *»Fragst du nichts darnach, daß wir verderben?«* Es ist die Sprache des Unglaubens: »Wir verderben!« Es ist der Blick des Pessimisten, der nur das Schwarze, nur den Tod sieht: »Wir gehen unter!« Warum haben die Jünger ihn denn nicht schon früher geweckt? Warum muß es denn immer erst bis zum Äußersten kommen, bis wir zu unserem Herrn die Zuflucht nehmen und ihn anrufen? Auch wir machen es so wie die Jünger, daß wir zunächst in eigener Kraft und eigener Weisheit aus unserer Verklemmung herauszukommen versuchen und erst, wenn die Wasser uns an die Seele steigen, sich uns ein Gebet zum Herrn entringt. *Warum haben wir ihn nicht früher geweckt?* Er will sich so gerne von uns »wecken« lassen.

»Fragst du nichts darnach, daß wir verderben?« Es klingt wie leiser Tadel, wie ein Vorwurf. Die Jünger stießen sich an der Ruhe ihres Meisters. Wie vielen hatte er heute schon in ihrem Leid und ihren Krankheiten geholfen, und die Seinen läßt er im Stich. Bitter klagt auch heute manch ein Herz in seiner Not: »Nach mir fragt Gott nichts, um mich kümmert sich niemand, auch kein Gott in der Höhe, gegen mein Geschick ist er gleichgültig.« Es ist beschämend, daß wir so schnell an unserem Gott irrewerden. Aber wenn die Bitterkeit sich dann nur nicht verhärtet in Verzweiflung und Lästerung Gottes, wenn sie sich dann nur löst in die vielleicht zaghafte Frage: »Fragst du nichts danach, daß wir verderben?« Es steckt in dieser Frage der Jünger doch noch ein wenig Glauben, und es ist besser, daß wir mit unserem armen Glauben schreien zu Gott, als wenn wir schweigen und verzagen und uns zergrübeln, *auch wenn dann der armselige Rest unseres Glaubens wie Tadel und Vorwurf klingt.* Der gütige Gott wird auch in solchem Fragen die Not unserer Seele erkennen und uns helfen.

Den der Sturm nicht geweckt hatte, den wecken die Angstrufe seiner Jünger. Die Schläge der Wellen, die Stöße des Windes konnten in seiner Seele keine Unruhe wirken, aber als verstörte Gemüter und

verwirrte Herzen seinen Namen nannten, da war er *feinhörig, so wie eine Mutter,* die durch allen Lärm des Haushalts hindurch wohl einmal schlafen kann, das leiseste Tönchen ihres Kleinsten in seinem Bettchen aber vernimmt und alsbald aufwacht. »Das Verlangen der Elenden hörst du, Herr; ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket« (Ps. 10, 17).

»Schweig und verstumme!«

»Jesus stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme!« Wie war bei ihm Göttliches und Menschliches so nahe beieinander! Müde lag er auf dem Kissen und stand im nächsten Augenblick auf als der Herr der Welt. Den Gesetzen der Natur war er unterworfen, und doch gehorchten ihm der Wind und das Meer. Die Wasser bedrohten ihn, da bedrohte er Wind und Wasser. *Er hat Gewalt über die Gewalten.* Er sprach zu dem Meer: »Schweig und verstumme!«

Das Meer spricht eine bedrohliche Sprache. Die Wasser, die uns bestürmen, haben oft sehr vernehmliche Stimmen. Sie raunen es uns zu, leise und hastig: »Du bist verloren.« Sie umbrüllen uns und übertönen all unser Beten und Schreien: »Nun ist es vorbei, nun gehst du unter.« Es ist, als ob die Dinge unseres Lebens, die Verhältnisse, die Engpässe, es ist, als ob die Krankheiten und Geschäftssorgen *alle lebendige Wesen wären mit schnellen Zungen,* mit lauten Stimmen, mit bedrohlichen Gebärden. Sie reden uns zu, sie stürmen auf uns ein, sie wollen das arme Herz zur Verzweiflung bringen. Und ob wir uns die Ohren zuhalten und ob wir die Augen schließen, in unserem Herzen werden alle die Stimmen wieder wach. Da geht es laut her, und unsere Seele sitzt verschüchtert und verängstigt in ihrer heimlichsten Kammer und wagt nicht hervorzugehen, so wie die Kinder Israel sich versteckten, als draußen der Goliath einherschritt und den Gott Israels lästerte. Man hörte die Stimme, ob man auch den Riesen nicht sah. Und wir hören die Stimmen alle, und manchmal ist es, wie wenn sie durch Lautsprecher zu uns kämen, daß alle Wände widerhallen. Das Meer spricht, und das Wort des Sturmes ist gut zu verstehen.

Jesus sprach: *»Schweig und verstumme!«* Da hörte das Wallen und

Toben auf, da ward eine große Stille. Man hört nur noch das Klopfen der Herzen, den Widerhall der Angst, die eben durchlitten ist. Selige Stille, wenn Jesus in unserem Leben Stürme gestillt hat und Gebrause und Tumult in tiefe Ruhe fällt! Da kommt Jesus zu Wort.

Bei Matthäus lesen wir die Reihenfolge etwas anders. Markus berichtet uns, daß der Herr erst die Ruhe geschaffen hat und dann ihnen seine vorwurfsvolle Frage entgegenhält. Hätte er mit dem Tadel angefangen, vielleicht hätte es bei diesen aufgeregten Leuten nicht viel gewirkt. Nachdem er den Elementen Ruhe geboten hat, greift jetzt sein Wort in die Tiefe der Herzen hinein. Wohl dem, der nach dem Sturm nicht allsogleich in neue Unruhe läuft und mit dem billigen Trost: »Es hat noch einmal gut gegangen« sich die ernste Mahnung einer schweren Stunde aus dem Sinn schlägt, sondern der still auf seinen Heiland schaut und auf ihn lauscht!

In den Stürmen wird seine Stimme oft übertönt, um so mehr sollen wir in der Stille achthaben auf das, was er sagt. Da hält er uns alles vor, da kommen seine Fragen: »Wie seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt?« Da *müssen wir uns schämen.* Der Heiland tadelte die Jünger nicht, daß sie ihn geweckt hatten, sondern daß sie nicht Glauben hatten. Daß sie ihn weckten, das hatte die heilsame Folge dieser seiner tadelnden und mahnenden Worte. Warum der Unglaube? Jesu Ruhe gab ihnen nicht das Recht, an seiner Liebe zu zweifeln.

Warum unsere Furcht? Ob wir auch gleich nichts fühlen von seiner Macht, das darf kein Grund für uns sein, seine treue Fürsorge uns fraglich erscheinen zu lassen. Wie, daß ihr *noch* keinen Glauben habt? So viel schon haben wir mit ihm erlebt, so mannigfache Durchhilfe erfahren, und noch immer wird unser Herz an seiner Liebe irre, wenn nur ein wenig sich der Horizont mit Wolken bezieht. *Glaube ist das Heilmittel für aufgeregte und müde Nerven,* das ist die einzige Hilfe für ein verzagtes Herz. Der Blick auf Jesus gibt unserem Leben die Stille, auch in den Stürmen. Je mehr wir von allem anderen absehen und im Vertrauen an ihm hangen, um so mehr wird über unser Leben das Staunen kommen: »Wer ist der?« Über den Wundern seiner Hand wird unser Herz befestigt im Vertrauen auf ihn, und der Ertrag der Sturmfahrten unseres Lebens ist die tiefe Stille. »*Wind und Meer sind ihm gehorsam.*« Der Wind und die Wellen tun, was er will – still, nur still!

Im Dienst an den Brüdern

Apostelgeschichte 20, 17–35: Aber von Milet sandte er gen Ephesus und ließ fordern die Ältesten von der Gemeinde. Als aber die zu ihm kamen, sprach er zu ihnen: Ihr wisset, von dem ersten Tag an, da ich bin nach Asien gekommen, wie ich allezeit bin bei euch gewesen und demHerrn gedient habe mit aller Demut und mit viel Tränen und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, so mir nachstellten; wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, daß ich's euch nicht verkündigt hätte und euch gelehrt öffentlich und sonderlich; und habe bezeugt, beiden, den Juden und Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus. Und nun siehe, ich, im Geiste gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird, nur daß der Heilige Geist in allen Städten bezeugt und spricht, Bande und Trübsale warten mein daselbst. Aber ich achte der keines, ich halte mein Leben auch nicht selbst teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesus, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet, alle die, bei welchen ich durchgekommen bin und gepredigt habe das Reich Gottes. Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes. So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. Darum seid wach und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen. Und nun, liebe Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden. Ich habe euer keines Silber noch Gold noch Kleid begehrt. Denn ihr wisset selber, daß mir diese Hände zu meiner Notdurft und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben. Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, daß er gesagt hat: »Geben ist seliger denn Nehmen.«

Es kommt auf den Wandel an

Von Ephesus hat Paulus die Ältesten der Gemeinde nach Milet kommen lassen, um dort von ihnen Abschied zu nehmen. Es ist ein ergreifender Augenblick im Leben des Paulus. Er ahnt, daß sich große Wandlungen vollziehen werden. Sein Dienst, den er bisher getan hat, wird ihm aus der Hand genommen, und der Weg nimmt eine ernste Wendung, in Leiden und Trübsal hinein. In wenigen Stellen der Schrift können wir so in sein Herz und in die Art seines Wirkens hineinschauen wie hier, wo uns die ganze Liebe, der heilige Ernst und die königliche Ruhe des Apostels in die Augen fällt.

Es ist bezeichnend für ihn und ein wichtiger Wink für uns alle, daß er zunächst von sich selbst und seinem Wandel unter den Gemeinden spricht. Der Apostel weiß, wieviel darauf ankommt, daß der Bote des Evangeliums unsträflich wandelt nach Gottes Wort. Das muß auch uns zunächst mit ganzem Ernst erfassen: *Auf den Mann kommt viel an, der die Botschaft bringt.* – Im Dienst an der Gemeinde ist das Vorbild des Zeugen Jesu Christi von großer Bedeutung. »Das, was du tust, spricht so laut, daß ich gar nicht hören kann, was du sagst.« Dies Wort mag wohl manchmal in den Herzen aufklingen, wenn sie bei uns, die wir die herrliche Botschaft verkündigen, oft so jämmerliche Menschlichkeit und so böse Fehler beobachten. So wollen wir nicht zuerst auf die theologische Ausrüstung den Hauptton legen. Wichtiger ist, daß wir Menschen Gottes sind, und daß Christus eine Gestalt in uns gewinne (Gal. 4, 19).

Das größte Geschenk: ein gebeugtes Herz

So überraschend wie die Tatsache, daß Paulus zunächst auf den Wandel hinweist, ist uns vielleicht auch die zweite Beobachtung, daß er als das erste, worauf er Gewicht legt, die *Demut nennt:* »Ich habe dem Herrn gedient mit aller Demut« (V. 19). Auch hier müssen wir sagen, daß der Apostel den Finger auf das Wichtigste legt, was gesagt werden kann. Wenn wir von oben herab mit den Menschen sprechen, wenn unsere Worte hart und stolz wie erbar-

mungsloser Hagelschlag auf die Herzen treffen, können wir gewiß sein, daß uns der Eingang zum Innern der Leute verschlossen bleibt. Nein, wir wollen es uns immer wieder vor Augen halten, daß auch wir Menschen sind, denen Barmherzigkeit widerfahren mußte. Laßt uns oft daran denken, wie auch wir in der Not gesessen haben! Laßt uns immer wieder *unseren zerrissenen Schuldbrief gründlich studieren* und aus der Vergessenheit hervorrufen, was der Herr uns alles hat vergeben müssen, als seine Stunde gekommen war! Wie arm waren wir damals! Wie hat uns da die Liebe der anderen getröstet, als wir noch tastend auf dem Wege waren, unseren Heiland zu suchen! Wie ist uns der Himmel aufgegangen, als Gott sich unserer schließlich annahm! Nur der wird letzten Endes in das Kernwerk der Seele eines anderen eindringen, in dessen Stimme etwas nachzittert von Stunden tiefer Beugung und Zerbrechung und von den seligen Zeiten der Erfahrung göttlicher Gnade.

Und auch das wird uns zum Dienst fähiger machen, wenn wir *täglich* in tiefer Demut mit ganzem Ernst alle Schuld unseres Lebens unerbittlich richten und *die Verderbtheit unseres Herzens* mit nüchternen und aufrichtigen Augen *ansehen.* Je älter wir werden, desto mehr werden wir erkennen, wie gründlich wir uns selber mißtrauen müssen, da unser Herz immerdar den Irrweg will. Nur wer es als den Grundton seines inneren Lebens stets gegenwärtig hat, daß er *selbst zu jeder Sünde fähig* ist und nur der Barmherzigkeit Gottes allein sein Heil und seine tägliche Bewahrung verdankt, daß Gnade allein es ist, die uns hält und auf die wir uns stützen wollen, bis wir angelangt sind am gewünschten Ziel, nur der wird fähig sein, den Brüdern zu helfen. »Wir sind *alle wie die Schornsteinfeger,* wir lassen überall einen schwarzen Fingerabdruck zurück«, sagte einmal der alte Pastor v. Bodelschwingh. Ach, wir merken es nicht nur in unserem persönlichen Leben, im Umgang in der Familie und im Beruf, wir merken es auch oft genug mit bitterem Schmerz gerade in unserer Arbeit für den Herrn, daß solche schwarzen Fingerabdrücke den Weg kennzeichnen, den wir gegangen sind. Wie oft müssen wir den Herrn bitten: »Mache du es wieder gut und heile du den Schaden, den ich angerichtet habe!«

Es kommt manchmal über uns wie eine lähmende Macht, fast wie eine Ohnmacht, wenn wir uns gestehen müssen: *Ich mache ja alles verkehrt.* Fehler, die man selbst bei einem Anfänger nicht mehr er-

warten sollte, stehen zuhauf in meinem Weg, den ich gegangen bin. Wenn der Herr mich nicht an der Hand führt, dann mache ich sicher alles falsch. Was wir früher vielleicht nicht so verstanden haben, das wird uns jetzt zum täglichen Seufzer, den wir dem Herrn in sein Auge hinein sagen: »Ohne dich können wir nichts tun.« Es ist ein Segen Gottes, es ist das größte Geschenk, es ist die himmlischste Gabe, die Gott einem Menschen schenken kann, wenn er ihm gibt – *ein gebeugtes Herz!*

Liebhaben, ganz einfach liebhaben!

Was aus einem gebeugten Herzen kommt, das nimmt auch ein selbstbewußter, oft so stolzer Mann gerne an; denn in einem solchen gebeugten Herzen wohnt die wahre, gottgewirkte *Liebe. »Mit viel Tränen«* hat Paulus seinen Dienst getan. Er war sicher kein weicher Mann und sein Gehaben nicht weinerlich, sondern er steht vor uns als ein Held aus Eichenholz. Aber dieser Riese konnte weinen; ihm kamen die Tränen über der Not der Menschen. Er hatte »herzliches Erbarmen angezogen«, und dies war der Ton, der die Musik machte in all seiner Verkündigung. Sind uns schon einmal die Tränen gekommen über Menschen, die verlorengehen? Fiel über unsere Seele einmal ein Schluchzen, das nur Gott gehört hat, wenn wir einen, an den wir viel Mühe gewandt haben, den Weg des Verderbens einschlagen sahen?

Oh, wir sind so sehr »nüchtern« geworden, wir treiben unsere Arbeit so »sachlich«. Unser Gang ist so gemessen, so oft fehlt uns die Liebe. Und darum haben wir keinen Blick für das gebrannte Herzeleid, das oft aus dem Auge etwa eines jungen Mannes herausschreit, wiewohl sein Mund verkniffen und geschlossen bleibt. Welch einen Abgrund von Jammer trägt mancher in seiner Brust umher: die Not seiner Entwicklungsjahre, daß er sich selbst ein Rätsel ist und keinen Reim zu machen weiß auf die tausend Forderungen und Triebe seines Blutes, auf die Welt, die ihn umgibt, daß zu Hause Vater und Mutter in Streit liegen und das Heim eine Hölle geworden ist, daß er im Beruf keine Befriedigung findet und mit dem besten Willen nicht sagen kann, wofür er auf der Welt ist – ach, wie mancherlei Stimmen von Not und Unruhe klingen oft in einem jungen Herzen

durcheinander, und wir hören es nicht; wieviel Verzagtheit und Verzweiflung wohnt so dicht hinter dem scherzenden Mund und den lachenden Augen, und wir sehen es nicht.

Was sollen wir da tun? Brüder, sie liebhaben, ganz einfach *liebhaben*. Laßt uns unsere Arbeit, da, wo uns der Herr in seinen Dienst gestellt hat, nicht geschäftlich abmachen, weil wir heute gerade »Dienst haben«! Laßt uns alle Rücksicht auf geschäftliche und organisatorische Fragen hinauswerfen aus unserem Umgang mit den Menschen, wenn wir es wagen, mit ihren Seelen zu reden! Wir haben es mit zuckenden Menschenherzen zu tun, in denen der Schrei nach ewigem Frieden emporbricht. Was wir sonst noch alles beachten müssen, mag auch nicht unwichtig sein. Laßt uns eins nie vergessen: *Vor allem müssen wir sie liebhaben!*

»...und sind viele Widersacher da«

Der Weg des Gottesboten ist nicht ohne Schwierigkeiten. Auch Paulus hat sein gut Teil davon mitbekommen. Er deutet es mehr an, als er es ausführt, wenn er von den *Anfechtungen* spricht, »die mir widerfahren sind von den Juden, so mir nachstellten«. Aber der demütige Mann mit dem zarten, liebevollem Gemüt stand wie ein eherner Turm in göttlicher Unerschrockenheit und männlichem Mut gegenüber den Widerständen, die er erfuhr. Wir wollen uns nicht darüber wundern, wenn wir bei unserer Arbeit für unseren Heiland, ihm Menschen zuzuführen, immer wieder auf Anfechtungen stoßen.

Solche Widerstände brauchen nicht ein Zeichen dafür zu sein, daß wir auf dem falschen Wege sind; sie sind oft gerade der Beweis und die Quittung dafür, daß wir die göttliche Richtung eingeschlagen haben. »Mir ist eine große Tür aufgetan, die viel Frucht wirkt, *und* sind viel Widersacher da« (1. Kor. 16, 9). Es klingt, als ob das dem Apostel Paulus ganz selbstverständlich wäre: *und* viel Widersacher! Er sagt nicht »aber«, als wäre das überraschend für ihn oder eine Enttäuschung oder tief bedauerlich, er weiß, daß das der Weg des Meisters war, und wie sie ihn gehaßt haben, so werden sie auch zu aller Zeit seine Boten und Jünger hassen. Laßt uns nicht bange werden! Ich möchte dies besonders denen sagen, denen es wirklich zum

Bangewerden zumute sein kann, die so einsam und verlassen an ihrem Werk stehen, oft gerade wie Paulus von denen angefochten, von denen sie eigentlich Hilfe und Unterstützung erwarten könnten. Laßt uns nicht bange werden! *Wer den Herrn verkündigt, wird seine Feinde haben,* oft gerade da, wo er sie nicht vermutet.

Und manchmal kommt es faustdick, dies Wüten des Widerstandes, der Spott und die Verleumdung, und ein treues Bruderherz wird wohl bis in die Tiefen gekränkt durch das, was man alles ihm nachsagt oder bei ihm vermutet. Laßt uns nicht bange werden und nicht zurückweichen! Und wenn es bis zu Anfechtungen und Nachstellungen durch Menschen kommt, und wenn man uns dahin bringen will, unseren Posten aufzugeben und unsere Stellung zu verlassen, wenn es uns wohl einmal den Atem berauben will und uns innerlich unsicher macht: »Bin ich vielleicht doch auf falschem Wege, sollte ich denn allein die Wahrheit haben, wo so viele gegen mich stehen?« – Gott schenke euch einen heiligen Trotz nach Luthers Art, ein aus dem tiefen Gottesfrieden geborenes *Durchhalten,* bis ihr wieder Luft bekommt! Er schenke euch in köstlichen Stunden stiller Zwiesprache mit ihm die Erfahrung des Psalmisten: »Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde!«

Der ganze Rat Gottes

Den großen, starken Halt für seine Arbeit nahm Paulus aus der Gewißheit, daß er der Bote einer *göttlichen Botschaft* sei, einer Botschaft, die es sich wohl lohne, den Menschen zu bringen, ja, von der das ewige Heil der Menschen abhängt. Darum betont er mit besonderem Gewicht zweimal (V. 20 und 27), daß er ihnen *»nichts verhalten«* habe von dem, was nützlich ist, oder wie er's das andere Mal ausdrückt: »Daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes.« Paulus wußte sich mit seinem ganzen Wirken in der Ewigkeit verankert, im Herzen Gottes. Er brachte nicht seine Gedanken oder Gedanken anderer Menschen, auch nicht ihre Gedanken über Gott, sondern er verkündigte all *den Rat Gottes,* die Gnade und den Frieden, wie er es so oft im Eingang seiner Briefe sagt, »von Gott und unserem Herrn Jesus Christus«. Das ist der Rat Gottes, den auch wir verkündigen sollen.

Wahrlich, des Paulus Botschaft war nicht langweilig, sondern *vielseitig*, so sehr sie ganz auf einen Punkt eingestellt war. Auch unser Dienst muß sich davor hüten, daß er irgendwie in die Langeweile verfällt. Langeweile ist der Tod alles geistigen Lebens, und wer immer dasselbe sagt, so daß die Leute schon vorher wissen, was jetzt kommt, wird sich ganz sicher ihre Aufmerksamkeit verscherzen. Ist in unseren Bibelbesprechungen nicht doch oft diese Gefahr vorhanden? Das kommt daher, daß wir uns viel zu sehr an altbekannte Dinge halten, daß wir nicht den *ganzen* Rat Gottes verkündigen, sondern uns mit zwei oder drei oder sieben Hauptwahrheiten begnügen, die wir immer wieder treiben der Reihe nach, immer wieder von vorne, während das bunte, mannigfaltige Feld des Wortes Gottes uns so viel Abwechslung und Reichhaltigkeit bietet, daß wir immer wieder mit Überraschungen kommen können, wenn wir nur selber in Gottes Wort zu Hause sind.

Wie viele ungehobene Schätze liegen noch in den Lebensbeschreibungen des Alten Testamentes, wie viele verborgene Perlen und Edelsteine auch in Stücken, von denen man anfangs vielleicht den Eindruck hatte, daß sie recht wenig geistlichen und heilsgeschichtlichen Wert besitzen! Wahrlich, der Stoff geht uns nicht aus, wenn wir uns nur an den Stoff heranmachen und uns die Mühe geben, die starken, großen Gedanken Gottes in der vielseitigen und abwechslungsreichen Art einzukleiden und darzubieten, wie die Schrift es tut. Da würde manchmal ein Vers uns Inhalt genug bieten für eine ganze Bibelstunde.

Solches Schöpfen aus der Schrift würde uns auch *davor bewahren*, daß wir unsere besonderen *Steckenpferdchen reiten*, eine böse Angewohnheit, die bei klugen und aufmerksamen Zuhörern uns bald der Lächerlichkeit preisgibt. Es gilt, *all* den Rat Gottes zu verkündigen. Und wenn der Apostel betont, daß er »nichts verhalten« habe, so ist ihm das darum so wichtig, weil er weiß, daß die ganze Wahrheit Gottes uns darum offenbart wurde, damit wir völlig genesen von der Krankheit unserer Sünde »und ein vollkommener Mann werden, der da sei im Maße des vollkommenen Alters Christi« (Eph. 4, 13). Viele Fehlentwicklungen in lebendigen Kreisen der Gemeinde Gottes sind darauf zurückzuführen, daß die Verkündiger des Evangeliums die Botschaft einseitig gehandhabt haben und sich nicht immer wieder durch die Fülle göttlicher Schrift selbst

haben zurechtweisen lassen. Paulus weiß auch, daß erst in der Verkündigung des ganzen Rates Gottes für eine sehr verschiedenartig zusammengesetzte Gemeinde die Gewähr geboten ist, daß durch die vielen und von allen Seiten greifenden und ziehenden Stimmen des Wortes Gottes die verschiedenen Menschenarten zum Heil gerufen werden.

Wie sind wir oft so befangen in der Meinung, daß wir die Botschaft immer gerade so bringen müßten, wie sie *uns* einst gefaßt hat, oder in einer Weise, daß jedesmal nur die großen entscheidenden Hauptpunkte behandelt werden! Wahrlich, es handelt sich um die eine große Entscheidung für oder gegen Gott, um die Bekehrung der Menschen, um ihre Hingabe an den Herrn. Das darf uns aber nicht dazu veranlassen, immer nur diesen einen Gedanken zu treiben.

Wunderbare Erfahrungen macht, wer »all den Rat Gottes« verkündigt. Er glaubte, den Sinn eines Mannes, auf den sein Auge gerichtet ist, umstimmen zu müssen durch die ernste Botschaft von Buße und Umkehr, und siehe, es traf jenen ein freundliches Wort nach der Melodie: »Befiehl du deine Wege.« Da sank er seinem Gott an das Herz. Die äußere Not des Lebens hatte ihn so fest gefaßt, daß er für die große, innere Entscheidung gar nicht die Ruhe und Sammlung aufbrachte. Als ihm die Güte Gottes begegnete, da kam der Entschluß: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.«

Wir haben vielleicht – und was möchten wir wohl lieber tun – die Herrlichkeit der Versöhnung durch das Blut des Kreuzes dem Volk vor die Augen gemalt, und siehe da, ihre Augen leuchteten erst auf, als wir ihnen sprachen von dem kommenden König und dem neuen Himmel und der neuen Erde, auf welchen Gerechtigkeit wohnen wird. Als sie ihres Lebens Ziel und den Sinn der göttlichen Weltregierung vor Augen sahen, da haben sie auch geforscht nach dem Lamm Gottes, dem (Offbg. 5) Gott die Verwaltung übergeben hat, weil in ihm die Gewähr besteht, daß das Gericht ausläuft in Erlösung.

Laßt uns, liebe Brüder, all den Rat Gottes verkündigen und die Mühe nicht scheuen und es des großen Fleißes für wert achten, in den Reichtum des Wortes Gottes einzutauchen, damit uns die Bilder und Gleichnisse gegenwärtig sind, die Gott selbst in seinem

Wort seine Knechte brauchen läßt, um Menschenaugen anzulocken und Menschenherzen nach Hause zu führen! Und laßt uns auch dafür sorgen, daß wir einen großen Schatz auswendig gelernter Worte aus allen Teilen der Schrift zur Verfügung haben!

Dabei wollen wir uns *vor dem Fehler hüten,* in irgendeiner Weise *den Leuten nach dem Munde zu reden.* Wir haben Gottes Rat zu verkündigen, wir haben nicht die Aufgabe, allen religiösen Möglichkeiten des heutigen Menschen zur Erfüllung zu verhelfen, sondern Gottes Boten sind wir. Laßt uns darauf auch wohl achten: Es gilt, der Erziehungsweisheit Gottes zu folgen und auch in der rechten Weise vom Evangelium aus *sein Gesetz zu verkündigen,* den Herrschaftsanspruch des Königs aller Könige, die Autorität aller Autoritäten mit aller Klarheit vor das Auge der Menschen zu stellen. Und dabei wollen wir es vor Augen haben, daß *das Gesetz Gottes eine Wohltat* für den Menschen ist, eine *Gabe,* durch die uns Gott klare Normen gibt und einen festen Halt, da uns gesagt wird, was schwarz und weiß ist, was links und was rechts. Da strahlt der Nordstern, nach dem sich die Schiffer auf stürmischer See zurechtfinden können. Da brennen die Leuchtfeuer, die uns durch die Riffe und Klippen hindurch die rechte Fahrtrinne für unser Schiff zeigen, wenn es den Hafen erreichen will.

Schlimm ist es, wenn die Sünde nicht mehr Sünde genannt und als Sünde gestraft wird oder gar als notwendig zur Erfüllung des ganzen Menschenideals dargestellt wird. In der Verwirrung, die dadurch entsteht, hat schon manches Herz aufgeatmet, wenn ihm die Wohltat widerfuhr, daß Gottes Wort zu ihm kam mit klarer Weisung: »So spricht der Herr!«

Macht sie mit Jesus bekannt!

Dann aber wollen wir uns freuen der größten Wohltat, die wir verkündigen dürfen, wie der Apostel es bezeugt hat: »Die Buße zu Gott und den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus« (V. 21). Das ist Evangelium. Auch Buße zu Gott, *auch die Verkündigung von der Notwendigkeit der Umkehr ist eine frohe Botschaft,* so bitter ernst sie zunächst dem Menschen begegnet. Wer es einmal erfahren hat, wie ein verirrtes Menschenkind, ein in seinen Sünden Fest-

gelaufener aufgeatmet hat bei dem Wort: *Du darfst noch einmal ganz von vorne anfangen,* es kann noch einmal alles wieder gut werden, – der versteht, daß der Apostel davon spricht, daß Gott die Buße gibt (2. Tim. 2, 25), daß es ein Geschenk Gottes ist, wenn einer umkehrt. Sagt das euren Brüdern, denen in Schuld und Sünde alle Wege ausgegangen sind und die ratlos stehen vor der letzten, grausamen Finsternis; sagt es ihnen, daß sie Buße tun dürfen und Buße tun sollen, »Buße zu *Gott«!* Manche sind nahe genug dabei, zusammenzubrechen *von Gott fort,* in Verzweiflung zu versinken in die Traurigkeit der Welt, die den Tod wirkt (2. Kor. 7, 10). Wir wollen ihnen Buße verkündigen »zu Gott«, daß sie ihr verpfuschtes und verfahrenes Leben in Gottes Hand befehlen als Menschen, die nicht mehr weiter können, die keinen Weg mehr wissen.

Dann dürfen wir sie aufrichten mit der frohen Botschaft des »Glaubens an unsern Herrn Jesus Christus«. Das ist es doch, liebe Brüder, was allein hilft und heilt, *daß wir einen Heiland haben,* daß es eine Vergebung der Sünden gibt, »das Evangelium von der Gnade Gottes« (V. 24). Das läßt uns auch immer wieder in unserer Arbeit froh werden und bewahrt uns vor Entmutigung. Jesus, den Heiland, verkündigen! Darüber werden wir ja selber immer wieder herausgehoben aus dem Jammer unseres eigenen Lebens. Was in tiefster Not unsere einzige Hoffnung ist, das wollen wir auch den anderen sagen. *Machet sie mit Jesus bekannt,* liebe Brüder, daß Jesus ihnen immer wieder in den Sinn kommt, immer dann, wenn sie Gnade bedürfen, wenn sie in Not sind, auch dann, wenn sie sündigen wollen! Sänger wollen wir sein, die nur ein Lied kennen, Herolde, die nur einen Ruf ausstoßen, Maler, die nur ein Rot auf dem Pinsel haben! Das Wort von Jesus, dessen Name hindurchklingt durch all den mannigfachen Rat Gottes zu unserer Seligkeit.

Tief gegürtet in Ernst

»Trübsale warten mein«

Die Boten des Herrn mit ihrer Botschaft haben ihren Glaubenskampf. Paulus spricht von seinem ungewissen Blick in die Zukunft. »Ich fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst

begegnen wird« (V. 22). Er fühlte die Nähe schwerer Stunden; er sah eine schwarze Wolkenwand am Horizont emporsteigen und wußte: Da hinein führt mich mein Weg. Auch der Apostel war nicht allwissend; auch er hat sich durchringen müssen durch viel Not und Anfechtung. Die Zukunft lag dunkel vor ihm. Dies eine nur war ihm gewiß geworden: »Bande und Trübsale warten mein.«

Trübsale stehen auch an unserem Weg und warten auf uns. Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen (Apg. 14, 22). Der Glaube an den lebendigen Gott ist keine Versicherung gegen Hagelschlag. Hat die Welt Trübsal, so ist den Jüngern Jesu viel Trübsal zugesagt. Ein tägliches Kreuz, ein tägliches Sterben. Das bezieht sich nicht nur auf unsere Arbeit für den Herrn, in der wir durch Anfechtung und Not hindurchmüssen, nein, der Bote des Kreuzes mit der Botschaft vom Kreuz wird auch in seinem Leben merken, wie Gott es aufbaut im Stil des Kreuzes, und er muß einwilligen, daß das Haus seines natürliches Lebens, das er in der großen Entscheidungsstunde auf Abbruch verkauft hat, nun auch abgebrochen wird. Dabei wird Blut fließen, das geht nicht ohne Schmerz. *Es stirbt sich nicht so leicht.* Und uns will es wohl manchmal die Rede verschlagen, wenn wir sehen, wie ernst der Heilige in der Höhe in das Leben seiner Knechte, oft gerade der treusten und hingegebensten, eingreift. Wieviel leibliche Not und Krankheit, wieviel Familiendruck, wieviel Geschäftsnot legt Gott oft auf das Leben seiner Geliebten!

Es scheint uns manchmal, als ob Gott selber damit sein Reich aufhalte, wenn er einen gesegneten Zeugen lahmlegt, wenn gesalbte Lippen lange Zeit schweigen müssen, wenn ein »getreuer Eckart«, der vielen in unserem Kreis eine Stütze und eine Säule war, sich selbst in Schmerzen winden muß und das fröhliche Auge so trüb umflort ist. *Und doch hat Gott dabei seine heiligen Absichten,* wenn er seine Knechte in den tiefen Ernst solcher Zeiten hineinführt. Man hätte meinen sollen, daß des Paulus Wirksamkeit vor der Zeit gebrochen worden sei durch seine Gefangennahme, und wir können doch nur froh sein über dieser schweren Führung Gottes, denn ihr verdanken wir alle die Briefe, die Paulus hinter Kerkertüren geschrieben hat, eben weil er verhindert war, zu seinen Gemeinden zu reisen. Die Bande und Trübsale des Apostels waren ein wichtiges Mittel Gottes, seine Gemeinde auf Erden zu bauen. Wie

hätte der eifrige Mann sonst je die Zeit gefunden, alles, was ihm Gott offenbart hatte, niederzuschreiben! *Gott macht keine Fehler.*

Und wie hat gerade *durch sein Leiden* der Herr *seinen Knecht zubereitet,* daß er ein Zeuge seiner herrlichen Botschaft werde! Darum wurde er in die Tiefen der Not geführt, daß er fast am Leben verzagte, damit er »trösten könnte, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott« (2. Kor. 1, 4). Als ich einmal in großer Verlegenheit war und einem alten Bruder mein Leid klagte, hat er mir nicht viel Trost gesagt, aber tat mir seine Weisheit folgendermaßen kund: »*Wenn der Pastor in der Presse ist, bekommt die Gemeinde das Öl.*« Und es war mir, als wenn er mich ein wenig anlachte, oder fast möchte ich sagen auslachte: Das kommt davon, wenn man solch hohen Dienst für sich in Anspruch nimmt, dann muß man auch die Ausrüstungskosten bezahlen. Fast war ich einen Augenblick dem Siebzigjährigen böse, später habe ich ihn dankbar verstanden.

Wollen wir wirklich mit unserer Botschaft hineingehen in der Menschheit ganzen Jammer, dann dürfen wir uns dem nicht entziehen, daß Gott ein gut Teil von der Not dieser Welt auch in unser Leben und Herz hineinschlagen läßt. Wie stark drückt es Hiskia aus: »Er zerbrach mir alle meine Gebeine wie ein Löwe... Ich winselte wie ein Kranich und wie eine Schwalbe und girrte wie eine Taube; meine Augen wollten mir brechen: Herr, ich leide Not; lindere mir's!« (Jes. 38, 13–14). »Um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe« (Jes. 38, 17). Wer Hiskias Lebensgeschichte einmal durchlesen wird, der wird finden, daß an mehr als einer Stelle es von ihm heißt: »Er redete freundlich mit den Leuten.« Das hat er gelernt in den Stunden, in denen Gott in seiner Not freundlich mit ihm sprach.

In Gottes heimlichem Zelt

Haben wir es auch beachtet, daß der Apostel sagt: »*Der Heilige Geist* in allen Städten *bezeugt* und spricht, Bande und Trübsale warten mein daselbst«? Es waren zum Teil Menschen, durch die Gott in den einzelnen Städten es dem Apostel Paulus gewiß machte,

daß er ernsten Zeiten entgegengehe. Für ihn war es durch alles hindurch die Stimme des Heiligen Geistes, die er vernahm; denn was die Menschen ihm sagten, klang zusammen mit dem, was in stiller Stunde ihm Gottes Geist offenbart hatte. Da sehen wir hinein in ein Geheimnis des Apostels. Das war seine Waffe, das war sein einziger Schutz, den er hatte gegenüber dem Sorgengeist und der Angst. Wunderbar, wenn ein Mensch unter den dunklen Wolken des Leides, da die Sorgen wie gewappnete Männer sein Herz bestürmen und ihm den Ausblick verbauen wollen, den Weg findet zu Gottes heimlichem Zelt der Zusammenkunft, zu dem Gott, von dem er weiß, er versteht mich, wenn mich niemand versteht, er kennet meine Wege und hat alle meine Tage geschrieben in sein Buch. Auch in der Arbeit für den Herrn und all der Not, die sie mit sich bringt für den, der mit der Herzgrube arbeitet und seine Seele daransetzt, ist dies die starke Quelle der Kraft: ein Leben des Gebetes, verborgener Umgang mit dem Herrn.

Und ist es nicht so: *Wenn Gottes Geist uns von unseren kommenden Trübsalen spricht,* dann ist es nur halb so schlimm, *dann ist die tiefste Not schon überwunden.* Wenn Menschen unken und ihre klugen Finger warnend erheben und es für besonders fromm halten, uns immer wieder bange zu machen: »Du bist noch nicht am Ziel, es wird noch viel Schweres kommen« – das nimmt uns den Mut, das wird uns zu schwer. Wenn aber Gottes Geist es uns sagt, daß Trübsale unser warten, dann wissen wir: Ich bin *auch in der Trübsal nicht allein.* »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn – du – bist – bei – mir.«

Es mochte den alten Josua manchmal schwer bedrückt haben, daß er so alt geworden war und hatte seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Da sprach der Herr zu ihm: »Du bist alt geworden und wohl betagt, und des Landes ist noch sehr viel übrig einzunehmen . . .; so teile nun dies Land . . .« (Jos. 13). Wie wird da der Friede Gottes über den alten Knecht des Herrn gekommen sein! Es war seine Not, daß er sich klarmachen mußte: Du bist alt geworden. Jetzt, wo Gott selbst das Wort in den Mund nimmt: »Josua, du bist alt geworden«, da war es nur halb so schlimm. Also Gott weiß es, *Gott rechnet damit,* und Gott hat doch noch seine Aufgabe für mich und wirft mich nicht weg.

So mag es auch dem Paulus gegangen sein. Über viele der Men-

schen, die ihm Trübsal weissagten, konnte er getrost hinwegschauen; wenn er aber aus dem Munde eines treuen Bruders die Stimme des Heiligen Geistes hörte, dann wußte er: Gott schickt den Boten, und Gott ist mitten darinnen in meiner Not, die kommen wird. »Fluten der Trübsal verrauschen, vergehen, Jesus, der Treue, bleibt ewig dir stehen.«

Darum war der Apostel imstande zu solch kühnem Wort: »Ich halte mein Leben nicht selbst teuer« (V. 24). Dann brach der Heldenmut des Mannes, der alles auf eine Karte gesetzt und sein Leben seinem Gott zum Opfer gebracht hatte, wieder durch. Mein Leben ist nicht die Hauptsache, *die Hauptsache ist mein Dienst,* »daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesus«. Das ist der Ton des treuen Kämpfers, den wir aus seinen Briefen so oft herausklingen hören. Das ist die Hingabe, die sich auch bis in die Einzelheiten und Kleinigkeiten seines Lebens hinein zeigt.

Frei von Geldliebe

Es ist nicht nebensächlich, daß er ausdrücklich darauf hinweist: »Ich habe euer keines Silber noch Gold noch Kleid begehret« (V. 33), und ausdrücklich den Finger legt auf die Selbständigkeit, mit der er sein täglich Brot mit seiner Hände Arbeit verdient hat und auch den Unterhalt für seine Freunde. Der Apostel weiß, wieviel Arbeit der Knechte Gottes dadurch verdorben wird, daß sie – vielleicht erst in alten Tagen ihres Lebens – der Geldliebe zugänglich werden. Es war dem Samuel in seinen alten Tagen, als er von seinem Amt zurücktrat, das erste und wichtigste, daß er das ganze Volk vor dem Angesicht Gottes herausforderte: »Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten, ob ich jemandes Ochsen oder Esel genommen habe . . ., ob ich von jemandes Hand ein Geschenk genommen habe und mir die Augen blenden lassen?« (1. Sam. 12, 3).

Liebe Brüder, laßt uns vorsichtig sein in dem Punkt des Geldes und allen bösen Schein meiden! Laßt uns unserem Herzen mißtrauen und es besonders genau nehmen mit Silber oder Gold! Es gibt so kleine Schlupflöcher in unserem Herzen, wo die Sünden, die uns in

jüngeren Jahren kaum Mühe gemacht haben, ja nur lächerlich vorkamen, später leise sich einschleichen: die Liebe zum Geld, die Rücksicht auf Vorteile. *Niemand halte sich für so stark, daß er hier nicht schwach werden könnte!* Das Geld hat dem Heiland einen aus der Schar seiner Zwölf herausgerissen. Nicht umsonst stellt Jesus neben den Herrn in der Höhe den Mammon als den großen Gegenspieler Gottes. Wie wohltuend ist das Bild eines Mannes wie des Paulus, an dessen Händen kein Stäubchen irdischen Gutes klebte! Man hat auch ihn verdächtigen wollen, aber er konnte diese Verleumdungen von sich schleudern, wie er die Natter in das Feuer geschleudert hat. Wohl dem, der es kann!

». . . *hat nichts mehr, das ihm selber gehört*«

In einer Schrift von Walter Flex steht der Vers: »Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, das ihm selber gehört!« Schon solch ein Ausdruck vaterländischer Hingabe kommt einem entgegen wie ein erquickender Hauch aus einer höheren Welt. Wieviel mehr sollte es von uns heißen: »Wer auf des Heilandes Fahne schwört, hat nichts mehr, das ihm selber gehört!« »Ich halte mein Leben nicht selbst teuer!«

Liebe Brüder, wie weit sind wir von diesem Wort entfernt! Wie oft halten wir nicht nur unser Leben, sondern auch in recht kleinlicher Empfindlichkeit unseren guten Namen, dem man zu nahe treten will, und unser »gutes Recht«, dem einer nicht gebührende Achtung erwies, und auch unsere Bequemlichkeiten und Liebhabereien für sehr teuer. Nur wer sich von solcher Selbstsucht täglich aufrichtig reinigt und in den Fußtapfen Jesu Christi geht, der sein Leben nicht selbst für teuer hielt, nur der kann auch, wenn er von Trübsal, Gefängnis und Tod redet, doch durch alles hindurch ein göttliches Lachen bewahren, eine himmlische Heiterkeit, den frohen Mut, der aus des Paulus Wort klingt: »Daß ich vollende meinen Lauf mit *Freuden.*« Mit Freuden! Zwischen ihm und seinem Gott war alles klar, er wußte, daß er die geliebten Brüder nicht wiedersehen würde, er mußte von ihnen gehen, aber sein Herz war ganz getrost. »Mit Freuden!«, das klang durch die vergangenen Jahre, auch durch die Tränen und Mühsale, die hinter ihm lagen. Das sollte auch klingen bis in seine letzte Stunde.

»Das Einige, Notwendige
ist: Christi teilhaft sein
und daß man ihm behändige
Geist, Seele und Gebein.
Da geht man seinen Gang gewiß
und weiß, daß man durch keinen Riß
sich von der Hand, die nie läßt gehn,
getrennet werde sehn.«

Wenn wir es ihnen nur deutlich sagen!

Ein gewaltiger Ernst lag über der Stunde des Abschieds von den Ältesten in Ephesus, und der Apostel tat auch, was er konnte, um ihnen sein Abschiedswort tief eindrücklich zu machen: »Ich bezeuge euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut« (V. 26). Liebe klingt durch dies Wort, aber mehr noch *gewaltiger Ernst.* Paulus gibt gewissermaßen das Datum an: »an diesem heutigen Tage«. Heute erfolgt die Mitteilung, heute wird gleichsam der Akt gemacht. Sie sollen es nie wieder vergessen.

Was denn? Daß er rein ist von aller Blut. Das trägt noch einen Ton heiligen Ewigkeitsernstes in seine Sprache hinein. Es geht ums Blut, um Leben oder Tod derer, unter denen er gewirkt hat, um Gerettetwerden oder Verlorengehen, um Himmel oder Hölle. Der Apostel hat ihnen »nichts verhalten« von Gottes Wahrheit, auch nicht das Wort vom Gericht. Wollen wir rein sein von dem Blut derer, die uns anvertraut sind, so dürfen wir auch diese Wahrheit nicht unterdrücken: Es gibt eine Gnadenzeit! Es gibt ein Ende der Gnadenzeit! *Es gibt ein Zu-Spät!* Darum ist der Apostel rein von aller Blut, weil er ihnen das alles verkündigt und »nichts verhalten« hat. Wahrlich, auch wir wollen *deutlich sprechen* und sagen, um was es geht. Das heißt nicht, daß wir allzu oft und in jeder Verkündigung den Schleier zurückziehen und den Blick lenken in die unerbittliche Wahrheit der ewigen Verdammnis der Verlorenen. Auch da gilt es, das Wort recht zu teilen und nicht die Herzen abzuhärten, indem man von Himmel und Hölle spricht, als wären es tagtägliche Dinge. Aber gesegnet werden und zur Errettung der Menschen führen

kann unser Dienst nur dann, wenn wir das Werk mit dem Ernst treiben, den diese ewige Perspektive uns auferlegt, dieser Ausblick in letzte endgültige Ausgänge von Menschenschicksalen.

Es ist oft schwer, vom Gericht zu reden, und es bäumt sich wohl einmal alles in unserem Gemüt dagegen auf; aber wenn wir den Mund der göttlichen Liebe reden hören von der Ewigkeit, wie sie vor seinem Auge steht, dann wissen wir, daß auch dies Gebiet aus dem Rat Gottes zu dem Wort gehört, das uns befohlen ist und von dem wir nichts verhalten dürfen, daß wir es nicht verkündigten, wenn wir rein sein wollen von aller Blut.

»*Ich habe es euch verkündigt*«, sagt Paulus. Mehr konnte auch er nicht tun. Er konnte die Menschen auch nicht hineintragen in Gottes Reich, er konnte sie nur vor die Entscheidung stellen, er konnte nur mit Tränen um ihre Seele werben.

Wenn wir das nur tun, wenn wir's ihnen wirklich sagen, so daß sie es verstehen können, verkündigen, bezeugen, predigen – der Apostel häuft die Ausdrücke –, dann haben wir unsere Pflicht getan, dann dürfen wir auch wie Paulus hier darin unsscs ssspe stillen und beruhigt sein. Das ist die tiefe Zuversicht: es handelt sich ja um den Rat Gottes, daß Menschen selig werden sollen. Er hat die Leute, denen wir sein Wort sagen, noch viel mehr lieb als wir. Er wird seine unendliche Liebe auch an ihren Herzen wirken lassen, und wir dürfen ganz getrost sein, daß sein Wort nicht leer zurückkommt. Wenn wir es ihnen nur deutlich sagen!

Lastträger gesucht

»Habt acht auf euch selbst«

Es war keine kleine Aufgabe, die der Apostel Paulus beim Abschied von den Ältesten von Ephesus diesen auf ihre Schultern legte, als er ihnen die Sorge für die Gemeinde Gottes übertrug.

Darum lenkt der Apostel zunächst die Augen seiner Zuhörer noch einmal auf die Boten Gottes: »Habt acht auf euch selbst!« (V. 28). *»Königsbote, dein Antlitz muß leuchten!«* Dies Sprichwort fand

Missionar *D. Johannsen* unter den Heiden Ostafrikas. Ist es nicht ein Wort erst recht für die Boten unseres himmlischen Königs? Wenn ihr Antlitz, ihr Leben, ihr Wandel nicht etwas zeigt von dem Abglanz der Herrlichkeit des Königs, wie soll man ihre Botschaft ernst nehmen? Wie soll man ihnen glauben, daß es wirklich wahr ist, was sie sagen von der Liebe, mit der Gott die Welt »also« geliebt hat, von der Heiligkeit des Herrn, der ist wie ein verzehrendes Feuer, von der Hoffnung, die die Menschen so erfüllt, daß, wer solche Hoffnung hat, der reiniget sich selbst? Es mag uns recht umständlich erscheinen, in wie mannigfacher Weise die Knechte Gottes, die am Heiligtum des Alten Bundes dienten, sich säubern und heiligen mußten; aber es soll uns ein Hinweis darauf sein, daß die Königsboten leuchtenden Antlitzes, innerlich geschieden von dem Geist dieser Welt, innerlich gerichtet auf den Herrn der Herrlichkeit ihren Dienst tun sollen. *»Habt acht auf euch selbst!«* Es gilt, vorsichtig zu wandeln im Hause Gottes und erst recht gegen die, die draußen sind.

»Und auf die ganze Herde!«

»Habt acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes« (V. 28). *»Auf die ganze Herde!«* Der Apostel Paulus suchte mit seinem Blick sie da wohl alle zu umfassen, die vor ihm standen aus seiner Tätigkeit in Ephesus, die Männer und Frauen, die Kranken und Gesunden, die Kinder und die Eltern, die jungen Männer und die jungen Mädchen, die Getreuen, die um des Namens des Herrn willen arbeiteten und nicht müde wurden, und die Wankenden, die im Begriff waren, die erste Liebe zu verlassen (Offb. 2, 3 u. 4). Keinen wollte er vernachlässigt wissen, keiner durfte vergessen werden. Auch die Sklaven, die es doppelt schwer haben, sollte niemand gering achten; auch die Kleinsten sollte der nicht übersehen, der die ganze Herde Gottes zu weiden berufen war.

So hatte es der Apostel ja selber gemacht. Er erwähnt es (V. 31), daß er nicht abgelassen habe »drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen«. *»Einen jeglichen!«* Jeder hat

seine Not, jeder hat seine Versuchungen. Einen jeglichen: das kostet viel Mühe und Nachgehen, das erfordert viel Treue im Kleinen. Da kann man keine Dienststunden innehalten, da macht man Überstunden, man wartet nicht auf die, fie in das Sprechzimmer kommen, man geht hin, treppauf, treppab. Da beschränkt man sich nicht auf die öffentliche Verkündigung, nein, man sagt es ihnen auch »sonderlich« (V. 20). Da hört der Tag nicht mit Sonnenuntergang auf, sondern die wertvollen Nachtstunden, in denen sich manches Herz viel leichter erschließt, werden hinzugenommen. Und Nikodemusseelen hören aus treuem Mund das Geheimnis der Wiedergeburt.

Es geht um den einzelnen

Einen jeglichen! *Es kommt darauf an, daß wir die einzelnen sehen.* Wir haben in unserer Arbeit nichts mit Sektionen zu tun, mit Gruppen, mit Abteilungen; es handelt sich darum, daß wir jeden einzelnen dem Herrn zuführen. Ein einziger kann ja oft in einer Gemeinschaft die Quelle vieler Not sein. Wir merken nicht, woher es kommt, bis wir ausfindig machen, daß einer viele vergiftet, und sein Wort frißt um sich wie der Krebs. Hätten wir uns um den einen doch vorher gekümmert! Laßt uns dem einen besonders nachgehen, ihn ermahnen, vielleicht mit Tränen, daß er, der eine Quelle der Not war, ein Träger des Segens wird für andere! Das ist die Mühe unseres Werkes, das ist ssin Adel: Wir haben es immer mit dem einzelnen zu tun. Und die Gabe des Seelsorgers ist, daß er die einzelnen sieht, die seiner Hilfe bedürfen.

Von jedem einzelnen sagt der Herr, daß seine Seele mehr wert ist als die ganze Welt. Von jedem einzelnen sagt der Apostel: »Verdirb den nicht, um welches willen Christus gestorben ist« (Röm. 14, 15). *Das gibt uns den rechten Blick für den einzelnen: Jesus ist für ihn gestorben!* Mit diesem Gedanken im Herzen wollen wir unter die Brüder gehen, da werden wir jeden einzelnen mit anderen Augen ansehen als bisher. Christus ist um seinetwillen gestorben. Und ist es nicht so: *Jeder einzelne muß einmal ganz einsam sterben!* Sie können nicht in Bausch und Bogen sterben; so kann man auch nicht Seelsorge in Bausch und Bogen treiben, so aufs große Ganze: es geht um die einzelnen.

Auch darum müssen wir die einzelnen in Christus zu befestigen suchen, weil immer aufs neue Verwirrung in unsere Reihen hineingetragen werden wird. Der Apostel sah das für seine Gemeinden ganz deutlich voraus (V. 29 u. 30). »Ich weiß, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden.« Ja, er wußte auch und machte sich darüber gar keine Illusionen, daß die Gemeinde noch nicht so gegründet war, daß nicht auch aus ihren Reihen Irrlehrer aufstehen würden.

Haben wir davon nicht auch heute Proben genug? Wenn man die wunderlichen Lehren mancher Sekten des Verderbens hört, dann möchte einem wohl einmal das Lachen kommen, und man könnte im ersten Augenblick geneigt sein, die Dinge nicht so ganz ernst zu nehmen: etwas so Dummes kann doch kein Mensch glauben. So sind wir geneigt zu urteilen. Der Apostel weiß, daß Verwirrung kommen wird. Er hat in *die Tiefen des Satans* hineingeschaut. *Von dorther kommt die Zerrüttung der Gemeinde.* Er ist die Quelle ewiger Unruhe und der Feind Gottes. Nur wenn wir diesen Hintergrund vor Augen haben, können wir Verständnis dafür bekommen, daß auch heute in unserem fortgeschrittenen Zeitalter man so törichte Dinge glaubt, wie sie geglaubt werden, daß man so kläglich an den Aberglauben gebunden sein kann wie unsere gebildete Zeit.

Und weil aus diesem satanischen Sumpf die unreinen Dünste aufsteigen und alle Menschen umnebeln – keiner ist davor sicher –, darum gilt es, die einzelnen zu befestigen in Christus.

». . . *zu weiden die Gemeinde Gottes*«

Das freilich legt schwere Lasten auf. Man sollte in allen unseren Kirchen ein Schild heraushängen: *Lastträger gesucht!* Ein »Bischof«, ein Ältester und Presbyter der Gemeinde, ein Aufseher, der achthaben soll auf die ganze Herde, das ist ein Mann, in dessen Schritt kommt die Schwere hinein, in dessen Leben die Tiefe. Da gilt es, schwere Bürden anzufassen, die kein Mensch in eigener Kraft heben kann. Verschüttete aus dem Schutt wieder auszugraben, Verirrten nachzugehen, auch wenn sie zäh und eigensinnig vor unserer Freundeshand forteilen, das ist Arbeit für Tag und Nacht. Gesegnet

der Mann, der seine Schultern stemmt unter die Lasten der Gemeinde Gottes!

Da wird es ihm helfen, daß er weiß, *der Heilige Geist hat ihn gesetzt zum Aufseher der Gemeinde;* er hat sich seinen Posten nicht selbst errafft. Wer es doch getan hat, der sehe zu, wie er durch diese Not hindurchkommt, ohne seinen Heiland zu verraten oder seine Seele zu verlieren! Die aber der Heilige Geist berufen hat, auch in die Ämter unserer Gemeinden, die sind gerufen mit einem heiligen Ruf. Das soll ihnen Kraft geben, auch wenn sie angefochten werden; das wird ihnen unermüdliche Treue ins Herz flößen, wenn einmal der Mut entsinken will.

Es ist *ein heiliger Ruf,* denn es handelt sich um die »Gemeinde Gottes, die Jesus durch sein eigen Blut erworben hat«. Wir sind nicht Herren, sondern Diener der Seelen, die uns anvertraut sind. Es ist ein starker Ausdruck, den Paulus hier gebraucht. Das Zitat aus dem Psalm 74, Vers 1 u. 2, von Gottes Gemeinde, die er sich zum Erbteil erlöst hat, zu Schafen seiner Weide, verbindet er mit dem Gedanken, daß Christus seine Gemeinde erworben hat durch sein eigen Blut. So klar ist ihm das, was wir vielleicht die »Frage« oder das »Problem« der Gottessohnschaft Christi nennen. Gott hat »sein eigen Blut« darangesetzt, seines eigenen Sohnes nicht verschont, um uns vom Tode zu erwerben. *Die Erlösten sind ihm teuer,* und die, die in seinem Weinberg arbeiten, hat Gott gesetzt zu Aufsehern, Dienern, Lastträgern. Liebe Brüder, ich rede nicht viel vom »Amt«, weil dies Wort manchmal so falsch verstanden wird, aber vergesset nicht die heilige Weihe, die auf dem Dienst liegt, daß Gott sündigen Menschen das Vorrecht geschenkt und die Pflicht anvertraut hat, sich zu sorgen um die Gemeinde Gottes, welche er »durch sein eigen Blut erworben hat«. Zu solchem Dienst seid auch ihr berufen, die ihr irgendwie eurem Heiland dient an euren Brüdern. *Vor Jesu Augen ist nichts gering, das es irgend zu tun hat mit der einen großen Sache, daß Sünder selig werden.*

Darum wollen wir die Menschen auch immer wieder zu ihrem Gott und Heiland führen. Die Ältesten sollen die Gemeinde *weiden.* Nicht Steine sollen den Menschen gegeben werden, sondern Brot, das, wovon sie etwas haben für ihre Seelen. Nicht Schlagworte unserer Zeit, nicht Redensarten eines religiösen Wörterbuches, son-

dern Speise, Gottes Wort. Gott will, daß die Herde geweidet wird. Gott will, daß Menschen sein Wort hören.

Abgeben an einen Stärkeren!

»Und nun, liebe Brüder!« (V. 32). Wie oft haben wir dies Wort in uns aufsteigen hören: »Und nun!« So klang es am Schluß einer Tagung: »Und nun, was morgen?« So klang es beim Abschied von Brüdern, die bisher das Herz unseres Bruderkreises waren: »Und nun, wie soll es gehen ohne sie?« Und nun, was mache ich in den verworrenen Verhältnissen meines Lebens? Und nun, was soll werden, wenn ich in mich selber hineinsehe und meine Schwachheit vergleiche mit meinen Aufgaben?

Auch dem Apostel kommt dies Wort: »Und nun!« »Und nun, liebe Brüder!« In diesem Schluß klingt alle die Liebe, die er an sie gewandt hat, noch einmal durch. Es ist kein dienstliches Verhältnis, kein amtliches, das sie miteinander verbindet, es ist überflutende Liebe, die von Paulus auf die Gemeinde ausgegangen ist. Er hat viel für sie getan. Und nun, was soll er noch tun? Was *kann er noch* tun?

Der Lastträger legt die Last auf stärkere Schultern: »Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade!« Er gibt die Gemeinde und alle Sorgen der Gemeinde ab und legt, was ihn beschwert hat, nun in Gottes Hand. Da kommt tiefe Ruhe über ihn trotz aller dunklen Wolken, die seinen Lebensweg und auch die Zukunft der Gemeinde umschatten. Er geht, Gott bleibt. Mit ihm haben sie es allein zu tun. *Paulus kann sterben, Gott stirbt nicht.*

Auch ohne den Apostel ist die Gemeinde verbunden mit dem lebendigen Gott. Das ist das heilige Werk aller Seelenpflege, die Menschen an nichts und an niemand zu binden als an den lebendigen Gott allein, daß alle ihre Wurzeln sich senken, daß alle ihre Anker geworfen werden in Gottes Herz. Wenn *die Christen in Ephesus* ihn nicht gefunden hatten und nur durch Paulus gehalten wurden, dann freilich ging mit seinem Abschied ihre Sonne für immer unter. Und in die Tränen und das viele Weinen, in die Bewegung, mit der sie Paulus um den Hals fielen und ihn küßten, mischte sich bei solchen Leuten eine heimliche Verzweiflung: Nun sind wir verlassen.

Der Apostel weiß, daß er ihnen Gott, den lebendigen Gott, gebracht, daß er sie Gott, dem lebendigen Gott, ans Herz gelegt hat; und nun befiehlt er sie Gott. Das ist auch *eine Probe auf unser Arbeiten,* ob wir, wenn wir plötzlich abgerufen würden, dann erst noch tausenderlei zu ordnen hätten in unserem Arbeitskreis. Da hat mancher gemerkt, daß er die Hauptsache vergessen hat, und all sein Arbeiten war in den Wind getan. Als der Augenblick kam: »Und nun!«, da konnte er seine Hörer nicht einfach Gott befehlen, denn sie kannten Gott nicht. Wunderbar die Ruhe, die über des Paulus Wort liegt! Er hat verstanden, was eines jeden Arbeiters im Reiche Gottes heiliges Anliegen sein soll: *sich selbst überflüssig zu machen* und so zu arbeiten, daß die ihm anvertrauten Menschen ein Stück eigenes Land haben selbsterfahrener Gotteswirklichkeit im Reich der Gnade und nicht bei ihm zur Miete wohnen. Dann können sie stehen im Glauben, auch wenn alle menschlichen Stützen wanken und schwinden. Wohl dem Lastträger, der seine Last getragen hat, bis Gott seinem Dienst Schranke und Ziel gesetzt hat, und der dann die Hände falten konnte: »Und nun!« Ich gebe mein Werk an den zurück, der mir's gegeben hat. – »Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade!«

Nur Gott selber kann seine Gemeinde erbauen

Eigentümlich, als ob das »Wort seiner Gnade« eine Person sei, der man etwas anbefehlen könnte. Ja, so dürfen wir es ansehen. *In dem Wort der Gnade klopft ein treues Herz.* Es wirkt an unseren Herzen, es kümmert sich um uns. Diesem Wort der Gnade traut Paulus alles zu, auch Übermenschliches. Wenn nur Gottes Gnade hell erstrahlt, dann hat es keine Not, dann werden Gleichgültige aufgerüttelt und Sünder gerettet und Müde ermuntert, dann werden Brüder verbunden in herzlicher Gemeinschaft und die Augen emporgezogen zu dem Gott aller Gnade und zu dem herrlichen Ziel einer lebendigen Hoffnung.

Das Wort seiner Gnade – es ist *eine heilsame Gnade.* Wie manche Ermahnung hätte wohl Paulus noch gerne angefügt, für viele Einzelfälle noch gerne einen guten Rat gegeben. »Seid wach!« so ruft er den Ältesten zu. Er will auch Menschenarbeit mit anspannen, die Gemeinde zu erhalten und zu führen. Aber endlich befiehlt er sie

alle dem Wort der heilsamen Gnade Gottes. *Dies Wort macht mit keiner Sünde Frieden.* Es wird sie strafen und züchtigen, heilen und erbauen.

Denn Gott »ist mächtig, euch zu erbauen«. Über alle Aufgaben, Schwierigkeiten, Ungewißheiten sieht Paulus weit hinaus auf die starke Hand seines Gottes: *Gott kann!* Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, die Gemeinde Gottes zu erbauen. Wer einmal ein wenig mit Hand angelegt hat, um einen kleinen Kreis im innersten Sinne des Wortes Gottes »erbauen« zu helfen, der weiß, wie schwer es ist, welche übermenschlichen Widerstände, welche satanischen Versuchungen, welche höllischen Mächte sich gegen dies göttliche Ziel aufmachen. Da helfen keine Baukünste und architektonischen Versuche menschlicher Klugheit. Nur Gott selbst kann seine Gemeinde erbauen. Und er wird es tun! Es mag oft wenig erbaulich klingen und aussehen, wenn Gott seine Gemeinde erbaut, weil er viel Unerbauliches aufdecken und zuschanden machen muß. Es wird manchmal mehr aussehen wie niederreißen und ist doch aufbauen. *Gott kann erbauen, und er wird es tun.*

Ist es nicht genug für uns, das zu wissen? Wir übersehen ja nicht einmal, was eigentlich für uns und andere das Notwendigste ist zum Wachstum des inneren Lebens. Er erhört unsere Gebete über unser Bitten und Verstehen. Wir rufen ihn an oft nur nach dem Maß der Nöte, die uns bedrängen; Gott segnet seine Gemeinde nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit. Das geht über alles Menschenfassen hinaus. So wird er geben jedem einzelnen unter den Seinen, was ihm not ist. Er kann den Glauben erhalten, daß wir nicht lau werden und abfallen. Er kann den Wandel stärken und uns zum Dienst ausrüsten. Er kann Kraft geben, übernatürliche Kraft, daß wir im Leiden ausharren und nicht von ihm weichen. Er ist mächtig, uns zu erbauen, kurz gesagt: daß wir zu denen gehören, »die geheiligt werden« (V. 32), daß wir sein Eigentum sind zum Lob seiner herrlichen Gnade.

Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!

Darf ich den Lastträgern noch zwei schöne Worte zum Schluß sagen?

Wir werden unser Ziel erreichen *»unter allen,* die geheiligt werden«. Das bindet uns in herzlicher Liebe zusammen mit dem ganzen Volk Gottes. Wir gehören zusammen, wir sind ein Leib, eine Gemeinde vor ihm. Laßt uns dies Gefühl der Bruderliebe immer wieder nähren in unserem Herzen! Laßt uns keinen Händedruck sparen, keinen Gruß versäumen, kein freundliches Wort vergessen, durch das wir anderen zeigen können, daß wir in Christo mit ihnen verbunden sind! Oh, wie sehnt sich doch unsere Seele oft danach bei der großen Zerklüftung in dieser Welt, bei dem vielen, das uns in anderer Beziehung trennt und auseinanderführt, unter den Jüngern Jesu diese herzliche Bruderliebe zu finden! Liebe Freunde, es ist eine zarte Sache um die Liebe, laßt sie uns treulich pflegen! Wir wollen uns freuen über jeden, der mit uns zieht zu Gottes ewiger Stadt.

Und das ist das letzte: Gott ist mächtig, uns »zu geben *das Erbe* unter allen, die geheiligt werden«. Vor unserem Auge steht ein Erbe. Unsere Seele erfüllt die Hoffnung der Herrlichkeit. Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. Was wird das sein, wenn einmal der letzte Bruder von der Landstraße heimgekehrt ist an des Vaters Tisch und der ganze Chor versammelt ist und kein Glied der Familie mehr draußen, wenn wir uns wiederfinden in unserem Erbteil im gelobten Land!

Dann werden unser aller Augen von allem anderen abgezogen und werden auch nicht mehr hängen an den Brüdern, viel weniger an der Herrlichkeit der Stadt der goldenen Gassen.

> »Nicht nach euch, ihr schönen goldenen Gassen,
> geht des Herzens tiefstes Sehnen hin:
> Ewig, ewig werd ich den umfassen,
> dessen teuer erkauftes Eigentum ich bin.«

Das wird das Erbe sein: wir werden *bei dem Herrn sein allezeit!* Da werden die Lastträger sich freuen, daß sie die Last nicht abgeworfen, sondern in Treue getragen haben, solange es Gott gefiel. Da werden sich freuen, die mitgearbeitet haben in seinem Weinberg, wie man sich freut in der Ernte.

Wenn unser Blick von dort zurückkehrt, von dem Erbe, auf das wir warten und das er uns geben will, dann klingt in unserem Herzen ein Vers, den ich einmal in dunkler Stunde im Kriege in einem ver-

wüsteten Russenhause in Kowno fand. Er grüßte mich wie ein Engel Gottes:

»Gedenk ich dein, o Ewigkeit,
wie klein ist dann die Müh der Zeit!«

In diesem Band sind erneut die drei seit langem vergriffenen Schriften von Paul Humburg vereinigt: „Die ganz große Liebe“, „Die hart Gebundenen macht er frei“ und „Jesus und seine Jünger“.

Die Verkündigung Paul Humburgs ist heute noch geistlich-seelsorgerlich so wichtig, daß man ihr unbedingt Beachtung schenken sollte. Hier ist ein Mann, dem es um eine Sache geht: um das Evangelium, das Gottes Kraft zur Rettung von Sündern ist. Es geht ihm darum, einen Namen, eine Person zu bezeugen: Jesus Christus.

